This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4V7E /

57
893

יהוה

INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER. FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX. 160.
כדברך
הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
εστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙΣ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.

136.1

~~1560~~

Predigten

an

Sonn- und Festtagen

gehalten

von

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,
Oberconsistorialrathe, Generalsuperintendenten
und Oberpfarrern zu Gotha.

Erstes Bändchen.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Leipzig,
bei Johann Ambrosius Barth.
1823.

Ueber

Tod, Unsterblichkeit

und

Auferstehung.

Für Zweifelnde und Trauernde.

Predigten,

gehalten von

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,

Oberconsistorialrathe, Generalsuperintendenten und Oberpfarrern zu Gotha.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig,

bei Johann Ambrosius Barth.

1823.

Predigten

an

Sonn- und Festtagen

gehalten

von

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,
Oberconsistorialrathe, Generalsuperintendenten
und Oberpfarrern zu Gotha.

Erstes Bändchen.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Leipzig,
bei Johann Ambrosius Barth.
1823.

Ihrer Hoheit

der

Durchlauchtigſten Herzogin

Frau

Karoline Amalie

verwittweten Herzogin von Sachſen-Gotha und Altenburg,
gebohrner Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel ꝛc.

meiner

gnädigſten Herzogin

und

Frau.

Ihrer Hoheit

der

Durchlauchtigsten Herzogin

Frau

Karoline Amalie

verwittweten Herzogin von Sachsen-Gotha und Altenburg,
gebohrner Prinzessin von Hessen-Cassel ꝛc.

meiner

gnädigsten Herzogin

und

Frau.

Hoheit;

Durchlauchtigſte Herzogin;

Gnädigſte Frau!

Ew. Hoheit ein Zeichen meiner tiefſten und innigſten Verehrung geben zu können, war ſchon längſt mein ſehnlichſter Wunſch.

Den Muth aber, Höchſt-Ihnen dieſe religiöſen Vorträge zu widmen, konnte ich nur in der Güte finden, mit welcher Höchſt-Sie mehrere dieſer Vorträge anzuhören und zu beurtheilen geruhten, und in der ausgezeichneten und auf Erleuchtung durch das göttliche Wort gegründeten Frömmigkeit, welche von Höchſt-Ihren ruhmwürdigen Anherren aus den erhabenen und um die Stiftung der evangeliſchen Kirche hochverdienten Häuſern Dänemark und Heſſen auch auf Ew. Hoheit verpflanzt worden iſt.

Dieß gibt mir die angenehme Hoffnung, daß Höchſt-Sie gnädigſt geruhen werden,

meine, wenn auch unvollkommenen, Beſtrebungen, das Reich evangeliſcher Erkenntniß und Tugend in dem mir gnädigſt anvertraueten Wirkungskreiſe zu erweitern, mit Nachſicht zu beurtheilen, und ſie als einen ſchwachen Ausdruck der tiefſten Verehrung huldreichſt aufzunehmen, in welcher ich erſterbe

Ew. Hoheit

Gotha den 16. April
1823.

unterthänigſter Diener,
D. Karl Gottlieb Bretſchneider.

Vorrede.

Als einen Verſuch, und als Mittel, mir die Belehrungen competenter Richter über meine Predigten und Predigtweiſe zu verſchaffen, ließ ich im Jahre 1813. ein Bändchen meiner bey meiner vormaligen Gemeinde in Annaberg gehaltenen Predigten (acht Vorträge enthaltend), unter dem Titel, der ihnen hier wieder vorſtehet, drucken. Das Urtheil der Kunſtrichter fiel ſo aus, daß ich kein Bedenken fand, dem Wunſche des Verlegers zu entſprechen, eine zweyte Auflage dieſer Predigten zu veranſtalten, und ſie mit einer Abtheilung neuerer, hier in Gotha gehaltener, zu vermehren. — Der Leſer findet daher hier jene acht Vorträge in derſelben Ordnung wie in der erſten Auflage, und im Weſentlichen unverändert; dann aber ſieben neuere Vorträge über denſelben Gegenſtand, die von mir hier in Gotha gehalten worden ſind. Sie haben den frühern Titel, als einen beſondern, beibehalten, aber auch nach dem Wunſche des Verlegers, einen allgemeinen Titel bekommen, der ſie mit dem 2. Bande, der andern Inhalts iſt, verbindet.

Geleitet von dem Verlangen, einen Theil meiner hier gehaltenen öffentlichen Vorträge dem Drucke zu übergeben, um das flüchtig verſchwin-

dende Wort nach dem Wunſche ſo mancher Zuhörer in bleibende Schrift zu feſſeln, und auch außer meinem amtlichen Wirkungskreiſe etwas zu Beförderung evangeliſcher Erleuchtung und Tugend beyzutragen, hatte ich mich ſchon ſeit einiger Zeit damit beſchäftiget, mehrere meiner Predigten, und zwar ſolche, von denen mir bekannt geworden war, daß man ſie nicht ohne Beyfall gehört hatte, für den Druck ins Reine zu ſchreiben. So entſtand zugleich ein zweytes Bändchen, das Predigten enthält, die ich zu verſchiedener Zeit in meinem jetzigen Amte gehalten habe. Zur Bequemlichkeit der Käufer hat es außer dem allgemeinen auch noch einen beſondern Titel empfangen, der, wie ich mir ſchmeichele, ſeinem Inhalte entſprechen wird.

Die Beurtheiler meiner frühern Predigten machten die Bemerkung, daß meine Vorträge mehr Erzeugniſſe des reflectirenden Verſtandes, als Producte des Gefühls ſeyen, und daher auch mehr den Verſtand als das Herz anſprächen. Ich habe dieſe Bemerkung für richtig gehalten, weil, wenn ich mich anders ſelbſt recht verſtehe, bey mir das Urtheil über das Gefühl vorherrſchend iſt, und ich nicht läugne, daß das erſte Erforderniß, das ich ſelbſt an meine Vorträge mache, das der Klarheit und des Zuſammenhanges iſt. Auch mag das Studium der wiſſenſchaftlichen Theologie, das mich immer beſchäftigt hat, die Neigung leicht befördern, mehr die Erkenntniß als die Gefühle auszuſprechen. Ich habe jene Bemerkung dankbar zu benutzen geſucht, und die Aufmerkſamkeit auf Vermeidung des kalten Lehrtons

und auf Belebung des Vortrags geschärft, und es sollte mich freuen, wenn man in den Vorträgen, die hier zum ersten Male im Druck erscheinen, die Folgen dieser Aufmerksamkeit bemerken sollte.

Indessen so weit zu gehen, daß ich das Gefühl über den Verstand hätte sollen vorherrschen lassen, — das würde mir nicht nur meine Individualität sehr schwer, vielleicht unmöglich gemacht haben, sondern ich könnte es auch nicht für rathsam halten. Die Gefühle sind immer etwas unbestimmtes, das erst durch ein Gesetz geregelt werden muß, wenn es wohlthätig seyn und rein bleiben soll. Die sittliche Vollkommenheit des Menschen besteht darin, daß er durch das heilige Gesetz der Vernunft alle seine Gefühle in Ordnung erhält. Der Prediger soll sich auch so in seinem öffentlichen Vortrage zeigen, und daher das Gefühl immer dem Lichte, nicht aber das Licht dem Gefühle unterordnen. Klares und reines Licht gibt, wie heller Sonnenschein, auch Wärme; und rechte, wohlthätige Wärme. Nach meiner innigen Ueberzeugung muß es das Licht seyn, das über der dunkeln Tiefe des Gefühls waltet und leuchtet, wenn nicht der Prediger zum Dichter, und der Dichter zum Schwärmer werden soll. (Ich sehe davon merkwürdige Beyspiele, die ich hier nicht näher bezeichnen will.) Dieß ist aber um so mehr zu bedenken, je stärker in den letzten drey poetischen und tragischen Jahrzehnden der Hang, sich dem Gefühle hinzugeben, geworden ist. Auch in Köpfe, wo es sonst hell war, ist der heilige Nebel eingetreten, den man so oft nur allein für das rechte Licht halten

will. Ich fürchte aber sehr, daß unsrer religiösen und sittlichen Kultur große Gefahr droht, wenn die Wächter Zions statt die Augen zu schärfen, sie schließen, um sich an Bildern zu ergötzen, welche das Gefühl in der erregten Phantasie hervor zaubert; ich bin dagegen überzeugt, daß eine wahre, wohlthätige zu ächter Tugend führende Religiosität und das tiefe Gefühl von der Wahrheit der religiösen Ideen nur hervorgeht aus der Klarheit, mit der diese Ideen in unserm Bewußtseyn sind, und von der Vernunft aufgefaßt werden. Ich halte den Weg vom Gefühle zum Glauben oder zur Erkenntniß für gefährlich und trügerisch, und nur den von der Erkenntniß zum Gefühle für sicher und wohlthätig. Wäre ich hier in Irrthum, so befürchte ich, er sey bey mir unheilbar geworden. Ich erkenne aber dabey zu meiner Beruhigung, daß eine aus lichtvoller Anschauung des religiös-Idealen hervorgegangene Religiosität weder einen Sand erzeugen wird, welcher der Vorsehung durch seinen Dolch zu Hülfe kommen zu müssen glaubt, noch eine Krüdener, welche das Glück des Lebens in einem seligen Müßiggange sucht, noch auch einen v. Haller, welcher zur Ehre Gottes als Wolf im Schaafskleide unter die Lämmer schleicht, und die Kirche des Herrn aller Herren nur erbaut glaubt für die Schriftgelehrten und Hohenpriester und für Pilatus und Herodes.

Dazu kommt, daß ich den Beruf des evangelischen Predigers von dem Berufe des Redners überhaupt für wesentlich verschieden halte.

Des politischen Redners Zweck ist immer, einen Entschluß, dessen man grade bedarf, bey dem Hörer hervorzubringen. Sein Zweck ist daher ein momentaner, aus einem bestimmten Zeitverhältnisse hervorgehender, eine bestimmte Entschließung fordernder. Er hat den Willen anderer zu bestimmen, sey es nun durch das Licht, das er in ihrem Verstande entzündet, oder durch die Gefühle, die er in ihrem Herzen aufregt. Alles, was den Willen bewegen kann, darf er herbey ziehen, und er hat geleistet, was er leisten soll, wenn er die Hörer zu dem Entschlusse bringt, den er bewirken will. Der Prediger aber ermangelt, die Casualreden ausgenommen, einer äußern Veranlassung und daher auch einer individuellen Richtung seines Vortrags. Er tritt nicht auf aus irgend einem Bedürfniß, sondern aus Amtspflicht. Sein Zweck ist daher auch nicht nur irgend einen Entschluß hervor zu bringen, sondern er soll auch lehren, und nicht nur Gefühle erwecken, sondern auch beruhigen. Auch sollen alle Entschließungen, die der Prediger in den Hörern anregt, moralisch seyn, das heißt, nur allein aus ihrer Ueberzeugung, daß sie recht und dem Sittengesetze gemäß sind, hervorgehen. Ihm kann es daher nicht, wie dem politischen Redner, nur darum zu thun seyn, zu erwecken, zu begeistern, zu bewegen; sondern er muß sorgen, zugleich die Hörer von der Sittlichkeit und Wahrheit dessen, wozu er sie bestimmen will, zu überzeugen.

Die Predigt hat daher eine weit allgemeinere Bestimmung als die profane Rede, und individualisirt sich wie diese nur dann, wenn sie, wie in der Casualpredigt, einen einzelnen Fall auffaßt, oder eine individuelle moralische Handlung, z. B. die Unterstützung der durch einen Brand Verunglückten, und dergleichen, zum Gegenstande hat. Ihr allgemeiner und Hauptzweck aber ist, der christlichen Erziehung, welche die Schule begann, und die Kirche an den Erwachsenen fortsetzt, zu dienen, also die ganze religiöse Bildung des Menschen zu umfassen. Diese aber besteht wesentlich in der Erleuchtung, theils über die Wahrheiten des Glaubens, auf denen die religiöse Gesinnung beruht, theils über den Sinn, den Umfang und die Anwendung des göttlichen Gesetzes, welches das Maaß unsers Lebens seyn soll. Da die Gefühle nichts anders sind, als die fortdauernde subjective Empfindung von der Beschaffenheit der Dinge und ihrer Beziehung auf uns; so kann die Predigt sie nur dadurch erwecken und richtig bestimmen, daß sie die Beschaffenheit des religiösen Glaubens und Lebens, d. i. seine Wahrheit, Würde und unbedingte Wohlthätigkeit für die Hörer in das hellste Licht setzt. Da das Gefühl an sich etwas unbestimmtes ist, und nur erst durch die klare Anschauung des Vollkommenen Reinheit, Richtigkeit und Vollkommenheit bekommt; so ist nur der Weg von der klaren Anschauung zum Gefühle der richtige und sichere; der Weg aber vom Gefühle zum Glauben und Han-

dem der unsichere und gefahrvolle, der leicht zu Irrthum, Schwärmerey und Verbrechen führen kann. Das Gefühl zu erregen kann und darf daher nie unmittelbarer Zweck der Predigt seyn, sondern nur mittelbarer, dem durch anschauliche Darstellung des Wahren und Guten zugestrebt werden soll.

Ich halte daher dafür, der Prediger vergesse seine Bestimmung und entäußere sich der Würde seines Amtes, wenn er dem durch Romanenlectüre verwöhnten Geschmacke huldigend, oder aus eigener Eitelkeit, die Predigt entweder zur unterhaltenden und ergötzenden Rede, oder zur Schilderey von Gefühlen macht. Er soll nicht unterhalten und ergötzen wollen, sondern lehren und erbauen; er soll auch nicht auf Erweckung von Gefühlen ausgehen, oder bey den Zuhörern nur auf das Wasser der Thränen losarbeiten, sondern dem Gemüthe der Hörer durch Glauben und Pflichtgefühl die Fassung geben, wodurch sie in allen Lagen des Lebens standhaft, muthig und gottergeben werden. Damit will ich aber nicht behaupten, daß die Predigt etwa ein kalter und trockner Kathedervortrag seyn solle, oder daß ihre Form eine gleichgültige Sache sey. So wie zur Tugend nicht bloß die Erfüllung des Gesetzes aus reinen Beweggründen gehört, sondern auch eine edle, das Gefühl wohlgefällig ansprechende Form der Pflichterfüllung; so auch bey der Predigt. Der Prediger muß seine Pflicht, zu lehren und zu erbauen, in edler Form erfüllen, das heißt, in einem reinen, edlen und belebten Vortrage predigen.

Macht er aber die Form zur Hauptsache; will er durch diese glänzen, unterhalten, rühren, gewinnen: so tritt er aus seinem heiligen Beruf heraus, und wird aus dem ernsten Seelsorger ein angenehmer Gesellschafter.

So habe ich meine Pflicht als evangelischer Prediger angesehen; und diese Ansicht ist nicht ohne Einfluß geblieben sowohl auf die Wahl der Materien für meine Vorträge, als auf die Art ihrer Behandlung. Ob diese Ansicht die richtige sey, und ob ich ihr in den vorliegenden Vorträgen entsprochen habe, darüber muß ich den kundigen Leser urtheilen lassen. Ich hielt es aber für erforderlich, den Maaßstab anzugeben, nach dem ich meine Pflicht messe, und nach welchem ich daher auch von andern meine Leistungen zu ihrer Erfüllung beurtheilt zu sehen wünschte.

Uebrigens habe ich keinen sehnlichern Wunsch, als daß die hier gegebenen Vorträge auf Ueberzeugung, Entschließung und Gefühl der Leser wohlthätig wirken mögen.

Der Verf.

Inhalt.

Erste Abtheilung, frühere Predigten enthaltend, die hier im zweiten Abdruck erscheinen.

1. Der wichtige Unterschied zwischen dem sterbenden Menschen und dem sterbenden Thiere. S. 1—17.

2. Die trostvolle Aehnlichkeit des sterbenden Erlösers mit den fallenden Streitern im Kriege. S. 18—33.

3. Wie sehr es den Glauben an Unsterblichkeit befestige, wenn wir den Tod als eine zweite Geburt betrachten. S. 34—48.

4. Warum hat es Gott nicht verstattet, daß die Seelen der Verstorbenen den Lebenden, um die Unsterblichkeit der Seele über allen Zweifel zu erheben, wieder erscheinen dürfen? S. 49—66.

5. Ueber die Wiedervereinigung mit unsern Freunden in der Ewigkeit. S. 67—85.

6. Welchen Einfluß der Glaube an die Wiedervereinigung mit unsern Freunden in der Ewigkeit auf unsre gegenseitigen Verbindungen in dieser Welt haben müsse. S. 86—104.

7. Der Unterricht des Evangeliums über die Schicksale unserer Seele nach dem Tode und die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens. S. 105—123.

8. Von der Auferstehung des Leibes. S. 124—141.

Zweite Abtheilung, neuere, in Gotha gehaltene noch ungedruckte Predigten enthaltend.

9. Wodurch wir die ängstliche Furcht vor dem Tode besiegen können. S. 142—155.

10. Eine genauere Kenntniß unsrer Zukunft jenseits des Grabes kann für uns weder möglich, noch heilsam seyn. S. 156—168.

11. Der Glaube an Unsterblichkeit ist es, der die Räthsel des menschlichen Lebens befriedigend löset. S. 169—186.

12. Der Trost der Religion bei den Klagen an den Gräbern der Jugend. S. 187—200.

13. Die am Abende unsers Lebens erwachende Sehnsucht nach dem Troste der Religion. S. 201—216.

14. Was wir bey dem Lachen des Unglaubens über die Hoffnung der Unsterblichkeit zu bedenken haben? S. 217—233.

15. Daß die Lebenden gegen achtungswerthe Verstorbene fortwährende Pflichten zu erfüllen haben. S. 234—248.

Am Trinitatisfeste,

Nachmittags auf dem Gottesacker.

(im Jahre 1809.)

Wir haben hier keine bleibende Stadt; sondern die zukünftige suchen wir! — Wenn könnten uns diese Worte des Apostels wohl stärker ergreifen als hier, an dem Orte unsrer heutigen Versammlung, wo wir auf Gräbern stehen, in welchen so viele Geschlechte der Vorzeit ruhen? — Für den Körper fanden sie hier die bleibende Statt; aber ihr Geist suchte den zukünftigen Wohnsitz, den uns Gott, der Vater alles Lebens, bereitet hat. Doch ist dem wirklich also, m. Fr., ist in Wahrheit von denen, die in diesen Gefilden des Todes ruhen, außer ihrem Staube noch etwas übrig? Hat etwas in ihnen die Verwesung überdauert und eine zukünftige, eine himmlische Stätte gefunden? oder ist ihr ganzes Wesen hier begraben und vermodert? —

Wenn wir blos nach dem urtheilen, was uns unsre Sinne von dem Schicksale des Menschen im Tode berichten; so hat er mit dem Thiere gleiches Schicksal. Er wird geboren wie das Thier, nährt sich, wächset und pflanzet sich fort wie dieses; er ist, wie das Thier, Abwechselungen von Gesundheit und

Krankheit ausgesetzt; er hat, wie dasselbe, eine gewisse Größe und Vollkommenheit des Leibes, die er in der Regel erreicht; er hat, wie das Thier, sein Lebensziel, das er nicht leicht überschreitet; er altert und stirbt wie das Thier, und sein ganzes Wesen, so weit es unsern Sinnen sichtbar ist, wird eben so wie das Thier aufgelöst zu Staub und Asche. Der Mensch scheint also äußerlich kein andres Schicksal zu haben, als alle andre Geschöpfe auf Erden; er wird auch, wie alles andre, wieder zur Erde, und seine Asche vermischt sich mit dem Staube der Thiere und dem Moder der Pflanzen, die auf seinem Grabe wachsen. Fast sollte man aus dieser Aehnlichkeit den Schluß ziehen, daß auch das Leben des Menschen im Tode völlig geendiget werde, wie das Daseyn der Thiere und Pflanzen, und daß zwischen Menschen und Thieren in dieser Rücksicht kein Unterschied sey. Dieß ist es auch in der That, was der Unglaube, was die lasterhafte Zweifelsucht, was der genußliebende Leichtsinn zu ihrer Rechtfertigung so begierig ergreifen. „Es gehet, rufen sie aus, — es gehet ja dem Menschen wie dem Viehe; wie dieß stirbt, so stirbt auch er; wie dieß vermodert, so vermodert auch er. Was also soll er besser seyn; was soll er ein andres Schicksal haben? — Schwärmerey ist es, auf eine Unsterblichkeit für ihn zu hoffen; und eine leere Einbildung seines Stolzes, allein eine Ausnahme unter allem, was auf Erden lebt, machen zu wollen!“

Wie aber, gel. Fr., hat der Unglaube darin recht? Sind sich denn Mensch und Thier im Tode

wirklich so gleich, daß man die traurige Schlußfolge ziehen könnte, sie hätten auch im Tode dasselbe Schicksal, und es gehe von dem Menschen eben so wenig, als von der Pflanze oder dem Thiere, etwas über zu einem neuen und vollkommnern Leben? —

Diese Frage zu untersuchen, mit Aufmerksamkeit zu untersuchen, das fordern von uns die Gräber unsrer Aeltern und Kinder, unsrer Geschwister, Verwandten und Freunde, die uns hier umgeben! Wer möchte sich der Ueberzeugung dahin geben, daß von dem Wesen dieser geliebten Personen nichts mehr übrig sey, als der Staub in ihren Särgen? — Lasset uns also unsre Blicke auf den Tod des Menschen richten, und ihn mit dem Tode der Thiere, die mit uns diese Erde bewohnen, vergleichen. Wir werden in dieser Vergleichung Ermunterung, Beruhigung und Trost finden.

Text. Pred. Sal. Cap. 3, v. 19.

„Es gehet dem Menschen, wie dem Viehe; wie dieß stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerley Odem, und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh; denn alles ist eitel.“

Hier hören wir die Stimme des Unglaubens, wie sie nicht nur zu Salomo's Zeiten ertönte, sondern auch jetzt noch vernommen wird. Denn die vorgelesenen Worte enthalten nicht den Glauben, dem Salomo für seine Person zugethan war, sagen also nicht, was er für wahr hielt. Dieses läßt sich nicht nur von selbst erwarten; sondern es erhellt auch aus dem 12. Cap. derselben Schrift, wo Salomo seine eigne Ueberzeugung mit den Worten ausspricht: „der Staub (der Kör-

per) muß wieder zur Erde kommen, wie er (zuvor) gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." In den Worten unsers Textes wird also der Unglaube redend eingeführt, wie er es läugnet, daß der Geist des Menschen nach dem Tode zu Gott komme, und behauptet, daß es dem Menschen im Tode ergehe wie den Thieren; das heißt, daß er auch nicht unsterblich sey. Denn wie das Thier stirbt, so sterbe auch der Mensch; zwischen dem Tode des Menschen und des Thieres sey kein Unterschied zu bemerken; beide beseele einerley Odem, einerley Lebensgeist; folglich habe der Mensch nichts mehr zu erwarten als das Thier; er habe nichts voraus, ihn treffe im Tode gleiche Zerstörung seines Wesens.

Hat denn aber der Unglaube recht? — Ist der Mensch dem sterbenden Thiere, der hinwelkenden Pflanze wirklich so gleich, daß er auch kein besseres Schicksal erwarten darf, als diese? — Nein, gel. Fr., das ist er nicht! Wahr ist es zwar, daß er dem äußern Anscheine nach im Tode vor dem Thiere nichts voraus zu haben scheint; aber bey näherer Betrachtung finden wir einen großen, einen unermeßlichen Unterschied zwischen beyden, der es uns verbürgt, daß auch das Schicksal des Menschen im Tode ein ganz andres seyn wird, als das Schicksal des Thieres, das Loos der Pflanze.

Der wichtige Unterschied zwischen dem sterbenden Menschen und dem sterbenden Thiere

soll es seyn, den ich jetzt zur Beruhigung und Erhebung unsers Herzens näher entwickeln will.

Zuerst will ich euch diesen Unterschied selbst darzustellen, sodann aber dessen Wichtigkeit zu zeigen suchen.

Aehnlich sind sich zwar der sterbende Mensch und das sterbende Thier; aber diese Aehnlichkeit ist keine Gleichheit, ist nicht so groß, daß man mit dem Ungläubigen daraus schließen müsse, der Mensch vergehe im Tode wie das Thier. Denn trotz aller äußern und scheinbaren Aehnlichkeit ist doch

I) ein unermeßlicher Unterschied zwischen dem sterbenden Menschen und dem sterbenden Thiere. Denn

1) der Mensch weiß es, daß er stirbt, und bereitet sich auf seinen Tod vor; das Thier aber nicht. Kein Geschöpf auf Erden, außer dem Menschen, siehet das dunkle Grab, dem es entgegen gehet, vielweniger hat es einen Begriff von dem, was mit ihm im Tode vorgehet, was der Tod ist. Das sterbende Thier weiß nicht, wie ihm geschieht oder was mit ihm werden soll, wenn die letzte Stunde nahet; es fühlet zwar die Schmerzen, die mit seiner Auflösung verbunden sind, aber es sieht nicht ein, wohin diese Schmerzen führen und daß eine gänzliche Zerstörung seines Wesens in der Nähe sey. Zwar hat das Thier einige Vorstellung von Lebensgefahren und fliehet sie öfters; doch ist dieses mehr eine dunkle, unbestimmte Furcht, theils als Instinct vom Schöpfer ihm eingepflanzt, theils durch Erfahrung erzeugt. Vom Tode selbst und dessen Wesen hat das Thier keine Vorstellung, wie es auch die Erfahrung wohl bemerken läßt. Ganz anders der Mensch! — Er sieht den Tod

vorher; nicht dunkel, sondern hell und klar. Er weiß es nicht nur durch sein ganzes Leben, daß er einst gewiß sterben wird; sondern er weiß auch, was der Tod ist, weiß, was mit ihm geschieht, und daß sein ganzes Wesen, dem äußern Ansehen nach, zerstört und in Staub und Asche aufgelöset wird! — Schreckliche Kenntniß, die uns nur zu unsrer Qual gegeben zu seyn scheint! — Ein grausamer Schöpfer, der nur uns allein das traurige Vermögen gab, unsre Zerstörung im Tode vorherzusehen, zu begreifen — und zu zittern! — Tausendmal glücklicher das Thier, das des Lebens Freuden ohne Furcht genießt, und es nicht versteht, was es sagen will, wenn das Licht der Sonne seinem brechenden Auge in Nacht versinkt! — O warum ist nicht auch uns diese glückliche Unwissenheit zu Theil geworden? Warum empfingen wir allein, zu unsrer Qual, dieses verhaßte Licht über die Zukunft und den Tod? — So klagt der Ungläubige, und fühlt es nicht, daß diese Klage seinen Unglauben auf das Kräftigste widerlegt. Das Wesen, welches den Menschen bildete und ihm den Vorzug der Vernunft gab, wir mögen über seine Absichten denken, wie wir wollen, — grausam ist es nicht, sondern liebevoll und gütig. Nicht zur Qual kann es dem Menschen die Kenntniß und Vorhersicht des Todes gegeben haben, sondern gewiß aus weisen und gütigen Absichten. Die Bestimmung des Menschen zur Unsterblichkeit ist es, welche uns diese Absichten erkennen läßt. Das Thier wird im Tode zerstört; darum hat es der gütige Schöpfer ihm verborgen, daß es sterben muß, ihm verborgen, was der Tod ist. Die Schrecken des Todes erschüttern

es nicht, und verbittern ihm auch keinen Augenblick seines Lebens, den letzten ausgenommen. Aber der Mensch ist unsterblich; sein Geist soll in eine vollkommnere Welt eintreten; er soll sich auf dieselbe vorbereiten: Der Mensch also muß den Tod vorher erblicken, muß ihn kommen sehen, muß die Schrecken desselben schauen und begreifen. Denn er soll so leben, daß er zu sterben weiß, soll für die bessere Welt reifen, sich losreißen von dem trägen Genusse des Irdischen, seine Augen zum Himmel richten, und mit diesem Blick die Schrekken des Todes besiegen. — Doch noch mehr!

2) Der Mensch stirbt mit unbestrafter Schuld und mit unbelohntem Verdienst; das Thier aber nicht. Nur der Mensch stirbt so; alle andre Geschöpfe der Erde sind weder gut noch böse, haben weder Verdienst noch Schuld. Sie sind und thun nur das, was sie seyn und thun müssen. Sie sind grausam oder gutmüthig, wild oder sanft, räuberisch oder geduldig, treu oder falsch, je nachdem es ihr Instinct und die Natur des ganzen Geschlechts fordert, dem sie angehören. Das Gute, welches sie an sich haben, kann ihnen nicht zum Verdienst, und das Böse ihnen nicht zur Schuld angerechnet werden. Denn so wie man dem Tiger keinen Vorwurf machen kann wegen des Blutdurstes, der sein ganzes Geschlecht so furchtbar macht; so kann man auch dem Lamme seine Sanftheit und Geduld zu keinem Verdienste anrechnen. Beyde sind, was sie seyn müssen. Dem Thiere kann daher nichts vergolten werden; wenn es stirbt, so bleibt es der Erde nichts schuldig, was es noch hätte thun sollen; aber die Erde bleibt auch ihm nichts schul-

dig, was es noch hätte erhalten ſollen. Die Rechnung ſeines Lebens iſt mit dem Tode vollkommen geſchloſſen. — Nicht ſo der Menſch! Er kennt den Unterſchied zwiſchen dem Guten und dem Böſen, zwiſchen Tugend und Laſter; in ſeine Hand iſt es gegeben, dieſes zu fliehen und jenes zu wählen; er iſt frey, und dieſe Freyheit des Handelns macht ihn zu einem Gegenſtand der Vergeltung. Denn weil er nicht gezwungen iſt laſterhaft zu ſeyn, ſondern das Gute dem Böſen vorzuziehen vermag, ſo verdient er Strafe, wenn er das Böſe wählt; und weil er nicht gezwungen iſt tugendhaft zu ſeyn, ſondern das Gute aus eigenem Entſchluſſe vor dem Böſen erwählen kann, ſo verdient er Belohnung, wenn er dieſes thut. Beydes, Strafe und Belohnung, kommt in dem Leben des Menſchen mit ſeiner Schuld oder Würdigkeit niemals ins Gleichgewicht, beydes bleibt uns die Erde größtentheils ſchuldig. Stirbt der Menſch; ſo iſt ſeine Rechnung keineswegs geſchloſſen; er hat immer noch viel zu erhalten, den Lohn entweder ſeiner Laſter oder ſeiner Tugenden. Dieſe Schuld aber muß getilgt werden; denn eine heilige und gerechte Gewalt iſt es, die den Menſchen ſchuf, das Geſetz der Tugend ihm ins Herz ſchrieb, die Kraft zum Guten in ſeine Seele ſenkte. Belohnen muß ſie das Gute, beſtrafen das Böſe, und tilgen die Forderung, welche der ſterbende Menſch an das Leben macht. Den Menſchen erwartet alſo im Tode Vergeltung; er ſtirbt beladen mit Schuld, die nicht getilgt, geſchmückt mit Tugend, die nicht belohnt iſt. Für ihn kann der Tod das letzte nicht ſeyn; er hat im Tode noch zu geben und zu erhalten. Er ſtirbt aber auch

3) mit Kräften und Fertigkeiten für ein vollkommneres Daseyn geschmückt; das Thier hingegen ist alles geworden, was es werden konnte. Die Thiere haben so eingeschränkte Kräfte, so bestimmte Anlagen, daß sie, wenn sie ihre gehörige Größe erreicht haben, auch alle Geschicklichkeiten besitzen, welche sie ihrer Natur nach erlangen können und sollen. So wie ihr Körper sein Wachsthum erreicht; so erlangen sie auch zugleich, ohne besondern Unterricht alle Kunstfertigkeiten ihres Geschlechts. Sie haben ferner eine bestimmte Gränze ihrer Bildung, unter welcher sie nie bleiben, über welche sie aber auch schlechterdings nicht hinaus können. Ueberdieses sind alle ihre Triebe und Kunstfertigkeiten nur für das jetzige Leben berechnet, haben nur den Zweck ihr Leben zu erhalten und zu beschützen. Das sterbende Thier besitzt daher schlechterdings keine Anlage, die nicht ihre volle Ausbildung erhalten hätte, oder für einen höhern Zustand geschaffen schien; vielmehr, wenn es stirbt, so ist es alles geworden, was es nur immer werden konnte. — Doch welch' einen unendlich verschiedenen Anblick gewährt uns der sterbende Mensch! In ihm liegen Kräfte und Anlagen, die einer grenzenlosen Ausbildung fähig sind. Wenn der Körper seine Reife erlangt hat, so fängt sein Geist erst recht an vorwärts zu schreiten. Der Mensch hat kein bestimmtes Maß der Vollkommenheit, das er erreichen müßte; sondern er kann unendlich vorwärts schreiten, aber auch weit, weit zurückbleiben. Selbst der Weiseste, wenn er stirbt, könnte noch weiser, der Beste noch besser werden. Das jetzige Leben erschöpft daher die Kräfte des Menschen

nicht, sondern weckt sie nur; er erreicht in diesem Leben sein Ziel nicht, sondern lernt es nur kennen. Jeder Mensch ist daher im Tode in Besitz von Kräften und Anlagen, die in einem vollkommnern Daseyn einer gränzenlosen Entwickelung fähig sind. Er ist im Tode gleich einer noch unaufgeschlossenen Blume, die nur eines neuen Himmels und einer neuen Erde wartet, um zu blühen und Frucht zu tragen; — und in diesem Zustand finden wir einen sichern Bürgen der Unsterblichkeit. Der sterbende Mensch hat zu hohe Kräfte, ist schon zu viel geworden für die Zerstörung; er ist reif für eine bessere Welt, und die höchste Vernunft, die ihm die Kräfte für ein höheres Daseyn gab, wird und muß ihn auch in dieses Daseyn versetzen. Und diese Hoffnung ist es auch, mit welcher der Mensch stirbt;

4) der Mensch stirbt mit der Hoffnung eines neuen Lebens; das Thier aber nicht. — Nie entsteht in den Thieren der Gedanke, daß es nach dem Tode noch ein neues Leben geben könne; nie thun sie einen verständigen Blick ins Weltall, das der Schöpfer vor ihren Augen ausgebreitet hat. Sonne, Mond und die Anzahl der Sterne sind ihnen nicht Welten, sondern glänzende Lichter, die ihnen zur Ergreifung ihres Raubes leuchten, bey deren Anblick sie aber weder die Ahndung der Unsterblichkeit, noch die Sehnsucht, diese Welten zu schauen, ergreift. Sie sterben ohne Furcht der Vernichtung, und ohne Hoffnung des neuen Lebens. — Aber der Mensch trägt den Gedanken der Unsterblichkeit durch sein ganzes Leben im Herzen. Er versteht den Glanz des Weltalls zu deuten; er ermißt dessen unendliche Größe; er ahndet

die verborgene Herrlichkeit der Welten Gottes; er ſehnt ſich mit der Sehnſucht der reinſten Liebe, dem Strom des Lichts, der ihm ſo wunderbar aus den Geſtirnen entgegenglänzt, näher zu kommen und deſſen ewige Quelle zu ſchauen; er glaubt, er hofft dieſes, weil er glauben, weil er hoffen kann: und ſo ſtirbt er, den Blick vertrauensvoll zum Himmel gerichtet, und voll Hoffnung eines neuen Lebens. — Und kann wohl dieſe Hoffnung täuſchen? Hat ſie nicht die Bürgſchaft für ihre Erfüllung in ſich? — Wozu hätte der Schöpfer uns den verſtändigen und hellen Blick in ſeine Welten gegeben, wenn wir von dieſen Welten ewig fern bleiben ſollten? wozu die unbezwingliche Sehnſucht nach einem vollkommnern Leben in uns gepflanzt, wenn er ſie nie befriedigen wollte? — Nein, gel. Fr., dieſen Blick ins Weltall, dieſe Sehnſucht gab er uns, damit wir für eine beſſere Welt leben und reifen ſollten. Das ſterbende Thier bewegt keine Hoffnung der Unſterblichkeit; denn der Tod iſt wirklich Tod für daſſelbe. Wäre der Menſch wie das Thier; auch vor ſeinen Augen würde der Glanz des Weltalls verſchloſſen ſeyn; auch er würde im Tode an keine Unſterblichkeit denken dürfen.

Kann man alſo mit dem Ungläubigen, wie ihn Salomo redend einführt, ſagen: dem Menſchen gehe es wie dem Viehe; wie dieſes ſtirbt, ſo ſterbe er auch, und er hat nichts mehr denn das Vieh? — Nein, m. Brüder, es iſt ein unermeßlicher Unterſchied zwiſchen beyden! Denn der ſterbende Menſch weiß es, daß er ſtirbt und was der Tod iſt; er ſtirbt mit unbeſtrafter Schuld und unbelohntem Verdienſt; er ſtirbt fähig und

reif für ein höheres Daseyn, und erfüllt mit dem Glauben an dasselbe, mit der Hoffnung der Unsterblichkeit. So stirbt kein andres Geschöpf auf Erden! — Lasset uns noch

II) Die Wichtigkeit dieses Unterschiedes kürzlich erwägen. Wir finden in diesem Unterschiede die kräftigste Ermunterung für unsern Eifer in Weisheit und Tugend, die sicherste Bürgschaft unsrer Unsterblichkeit, und daher auch den reichsten Trost im Tode.

1) Zum ausdauerndsten und lebhaftesten Eifer in Weisheit und Tugend ermuntert uns dieser Unterschied. Zwar ruft euch die Stimme des Unglaubens zu: „es gehet dem Menschen wie dem Viehe; wie dieses stirbt, so sterben wir auch; wir haben alle einerley Leben und Wesen! Darum lasset uns fröhlich seyn und des Lebens genießen! Lasset uns nicht fragen nach der thörichten Hoffnung eines neuen Lebens oder einer Vergeltung; denn sie ist Schwärmerey! Lasset sie von uns werfen die Fesseln, welche uns das thörichte Gesetz der Tugend auflegt; denn es ist Irrthum, ist Wahn! Lasset uns, wie alle andre Geschöpfe um uns her, nur thun, was uns behagt, nur der Freude des Lebens genießen, nur die schmeichelnde Begierde befriedigen; denn der Mensch stirbt wie das Thier und hat im Tode nichts vor ihm voraus.“ — Aber ihr könnet diese Stimme verspotten; ihr könnet dem Unglauben entgegen rufen: Unglückliche! Verblendete! Kennt ihr ihn nicht den großen Unterschied zwischen euch und allem, was da lebet? Sahet ihr nie Menschen von hinnen scheiden? — Wenn ihr es nicht

wisset; so wissen wir es doch! Wir wissen, daß wir nicht, wie das Thier, für die Verwesung, sondern für die Ewigkeit sterben! wissen es, daß unsre Schuld und unser Verdienst nicht begraben wird, sondern bleibt und bleiben muß für ein neues Leben! Wissen es, daß wir nicht, wie das Thier, alles geworden sind, was wir werden können, und daß Gott seine Absichten mit uns nicht aufgeben kann, sondern erfüllen muß; wissen es, daß wir allein unter allem, was auf Erden lebt, den großen Weltbau begreifen, und neue Himmel, neue Erden schauen. Wir sind mehr, unendlich mehr als alles, was neben uns lebt! — Wir wollen daher auch wandeln, wie es Unsterblichen geziemt. Stellet ihr euch den Thieren des Feldes gleich; wir wollen auf die Seite der unsterblichen Geister treten. Genießet ihr diese Erde, wie sie das vernunftlose Thier, das euch dient, genießt; wir wollen das Leben für ein edleres Daseyn gebrauchen. Laßt ihr den Trieben und Begierden des Thierischen in euch die Herrschaft; wir wollen sie den heiligen Gesetzen des Göttlichen in uns übergeben. Lebet ihr so, daß man von euch im Tode sagen muß: dieser Mensch hat vor dem Thiere nichts oder wenig voraus; wir wollen so leben, daß wir würdig erfunden werden eines edleren Daseyns. Lebet ihr für die Erde allein; wir wollen auch für den Himmel leben, und unter Kampf, Niederlage und Sieg die Schätze der Weisheit und der Tugend fürs bessere Leben einsammeln. Denn

2) daß dieses Leben kommt, daß wir unsterblich sind, daß es uns im Tode nicht gehe wie dem Thiere, dafür bürgt uns ein Blick auf den sterben-

den Menſchen und auf das ſterbende Thier. Dieſe Ueberzeugung muß uns allen geworden ſeyn, als wir den Unterſchied zwiſchen dem ſterbenden Menſchen und dem ſterbenden Thiere näher betrachteten; und überall habe ich abſichtlich darauf hingewieſen, mit welchem Unrecht der Unglaube behaupte, es gehe dem Menſchen im Tode wie dem Thiere. Hier will ich nur die einzige Erinnerung zu Befeſtigung unſrer Ueberzeugung hinzufügen, daß jener Unterſchied nicht ein zufälliger, ſondern ein weſentlicher iſt. Nicht bey einigen Menſchen nur findet ſich jenes Unterſcheidende, ſondern bey allen; nicht nur einigen Thieren fehlt das im Tode, was der Menſch beſitzt, ſondern allen. Nicht von dem Willen des Menſchen hängt es ab, im Tode ſo zu ſeyn wie er iſt; ſondern er muß ſo ſeyn, ſelbſt gegen ſeinen Willen. Nicht von dem Thiere hängt es ab, im Tode zu ſeyn wie ein Thier; ſondern es muß ſo ſeyn. Offenbar alſo muß eine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen Menſch und Thier ſeyn; der Menſch muß Kräfte von Gott erhalten haben, die dem Thiere ſchlechterdings fehlen; er muß alſo ein ganz andres Weſen haben als die Thiere, folglich auch im Tode ein andres Schickſal. Sey es daher auch, daß ſein Tod äußerlich dem des Thieres noch ſo ähnlich ſey, ſo darf uns doch dieſe Aehnlichkeit nicht beunruhigen; denn ſie betrift blos den ſichtbaren Theil unſers Weſens, das Thieriſche an uns, welches das Schickſal aller andern ſichtbaren Geſchöpfe dieſer Erde theilt. Aber das Unſichtbare, das Göttliche in uns, das den Tod denkt und vorherſieht, das durch ſeine ſittliche Kraft ſich zu Gott erheben kann, das reif und fähig iſt in einen neuen und voll-

kommenen Wirkungskreis zu treten, das endlich den Gedanken der Unsterblichkeit faßt und nährt, und den Funken dieser erhabenen Hoffnung an dem Lichte der Gestirne des Himmels zur hellen Flamme des unerschütterlichsten Glaubens entzündet, — dieses findet nichts Aehnliches, nichts Gleiches auf Erden; auf dieses — den Geist in uns, — kann kein Gesetz der sichtbaren Welt angewendet werden; es gehört einer höhern Welt, einer andern Ordnung der Dinge an.

Nun so mag uns

3) der Tod mit seinen Schrecken auf allen Seiten umgeben; wir zittern nicht! Mögen auch wir allein die Geschicklichkeit besitzen, die Schreckniſſe des Todes von ferne kommen zu sehen und zu begreifen; wir beneiden die Unwissenheit unserer Mitgeschöpfe nicht; wir freuen uns dieser Kenntniß; sie verbürgt uns ein neues Leben! Mag auch der Tod alles Lebende zerstören; über uns hat er diese Macht nicht! Anders empfangen wir ihn, anders unterliegen wir ihm, als alles Andre auf Erden. Der unsterbliche Geist in uns sieht ihn kommen, fürchtet und hoffet unter seinen Zerstörungen die Vergeltung, die ihn in seiner himmlischen Heimath erwartet, sehnt sich frey zu werden von der irdischen Hülle und einzugehen zur Vollendung! — Keine bange Klage komme jemals über unsre Lippen, daß der Mensch vergehen muß wie die Blume, und wieder zur Erde werden, von der er genommen ist. Die Schale muß brechen, wenn der unsterbliche Keim des Geistes aufgehen soll in den Gefilden der Vollendung. Keine Unzufriedenheit überwältige jemals unser Herz und breche in verwegne Anklage

des Schöpfers aus, wenn die Erde dem Tugendhaften so oft den gebührenden Lohn schuldig bleibt, die Bosheit ihn ungestraft gleich einem Wurme in den Staub tritt, das Laster aber mit Fluch und Thränen belastet, dem Arme der Rache bis zum Grabe sich zu entwinden weiß; denn Segen und Fluch dieses Lebens wird nicht mit zu Staube, sondern folgen ungerufen dem Geiste mit zu dem Thron der richtenden Gerechtigkeit. — Kein bitterer Harm überwältige unser bewegtes Gemüth, wenn auch der edelste und beste Mensch dem Tode erliegt, und der Gedanke, der sich zur Gottheit erhub, zu verlöschen, das Herz, das göttlich fühlte und handelte, in Staub zu zerfallen scheint; denn der Geist reift nicht für den vergänglichen Leib, sondern für sich für das Licht des ewigen Lebens. —

Meine Brüder, ihr stehet auf dem Staube der Vorwelt auf den Gräbern eurer Väter und Mütter; um euch her ruhen in dunkler Tiefe die, welche ihr liebtet, deren Andenken ihr immer noch mit Thränen der Wehmuth feiert. Wäre der Mensch nicht mehr als das Thier, hätte alles einerley Leben und Wesen; o was sollte dann unsern Schmerz lindern? was die Klage um die geliebten Todten je verstummen lassen? — Doch der Mensch lebt und stirbt nicht wie das Thier; sein Tod verbürgt ihm ein neues Leben. Auch unsre geliebten Todten scheuten im Leben den Tod; darum werden sie im Tode das Leben sehen. Sie behielten am Leben zu fordern, und die Erde blieb ihnen schuldig; darum werden sie im Tode ihren Lohn gefunden haben. Sie waren reif für die Vollendung und würdig eines neuen Lebens; darum konnte der Tod ihr Daseyn nicht enden.

Sie verſtanden das Licht des Weltalls zu deuten, ſie ſahen neue Himmel und neue Erden; darum wird auch ihr Glauben Wahrheit, ihre Hoffnung Wirklichkeit geworden ſeyn! Sie alle, die Tauſende, deren Gebeine hier in den Gräbern ruhen, ſie ſelbſt ſind nicht hier ſondern nur ihre ſichtbare Geſtalt; ſie ſelbſt ſind längſt erwacht zum neuen Leben. Denn göttlichen Geſchlechts ſind wir! Darum ſterben wir nicht bewußtlos wie das Thier. Wir wiſſen es, daß wir ſcheiden und zum himmliſchen Vater gehen. Unſer Auge ſieht tauſend Welten Gottes ihre unermeßnen Bahnen am Firmamente wandeln; wir verſtehen ihren Gang, wir erkennen es, daß dort unſre Heimath iſt. Auferſtehen, ja auferſtehen werden wir einſt, wenn wir den Körper, der uns an den unvollkommnen Weltkörper, den wir jetzt bewohnen, feſſelt, von uns werfen; überwältigt von nie gefühlten Schauern der Wonne und dem ungewohnten Glanz der Welten unſers Gottes werden wir, den ſelig Träumenden gleich, eingehen in das ewige Reich des Herrn und deſſen Freuden. Amen!

Am Charfreytage.

(Im Jahre 1812.)

Es iſt vollbracht! — Ach nicht im Schooß der Ruh,
Von keines Freundes Hand
Sanft zugedrückt ſchloß ſich ſein Auge zu;
Nein qualvoll und verkannt,
Von jedem, der ihn liebt, verlaſſen,
Mußt er am Blutgerüſt erblaſſen,
Auf Golgatha!

Es iſt vollbracht! — O, tönt dereinſt auch mir
Der letzte Stundenſchlag,
So ſtärke mich ein Blick auf den, der hier
Im Todeskampf erlag,
Damit auch ich des Lebens Erbe,
So ſtandhaft und ſo ſelig ſterbe,
Wie Jeſus ſtarb!

Wenn wir geliebte Perſonen plötzlich von unſrer Seite geriſſen ſehen; wenn der Jüngling in der Blüthe ſeiner Jahre, wenn ein würdiges Haupt einer Familie in der Fülle ſeiner Kraft und Thätigkeit in das ſchweigende Reich des Todes geführt wird; ſo trauern wir zwar tief, und unſer Schmerz ergießt ſich in einen Strom heißer Thränen: aber wir finden auch Troſt in dem Gedanken, daß es nicht Schuld menſchlicher Leidenſchaften und Thorheiten war, was ihren Tod herbeyführte, ſondern daß er nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur erfolgte, und daß der Geliebte ruhig auf ſeinem Lager,

umgeben von ſeinen Freunden, getröſtet durch ihren Zuſpruch und ihre Unterſtützung den Todeskampf beſtand. — Aber wenn die Bosheit eines Mörders, die Raubſucht eines Straßenräubers das Leben eines Unſchuldigen gewaltſam verkürzt; wenn wir einen Leichnam finden, der als friedlicher Wandrer von der Hand menſchlicher Bosheit den Tod fand, dann ſchaudert unſer Herz vor dem ſchrecklichen Looſe eines ſolchen Unglücklichen. Denn nicht nach dem Laufe der Natur, ſondern gewaltſam durch Schuld ſeiner Brüder, nicht in den Armen treuer Freunde, ſondern unter den Fäuſten eines blutgierigen Böſewichts, nicht unter dem tröſtenden Zuſpruch der Liebe, ſondern unter dem Zähneknirſchen wahnſinniger Wuth mußte er das Leben aushauchen. Warum, o ewige Gerechtigkeit, — ſeufzet dann unſer gebeugtes Herz, — warum mußte dieſer Unſchuldige der Bosheit ſeines Mörders unterliegen? —

Doch, gel. Fr., was iſt Ein Menſch gegen Hunderte und Tauſende? — Was iſt der Anblick Eines Erſchlagenen gegen den Anblick eines Schlachtfeldes, wo Tauſende todt oder im Todeskampfe liegen, deren Leben gewaltſam geendiget wurde? — Was würde unſer Herz bey dieſem Anblick empfinden? — Wie beängſtigt würden wir da zum Himmel ſeufzen: warum, o weiſe und ewige Vorſicht, warum werden dieſe Tauſende dem Tode geopfert, geopfert auf ſolche Weiſe, durch die Hand ihrer eignen Brüder? —

Seit zwanzig Jahren durchzog der Krieg unſern Erdtheil; in jedem Lande findet ihr Schlachtfelder mit Menſchenblut gedüngt. Raſtlos wüthet noch jetzt das Schwert des Kriegs in mehrern Ländern, und ein neuer

Schauplaß der Zerstörung droht sich zu eröffnen.*) Tausende werden in diesem großen Kampfe ihr Ende finden. Auch die Krieger unsers Volks ziehen zu diesem Streit, und der Engel des Todes wird gewiß auch in ihre Glieder treten. — Kann uns das Schicksal dieser Opfer des Todes gleichgültig seyn, meine Brüder? — Sollte es uns nicht mit Schmerz und Trauer erfüllen? — Doch erinnert euch, daß ihr in einer Welt lebt, wo das Heiligste und Edelste oft das Spiel menschlicher Willkühr und Grausamkeit ist, wenigstens zu seyn scheint; in einer Welt, wo der Friede seine Heimath nicht hat, sondern die Zwietracht; in einer Welt, in welcher auch der Sohn Gottes, als er der Menschheit die Segnungen der Gottheit brachte, den Tod am Kreuze fand. Sehet auf diesen Tod eures Herrn, dessen Feier der heutige Tag gewidmet ist! Er war weit schmerzhafter, dieser Tod; weit grausamer und außerordentlicher, als das Ende derer, die auf Schlachtfeldern ihr Blut vergießen; er hat aber auch mit dem Tode der fallenden Krieger wieder auffallende Aehnlichkeit, welche für uns eben so belehrend und tröstend ist, wenn wir sie genau erwägen. — Es wird des Todestags unsers Herrn würdig seyn, den Tod Jesu mit dem Tode so vieler blutigen Opfer des Kriegs zu vergleichen, und es wird unserm Herzen Trost gewähren, in dieser Vergleichung Gründe der Beruhigung über das Schicksal unsrer dem Tode geweihten Mitbrüder zu entdecken.

Text: Mark. Kap. 15, 33 — 39. — Den

*) Dieser Vortrag wurde im Jahre 1812 gehalten, als die französischen Heere, und mit ihnen die Deutschen, nach Rußland zogen.

letzten ſauern Kampf des Erlöſers, ſeinen Todeskampf beſchreibt der Evangeliſt; und ſeine Beſchreibung, ſo einfach und ſchmucklos ſie auch iſt, trifft jedes gefühlvolle Herz, das ſich den edelſten Menſchen, ſchmerzlich verwundet, von dem rohen Haufen, dem er wohlgethan hatte, gefühllos umringt, und von verächtlichen Feinden verſpottet, langſam dahin ſterbend lebhaft vorſtellen kann. Schrecklicher war ſein Loos und bittrer, als das Loos eines in der Schlacht fallenden Kriegers. Dieſer kämpft doch um die Beute des Lebens, aber Jeſus mußte blos leiden; jener findet, wenn er fällt, doch bisweilen einen Tröſter, der ihm den Todeskampf erleichtert, aber Jeſus hatte Niemand, der ihn tröſtete; jener ſtirbt auf dem Felde des Ruhms und der Ehre, und ſein Name wird unter den Tapfern gefeiert, aber dieſer ſtarb eines ſchimpflichen Todes, des Todes niedriger Verbrecher; jener fällt an der Seite edler Streitgenoſſen, dieſer ſtarb umgeben von Verbrechern, welche die bürgerliche Geſellſchaft von ſich ausſtoßen mußte. Doch ſo unähnlich ſich auch in vieler Rückſicht die Todesart beyder ſeyn mag; ſo groß iſt doch auf der andern Seite auch die Aehnlichkeit zwiſchen dem Tode Jeſu und dem Tode der fallenden Krieger. Weil ſie uns belehrend und beruhigend ſeyn kann; ſo wollen wir ſie jetzt genauer erwägen.

Die troſtvolle Aehnlichkeit des ſterbenden Erlöſers mit den fallenden Streitern im Kriege.

Zuerſt: worin zeigt ſich dieſe Aehnlichkeit? ſodann: was ſchöpfen wir aus ihr für Troſt bey dem Tode der Opfer des Krieges? —

I. Sie liegt nicht tief versteckt diese Aehnlichkeit, und kommt hauptsächlich darauf zurück: 1) daß Jesus in der Blüthe seiner Jahre, 2) gewaltsam und schmerzlich, 3) als ein Opfer menschlicher Leidenschaften, und 4) mit unerfüllt gebliebenen Ansprüchen auf Glück und Belohnung sterben mußte. So aber stirbt auch der Streiter im Kriege.

1) In der Blüthe der Jahre werden sie beyde dahingerafft. In seinem 33sten Jahre; also in dem Alter des frischesten Lebens, wo sich nur eben die volle Kraft des Menschen entwickelt hat, zu einer Zeit, wo er in voller Beschäftigung war, zu lehren, zu bessern, zu beglücken und der Welt durch seine segenreiche Thätigkeit eine neue Gestalt zu geben, — in diesen Jahren ergriff Jesum plötzlich die Bosheit seiner Feinde, verkürzte seine Tage, und riß ihn im schönsten Laufe seines thatenreichen Lebens ins Grab. Ganz ihm ähnlich ist das Schicksal der meisten Krieger, die auf dem Schlachtfelde fallen. Die meisten von ihnen stehen in der schönsten Blüthe ihrer Jahre; sind Jünglinge, kaum der älterlichen Pflege entlassen, Männer, in der Fülle ihrer Kraft, und von der Natur mit einer blühenden Gesundheit beschenkt, die ihnen alle Ansprüche auf ein langes Leben gewährt; sie sind in dem Alter, wo die Kräfte des Körpers und Geistes am frischesten, die Fähigkeit der Welt zu nützen am größten, die Ansprüche auf Leben und Glück am stärksten, und die Anhänglichkeit an Hoffnungen und Freuden am lebhaftesten ist. — Aber auch sie reißt ihr Verhängniß mitten aus dem vollen Leben, stürzt sie nieder mitten auf ihrer Bahn.

Doch nicht nach dem Laufe der Natur, nicht in den Armen der pflegenden und tröstenden Liebe starb Jesus; sondern 2) eines gewaltsamen und sehr schmerzlichen Todes. Nicht der Gewalt irgend einer Krankheit, nicht den Schwächen des Alters, nicht der Erschöpfung seiner Kräfte im Dienste der Pflicht oder der Menschheit erlag das Leben Jesu; sondern am Kreuz verblutete sein edler Leib, und gewaltsam zerrissen die schmerzlichsten Wunden, welche ihm des Todes Bitterkeit gleichsam tropfenweis kosten ließen, die Banden, die ihn mit dem Leben verknüpften. Dabei ward ihm nicht der Trost zu Theil, in den Armen seiner Freunde oder seiner liebenden Mutter zu sterben; kein freundschaftlicher Zuspruch, keine liebreiche Hülfe erleichterte ihm die Last der Todesschmerzen; verlassen von zu furchtsamen Freunden, umringt von einem gefühllosen Volkshaufen, verspottet von rachsüchtigen Feinden, starb er ohne Beystand, ohne Trost, ohne Liebe und Hülfe, so daß er im tiefen Gefühle dieser Hülfslosigkeit ausrief: „mein Gott! mein Gott, warum hast du mich verlassen!" Und wie mußte es seinen Schmerz erhöhen, seine letzten Stunden ihm erschweren, daß er seine Mutter trostlos zurück ließ, deren Freude er war, daß er seine Freunde und Schüler verlassen mußte, die seiner noch so sehr bedurften? — Blickt nun hin, m. Fr., auf die Schlachtopfer des Kriegs; — ihr Tod ist Jesu Tode ähnlich. Auch sie sterben nicht ruhig auf ihrem Lager und mit erschöpften Kräften; sondern gewaltsam zerschneidet das Schwert oder zerreißt die Kugel den festen Faden ihres blühenden Lebens. Auch sie verbluten oft nur langsam an

Wunden, welche ihnen den bittern Kelch des Todes tropfenweis leeren laſſen; auch ſie ſterben fern von ihrem Vaterlande, fern von den Ihrigen; auch ſie haben in ihren letzten Augenblicken oft keine Erleichterung, keinen Troſt, keine Hülfe; auch ſie ſind in ihrem Todeskampfe nicht ſelten noch den Mishandlungen und Grauſamkeiten eines erbitterten Feindes ausgeſetzt; auch ſie verlaſſen nicht ſelten Freunde, die durch ihren Tod in Trauer verſetzt werden, Aeltern, deren Troſt und Freude, Gattinnen und Kinder, deren Verſorger ſie waren und ſeyn ſollten! — Jeſus ſtarb

3) als ein Opfer menſchlicher Leidenſchaften. Bekannt iſt es, daß ein Theil der Juden, beſonders Phariſäer und Schriftgelehrte, den Erlöſer bitter haßten, weil er der unbeſtechliche und unerſchrockne Freund der Wahrheit und Tugend, ihre Laſter und ihre Heucheley ohne Schonung aufdeckte, und was ſie fürchteten, durch ihn, wenn er als Meſſias anerkannt würde, ihren Einfluß auf das Volk zu verlieren; bekannt alſo, daß es Neid, Herrſchſucht, Rache und andre Leidenſchaften waren, als deren Opfer Jeſus am Kreuze ſtarb. — Aber ſind wohl die fallenden Streiter im Kriege etwas anders als Opfer menſchlicher Leidenſchaften? — Es läßt ſich kein vernünftiger Grund denken, der die Menſchheit in die ſchreckliche Nothwendigkeit ſetze, Krieg führen zu müſſen; vielmehr läßt ſich ein Zuſtand als möglich denken, wo die Völker und ihre Beherrſcher alle ihre Streitigkeiten nach Gründen des Rechts und der Billigkeit beylegen könnten, wenn ſie nur alle der Stimme der Vernunft mehr Gehör geben wollten, als der Stimme der Lei-

denſchaften. Es bleiben alſo immer Leidenſchaften der Menſchen, welche die Kriege entzünden, und dieſe ſchrecklichen Uebel fallen allemal dem Volke, welches durch ſeine Leidenſchaften die eigentliche Urſache des Kriegs iſt, zur Laſt; auf dieſes kommt die Schuld alles Blutes, das vergoſſen wird, ſeinen Leidenſchaften fallen die Opfer des Kriegs.

Jeſus ſtarb endlich 4) mit unerfüllt gebliebenen, aber gerechten Anſprüchen auf Glück und Belohnung. — Jeſus, unſer Herr, konnte allen Anſpruch machen auf das ſchönſte Glück des Lebens. Er hatte in der kurzen Zeit ſeines Lebens viel Gutes und Großes gewirket, ſich große Verdienſte um ſeine Freunde, ſein Volk, die Nachwelt erworben; er war ein Wohlthäter vieler Tauſende geweſen, er konnte es, wenn er länger lebte, in weit höherem Grade werden, ſeinen Wirkungskreis über ſein ganzes Volk und andre Völker erweitern, und auf alle Früchte Anſpruch machen, welche die Blüthe eines edeln und gemeinnützigen Lebens verheißt und verdient. Aber dieſe Blüthe verwelkte unter der Hand des Todes; jene Früchte entriß ihm das Kreuz; die Welt blieb ihm die Belohnung ſeines Lebens ſchuldig. — So auch der größte Theil derer, die als Opfer des Kriegs fallen. Es gibt zwar unter ihnen Unwürdige, welche es als eine gerechte Strafe anſehen mögen, wenn ſie vom Schwert dahin gerafft werden; aber der größere Theil derer, welche fallen, ſind Menſchen, die allen Anſpruch auf irdiſches Wohl machen können. Auch ihnen bietet das weite Feld des Lebens noch manchen Kranz der Freude dar; das ſtille reizende Glück im Schooße des häuslichen Le-

bens, der ſichere Friede des Bürgers, das ganze Feld erlaubter und ſchöner Freuden liegt vor ihrem hoffenden Blick ausgebreitet, wie eine herrliche Flur. Nur Eines trennt ſie noch von dieſem erſehnten Glück des friedlichen Lebens, die Jahre, welche ſie dem Dienſte der Waffen, dem Dienſte der Vertheidigung des Vaterlandes gewidmet haben. Aber von dem Frieden, den ihr Auge ſchaut, wird ihnen nichts zu Theil; der Ruf zur Schlacht ertönt, der Engel des Todes ergreift ſie, und gleich einem verſchwindenden Traumbild geht ihrem brechenden Auge des Lebens Glück und Belohnung unter.

Doch es ſey genug, um es deutlich zu machen, daß der ſterbende Erlöſer mit den unſchuldigen Opfern des Kriegs in mancher Rückſicht Aehnlichkeit habe. Laſſet uns nun zur Erhebung unſers Herzens

II. Dieſe Aehnlichkeit von der belehrenden und tröſtenden Seite faſſen. Es bietet ſich uns zuerſt die Bemerkung dar,

1) daß Jeſus, ob er gleich in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, doch den Zweck ſeines Erdenlebens bereits erreicht hatte. Groß war das Tagewerk, das der Herr vollenden ſollte, größer als das irgend eines Sterblichen vor ihm geweſen iſt und nach ihm ſeyn wird. Er ſollte über die, ſo da wandelten in Finſterniß und ſaßen im Schatten des Todes, das Licht göttlicher Wahrheit aufgehen laſſen, die Herrſchaft des Irrthums und Aberglaubens, der Laſter und der Thorheit zerſtören; dagegen das Reich der Wahrheit, der Tugend und der Hoffnung ſtiften, und das hohe Werk der Erlöſung des menſchlichen Ge-

ſchlechts und deſſen ewiger Beſeligung vollführen. Ein großes, außerordentliches Geſchäft; größer, als daß ein Menſchenleben hinreichend ſcheint, um es einzuleiten und auszuführen. Und doch waren Jeſu nur drey Jahre für dieſes umfaſſende Geſchäft vergönnt. In ſeinem 30ſten Jahre trat er ſein großes Lehramt an, und im 33ſten ſtarb er am Kreuze! Wer hätte nicht meinen ſollen, Gott habe ihn verlaſſen, und ſein früher Tod habe den ganzen Zweck ſeines Erdenlebens vereitelt? — Aber dennoch war dieſes der Fall nicht. Ohngeachtet er in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, ſo hatte er doch für ſein großes Werk genug gelebt, und den Zweck, warum er auf Erden lebte, erfüllt. — So kann auch der Krieger, wenn er gleich in der Fülle ſeiner Jahre hingerafft wird, doch den Zweck ſeines Erdenlebens vollkommen erreichen. — Denn zu welchem Zweck werden die Sterblichen geboren? — Was iſt der höchſte Preis, den ſie gleichſam als Beute dieſes Lebens erſtreben ſollen? — Nicht das iſt es, daß wir nur leben, und ſo lange leben, bis der Körper ſich ausgelebt hat und von ſelbſt verwelkt und zerfällt. Denn das Leben ſelbſt, als bloßes fortgeſetztes Daſeyn, hat keinen Werth, ſondern der Gebrauch deſſelben. Auch nicht das iſt es, daß wir alle eine gewiſſe Anzahl von Veränderungen durchlaufen, daß wir alle Männer, Hausväter, Greiſe werden. Denn alt geworden ſeyn, heißt noch nicht gelebt haben; ſonſt würde das Daſeyn des todten Felſen, der Jahrtauſende verrinnen ſah, dem ſeelenvollen Schauſpiele des menſchlichen Lebens vorzuziehen ſeyn. Auch das kann endlich nicht der Zweck unſers irdiſchen Daſeyns ſeyn, daß wir Freude,

Vergnügen und die Fülle der Luſt genießen ſollen, ſo gern ſich dieſes auch viele überreden möchten. Denn die Luſt und der Freude üppiger Genuß iſt es nicht, was die reichen Kräfte des menſchlichen Geiſtes entfaltet, bildet und der Vollendung näher bringt, und nur zu offenbar iſt es, daß der Schöpfer die Erde, die wir bewohnen, nicht bloß zu einem Schauplatz der Freude, ſondern vielmehr der Uebung und Bildung, und deßwegen auch zu einem Schauplatz vieler Leiden und Kämpfe erſchaffen hat. Dieſes allein nur können wir als den höchſten Zweck des irdiſchen Lebens erkennen, daß wir uns bilden, zurichten und üben für ein vollkommneres Daſeyn. — Für dieſen Zweck kam auch der Sohn Gottes auf die Erde, für dieſen Zweck ſtarb er am Kreuz. — Wie aber, gel. Freunde, muß man erſt ein Mann und Greis werden, um dieſen Zweck unſeres Erdenlebens zu erfüllen? — Kann man nicht ſchon als Jüngling der Wahrheit huldigen, das Gute lieben und reines Herzens ſeyn? — Iſt nicht, wie ein Weiſer mit Recht ſagt (Buch d. Weish. K. 4, v. 9.) Weisheit das rechte graue Haar und ein unbeflecktes Leben das rechte Alter? Hat nicht der (v. 13.) viele Jahre erfüllt, der bald vollkommen geworden iſt? — Wahr iſt es zwar, daß die Weisheit des Greiſen reifer, ſeine Tugend feſter und ſeine Kraft, die Welt zu überwinden und Gott zu leben, ſtärker wird! Aber der Jüngling, den das Schwert hinrafft, ſchlummert ja nicht; er iſt auf einen höhern Schauplatz des Lebens thätig; er wird dort vielleicht weit raſcher vorwärts ſchreiten in der Vollkommenheit, als es ihm hier möglich geweſen

ſeyn würde; — er hat gewiß durch ſeinen frühen Tod an dieſer unvollkommnen Welt nichts verloren, was er nicht in den Gefilden der Unſterblichkeit zehnfach erſetzt fände.

Aber bleibt es nicht immer zu beklagen, daß die fallenden Streiter, wenn ſie auch den Zweck ihres Daſeyns erreichten, doch als Opfer menſchlicher Leidenſchaften bluten mußten? — Auch Jeſus, unſer Herr, blutete als Opfer menſchlicher Leidenſchaften; aber

2) ſo ſchien es nur; er ſtarb eigentlich für Gottes unerkannte wohlthätige Abſichten. — Die nächſte Urſache ſeines Todes war zwar keine andre, als der Haß und die Rachſucht ſeiner Feinde, alſo menſchliche Leidenſchaften; aber dieſe Leidenſchaften waren blinde Werkzeuge in Gottes Hand. Denn nach dem Rathſchluß des himmliſchen Vaters ſollte Jeſus dieſes Todes ſterben; er ſollte durch denſelben das heilige Werk der Erlöſung vollenden und eine Verſöhnung ſtiften, durch welche wir Erben eines neuen Lebens und der ewigen Seligkeit geworden ſind. Er ſchien alſo nur für den Haß ſeiner Feinde am Kreuze zu bluten; er ſtarb aber für Gottes heilige Rathſchlüſſe. So auch die fallenden Streiter im Kriege. Zunächſt ſind es zwar menſchliche Leidenſchaften, welche die verderblichen Kriege entzünden; aber auch dieſe Leidenſchaften ſtehen im Dienſte der göttlichen Vorſehung! — Es iſt der Rathſchluß der göttlichen Weisheit, daß das meiſte Gut auf Erden aus Zerſtörungen entſpringen ſoll. So in der Natur; ſo in der Menſchenwelt! — Millionen Pflanzen und Thiere mußten zu Staub werden, um den fruchtbaren Boden zu bilden, welcher die

Oberfläche der Erde bedeckt und zahllose Millionen lebendiger Wesen ernährt. Stürme und Ungewitter müssen entstehen, wenn die Luft rein, gesund und fruchtbar bleiben soll. Verwundet und aufgerissen muß er werden, der Schooß der Erde, und ausgerottet aus ihm Gras und Pflanze, wenn sich die Gefilde mit dem Segen des Getreides bedecken sollen. So ist es auch in der Menschenwelt, m. Fr.! — Arbeiten, oft streng arbeiten müssen wir für das Leben und jeden Genuß; Schaden, Verlust und Schmerz ist es, was uns weise macht. Auch der Sohn Gottes konnte nur durch Leiden uns den Weg zum ewigen Glück eröffnen! — Große Zerstörungen, Kriege und andere Plagen sind es, welche der Menschheit neues Leben geben und den Zustand der Welt kräftig verbessern. Auch der große Kampf der Völker, der seit zwanzig Jahren geführt wird, ist eine Zeit, wo die Menschheit durch große Leiden zu einer neuen Herrlichkeit eingehen wird, wenn auch unser Auge zu kurzsichtig und unser Leben zu vergänglich ist, um die Absichten der Vorsehung zu erforschen und ausgeführt zu sehen. — Für diese Absichten aber, und nicht für menschliche Leidenschaften, bluteten alle die Tausende, welche das Schwert des Krieges hinmähete; für diese Absichten bluten alle die, welche der Krieg noch in Zukunft dahin raffen dürfte. Sie dienen nicht einem menschlichen Herrn, sondern dem Herrn aller Herrn und dem König aller Könige; sie fallen nicht der Erde, sondern den Rathschlüssen des Himmels! —

Aber, werdet ihr sagen, meine Brüder, wie trostlos ist es für sie, für uns, daß sie gerade die Opfer

ſeyn, daß ſie eines ſo ſchmerzhaften Todes ſterben müſſen, während ihre Brüder ruhig auf ihrem Lager und gepflegt von Liebe und Treue, aufgelöſet werden; daß ſie alle ihre Anſprüche auf das Glück des Lebens zertrümmert ſehen müſſen, während ihre Brüder der Freude des Lebens in Friede genießen? — Was haben ſie verſchuldet, daß ſie das Glück ihres Lebens für das Heil der Nachwelt zum Opfer bringen müſſen? Was kann ſie für ein ſolches Opfer entſchädigen, was unſerem verwundeten Herzen Balſam und Troſt geben? —

Laſſet uns auf den Herren ſehen, den Anfänger und Vollender unſers Glaubens! Auch er konnte Freude haben und erduldete das Kreuz; auch er ſtarb eines höchſt ſchmerzlichen Todes; auch er ſtarb mit ganz unerfüllten Anſprüchen auf des Lebens Glück und Freude! Aber

3) die göttliche Vorſehung mußte ihn vollkommen zu entſchädigen. Durch Leiden, ſo ſagte er ſelbſt ſeinen Freunden nach der Auferſtehung, durch Leiden mußte der Sohn Gottes eingehen zu ſeiner Herrlichkeit. Für alles, was er litte und entbehrte, belohnte ihn die Gottheit überſchwänglich. Denn Gott weckte ihn auf von den Todten und erhöhete ihn zum Himmel; er hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt und ihn zum Herrn und Richter ſeiner Erlöſeten, der Lebendigen und der Todten geſetzt. — Auch die, welche für die Rathſchlüſſe Gottes ihr Leben im blutigen Kampfe verlieren, wird die Güte des himmliſchen Vaters reichlich belohnen. Es mag zwar unter ihnen Unwürdige und mit Laſter Befleckte geben,

welche es nur als eine gerechte Strafe anſehen müſſen, wenn ſie vom Schwert dahin gerafft werden. Aber der größte Theil der fallenden Krieger verdient nicht die Leiden und Schmerzen und den blutigen frühen Tod, der ſie trifft. Sie aber wird Gott lohnen, wie er Jeſu Leiden belohnte. Für ihre Leiden in den letzten Augenblicken des Lebens, für ihre unerfüllten Anſprüche an dieſes Leben werden ſie dort reichlichen Erſatz finden. Denn ſterben wir mit Jeſu (2 Tim. 2, 11. 12.), ſo werden wir mit leben; dulden wir, ſo werden wir mit herrſchen! Ja, nicht zu arm iſt das unermeßliche Weltall des Gottes, der die Liebe iſt, um uns für jede Freude, die uns hier entriſſen wird, in den Wohnungen der Unſterblichen tauſendfältig zu entſchädigen; nicht zu arm iſt ſeine Ewigkeit an Freuden, um die Leiden einiger ſchrecklichen Minuten überſchwänglich zu vergüten. Denn es hat es kein Auge geſehen, und kein Ohr gehöret, es iſt auch in keines Menſchen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, wenn er ſie aus den Stürmen dieſes Lebens einführt zum ewigen Frieden.

Und ſo mag uns denn die verhüllte Zukunft Schrecken und Angſt und Tod bringen; wir entſetzen uns nicht! — So mag auch in dem dunkeln Thal der Erde der Tod herrſchen, und ſeine Opfer frühe und blutig fordern; ſo mag auch die Geiſel des Kriegs verwüſtend über tauſend Leben daher ſchreiten; wir entſetzen uns nicht! wir murren nicht! — Denn in deiner Hand, der du der König aller Könige und der Herr aller Herren biſt, ſteht unſer Leben! Dir lo-

ben, dir ſterben alle deine Geſchöpfe! Nichts kann uns von dir und deinem Reiche ſcheiden! — Bereitet haſt du uns, deinen Erlöſeten, nach den harten Kämpfen dieſes Lebens den Wohnſitz reiner Freude in den Gefilden des ewigen Friedens. Da werden wir mit Jeſu, unſerm Freunde, ausruhen von dem ſchweren Kampfe, der den Geiſt vom Körper reißt! Da wird uns die Erinnerung an alle Schreckniſſe dieſes Lebens nur wie ein banger Traum ſeyn, aus dem wir ſelig erwachen, und überwältigt von Wonne werden wir es dir ſtammelnd bekennen, was der Preisgeſang der Vollendeten laut durch den Himmel tönt: Herr! die Leiden der vergangenen Zeit ſind nicht werth der überſchwänglichen Herrlichkeit, die du jetzt an uns offenbareſt!

im Tode mit uns geschieht, durch das verständlich machen, was sich bey unsrer Geburt mit uns eräugnete.

Text: 1 Korinth. K. 15. V. 36.

„Das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn.“

Paulus vergleicht in diesen Worten den Menschen bey seinem Tode mit einem Saamenkorne, das in die Erde begraben werden und gleichsam sterben muß, wenn ein neuer Keim geboren und lebendig werden soll. Er behauptet, daß der neuen Geburt des Menschen ein solcher Tod vorausgehen müsse, oder vielmehr, daß der Tod selbst eine Geburt zu einem neuen verjüngten Daseyn sey. Angewendet auf den Menschen und dessen Schicksale ist also der Sinn der Textesworte dieser: der Mensch kann nicht geboren werden für ein neues und herrliches Daseyn, wenn er nicht stirbt; der Tod ist das Mittel zur neuen Geburt, ist die neue Geburt selbst. — Ein schöner, wahrer, lehrreicher und tröstlicher Gedanke, der uns, wenn wir ihn völlig verstehen, über manche Dunkelheit beruhigen, manchen Zweifel lösen, und unsern Glauben an Unsterblichkeit kräftig beleben wird. Ich will euer Nachdenken hierüber zu leiten, und euch zu zeigen suchen:

Wie sehr es den Glauben an Unsterblichkeit befestige, wenn wir den Tod als eine zweyte Geburt betrachten.

Diese Ansicht des Todes nämlich ertheilt uns einen beruhigenden Unterricht 1) über die scheinbare Abhängigkeit unsrer Seele vom Körper; 2) über die ganze

führt uns zu dem freundlichen Lichte des Lebens und zum Genuß der ganzen Pracht und Schönheit der Natur; der Tod verwandelt dieſes Licht in die finſterſte Nacht, und verſchleyert auf immer die ganze Natur mit allen ihren Reizen den gebrochenen Augen des Sterbenden. Die Geburt knüpft alle unſre Verbindungen mit dem menſchlichen Geſchlechte, mit unſern Freunden und Geliebten an; der Tod aber zerreißt alle dieſe Banden gewaltſam und gänzlich. Was alſo die Geburt gründet, erbauet, knüpft, ordnet, das zerſtört löſet, zerſtreuet, vernichtet der Tod! — Welch eine ſchreckliche Feindſchaft! Welch ein nie auszugleichender unverſöhnlicher Streit! — Kann es wohl einen ſchneidendern Gegenſatz geben, als der iſt, den das Grab gegen die Wiege des Neugebornen darbietet? —

Und doch, m. Fr., doch — ſo hart und ſchreyend auch der Widerſpruch zwiſchen Wiege und Grab zwiſchen Geburt und Tod iſt; ſo finden ſich doch Geſichtspunkte, unter denen beyde Ereigniſſe ſich ihrer Natur und ihren Folgen nach in einer ähnlichen Geſtalt darſtellen. Man kann recht wohl das Grab mit der Wiege, den Tod mit der Geburt vergleichen, und ein und derſelbe Engel ſcheint an der Wiege des Neugebornen und an dem Bette des Sterbenden zu ſtehen! — Denn auch der Tod iſt eine Geburt; und wohl uns, wenn wir ihn aus dieſem Geſichtspunkte betrachten! Verſtändlicher wird uns der Tod werden, wenn wir ihn mit der Geburt vergleichen; manche bange Zweifel werden verſchwinden, aber befeſtigen wird ſich unſer Glaube an Unſterblichkeit, wenn wir uns das, was

daß ſie als ein beſonderes Weſen den Tod des Körpers überdaure? Wird ſie nicht bey der gänzlichen Zerſtörung des Körpers auch zerſtört werden? — Thor, ruft uns der Apoſtel im heutigen Text zu, was du ſäeſt wird nicht lebendig, es ſterbe denn! — Auch der verborgene Keim, den die äuſſere Hülle des Saamenkorns einſchließt, hat mit dem Saamenkorne ſelbſt daſſelbe Schickſal, hängt von ihm ab, wird mit ihm in die Erde gelegt. Aber indem das Saamenkorn ſtirbt, ſo iſt dieſer Tod der äußern Hülle nichts anders als die Geburt des jungen Keims, der bald zu einer neuen Pflanze emporwächſet. Etwas Aehnliches findet Statt bey dem Menſchen, der durch die Geburt in dieſe Welt eintreten ſoll. Vor der Geburt iſt der Menſch mit der Mutter, die ihn gebären ſoll, in einer Verbindung, die ſo innig, ſo außerordentlich iſt, daß ſie mit Nichts ſchicklicher verglichen werden kann, als mit der Verbindung zwiſchen Leib und Seele. Die Zeit, während welcher die Mutter das ungeborne Kind unter ihrem Herzen trägt, muß als ein Leben für ſich, als ein Vorſpiel auf das eigentliche Leben im Sonnenlichte der Erde betrachtet werden. Während dieſes neunmonatlichen Lebens hängt das Kind auch ganz von der Mutter ab; es nimmt an allen Krankheiten ſo wie an dem Wohlbefinden der Mutter Antheil, es empfindet alle Gemüthsbewegungen der Mutter mit, eben ſo wie die Seele an allen Zuſtänden des Leibes Theil nimmt; aber es äußert auch eben ſo augenſcheinliche Rückwirkungen auf den Zuſtand der Mutter, wie die Leidenſchaften und Empfindungen der Seele auf das Befinden des Körpers. Und doch ſind beyde, Mutter und

liche und plötzliche Auflösung aller Verbindungen, in welchen unsre Seele mit dieser Welt stand; 3) über das Unbegreifliche und Wunderbare, daß der Eingang der Seele in eine neue Welt hat; und 4) über die tiefe Finsterniß, welche uns das zukünftige Leben verbirgt.

I) Die scheinbare Abhängigkeit unsrer Seele vom Körper ist nicht selten für den Gläubigen eine beunruhigende, für den Ungläubigen aber eine willkommene Erscheinung, indem er aus ihr folgern zu können glaubt, daß alle Erwartung der Unsterblichkeit Täuschung, Schwärmerey sey. Wahr ist es, m. Fr., unsre Seele ist von dem Körper sehr abhängig, so lange sie mit ihm verbunden bleibt. Gesundheit und Krankheit des Körpers hat den größten Einfluß auf die Seele; der Körper hindert oder befördert die Anstrengungen des Verstandes; seine Schmerzen rauben der Seele öfters die Fassung, bisweilen selbst das Bewußtseyn; seine Freuden und Vergnügungen hingegen berauschen den Geist; seine Anstrengungen ermüden auch die Kräfte der Seele, und die Heiterkeit und Traurigkeit derselben wird nur zu oft von der gesunden oder kränklichen Beschaffenheit des Körpers bestimmt. Doch, was das wichtigste ist, das Altern des Körpers, welches eine allmälige Auflösung ist, scheint auch der Seele ihre Kraft zu nehmen, und der Tod des Leibes vertilgt alle Spuren ihres Daseyns und Wirkens. Sehet, ruft uns hier der Ungläubige zu, sehet, wie wenig die Seele ohne den Körper vermag, wie innig sie mit ihm verbunden ist, wie sie ganz von ihm abhängt! Scheint sie nicht blos das Leben des Körpers zu seyn? und ist es nicht sehr zu bezweifeln,

daß ſie als ein beſonderes Weſen den Tod des Körpers überdaure? Wird ſie nicht bey der gänzlichen Zerſtörung des Körpers auch zerſtört werden? — Thor, ruft uns der Apoſtel im heutigen Text zu, was du ſäeſt wird nicht lebendig, es ſterbe denn! — Auch der verborgene Keim, den die äuſſere Hülle des Saamenkorns einſchließt, hat mit dem Saamenkorne ſelbſt daſſelbe Schickſal, hängt von ihm ab, wird mit ihm in die Erde gelegt. Aber indem das Saamenkorn ſtirbt, ſo iſt dieſer Tod der äußern Hülle nichts anders als die Geburt des jungen Keims, der bald zu einer neuen Pflanze emporwächſet. Etwas Aehnliches findet Statt bey dem Menſchen, der durch die Geburt in dieſe Welt eintreten ſoll. Vor der Geburt iſt der Menſch mit der Mutter, die ihn gebären ſoll, in einer Verbindung, die ſo innig, ſo außerordentlich iſt, daß ſie mit Nichts ſchicklicher verglichen werden kann, als mit der Verbindung zwiſchen Leib und Seele. Die Zeit, während welcher die Mutter das ungeborne Kind unter ihrem Herzen trägt, muß als ein Leben für ſich, als ein Vorſpiel auf das eigentliche Leben im Sonnenlichte der Erde betrachtet werden. Während dieſes neunmonatlichen Lebens hängt das Kind auch ganz von der Mutter ab; es nimmt an allen Krankheiten ſo wie an dem Wohlbefinden der Mutter Antheil, es empfindet alle Gemüthsbewegungen der Mutter mit, eben ſo wie die Seele an allen Zuſtänden des Leibes Theil nimmt; aber es äußert auch eben ſo augenſcheinliche Rückwirkungen auf den Zuſtand der Mutter, wie die Leidenſchaften und Empfindungen der Seele auf das Befinden des Körpers. Und doch ſind beyde, Mutter und

Kind, zwey ganz verschiedene Wesen; doch führen beyde ein selbstständiges Leben, doch ist das Kind bestimmt, einst sich loszureißen aus der Mutter Schooß, und zu dem vollen Lichte des Tages zu erwachen. So auch, m. Fr., unsre Seele im Tode. Der Körper ist nichts anders als die Mutter, in welcher der Geist geboren wird und sein erstes unvollkommnes Leben lebt, wo er stark genug werden soll für das zweyte selbstständige Leben. Zwar ist er mit dem Körper, in welchem er für eine bessere Welt reifen soll, eng verbunden, und scheint mit ihm ein Ganzes auszumachen. Aber die Seele ist eben so selbstständig in ihrem Leben, wie der Keim im Saamenkorn, wie das ungeborne Kind im Schooße der Mutter, und wird nur frey, und zum eigentlichen vollkommnen Leben geboren, wenn der Leib, in welchem sie wuchs und reifte, zerstört wird. So finden wir also in der Vergleichung der Geburt mit dem Tode des Menschen einen sehr wirksamen und lehrreichen Beruhigungsgrund über die enge Verbindung zwischen Leib und Seele, und über die scheinbar bedenkliche Abhängigkeit der letztern von dem erstern. Diese Vergleichung wird uns aber auch eben so wirksam beruhigen,

II) bey der gewaltsam zerstörenden und plötzlichen Auflösung aller Verbindungen, in welchen unsre Seele mit diesem Leben stand. Groß, das ist wahr, groß sind die Zerstörungen, welche der Tod für uns herbeyführt, und gewaltsam zerreißt er alle Bande, die uns so eng an dieses Leben knüpften. Der Körper, der die Verbindung mit dieser Erde vermittelte, wird ganz aufgelöset und

zerstört, und der Wind zerstreut den Staub, in welchen er zerfällt; alle Thätigkeit, die wir im Leben äußerten, verschwindet gänzlich im Augenblicke des Todes; auch nicht eine Spur, daß die Seele noch lebe und wirke, bleibt uns auf Erden, und zerrissen, für immer zerrissen sind alle Banden der Liebe, der Freundschaft, des Umgangs, in welche unser Geist durch den Körper verflochten war. Auch hat man nie ein Beyspiel, daß die Seelen wieder auf Erden erscheinen, und noch irgend eine Gemeinschaft mit den Lebenden unterhalten. — Dieß scheint manchen schwachen Gemüthern bedenklich, und der Unglaube benutzt diese Umstände gern, um sich zu rechtfertigen. „Sollte nicht, sagt er, die Seele, wenn sie fortdauert, auch noch mit dieser Erde in Verbindung, sollten nicht wenigstens die Seelenverbindungen, in denen wir hier standen, unzerrissen bleiben? Sollte es nicht den vom Leibe geschiedenen Seelen möglich und wünschenswerth seyn, auf diese Erde zurückzukehren? Sollte nicht der Körper, mit dem die Seele so lange verbunden war, immer ein Gegenstand ihrer Sehnsuche bleiben?" — Doch alle diese Fragen erledigen sich, alle diese Bedenklichkeiten verschwinden, wenn wir den Tod als eine Geburt der Seele betrachten, und sie mit der Geburt zum jetzigen Leben vergleichen. Wenn der im Saamenkorne verschlossene Keim zum Leben geboren werden soll, so muß das Saamenkorn zu Staub verwesen, und alle Verbindung zwischen ihm und dem Keime wird zerrissen. — Die Verbindung, in welcher die Mutter mit dem Kinde steht, das sie unter ihrem Herzen trägt, ist zwar innig, und so genau, daß beyder Leben nur eins zu

seyn scheint. Aber wenn das Kind das erste unvollkommene Leben im Schooße der Mutter vollendet hat; so muß es dann alle Verbindung mit der Mutter gänzlich zerreissen; es muß die Hülle, von der es umgeben war, abstreifen und der Zerstörung überlassen; es muß seinen Wohnplatz verändern, — es wird nun geboren zum Licht dieser Welt; es tritt in ganz neue Verbindungen, es beginnt ein neues Leben, das zweyte, wo alles ganz anders ist, als in seinem ersten unvollkommenen Daseyn. Sehet hier, gel. Fr., das Bild des Todes! Denn was mit dem Menschen geschieht, wenn er den Mutterschooß verläßt, das geschieht mit der Seele, wenn sie vom Leibe im Tode scheidet. Wenn die Seele, die in Verbindung mit dem Leibe den ersten unvollkommensten Zustand ihres Daseyns durchlief, zu einem vollkommnern Leben geboren werden soll; so muß die Hülle des Körpers, welcher die Seele umschloß und nährte, abgestreift, und, weil sie den Zweck ihres Daseyns erfüllt hat, der Zerstörung überlassen werden. Alle Verbindungen, in denen die Seele mit dieser Erde stand, hingen von dem Körper ab, bestanden nur durch diesen; sie müssen also mit dem Tode des Körpers gleichfalls und gänzlich aufgelöset werden. Die Seele verändert, eben so wie das neugeborne Kind, ihren Wohnplatz, und hört auf, in einer Welt ferner zu seyn und zu wirken, wo sie die Absicht ihres Daseyns erreicht hat. So wie der zur Welt Geborne nie wieder zurückkehren kann in seiner Mutter Schooß, so wie es ihm schlechterdings unmöglich ist, auch nur einen Faden des vorigen Lebens wieder anzuknüpfen; so kann auch die Seele nicht wieder in ihren Körper oder auf

dieſe Erde zurückkehren, und keine Verbindung mit den Lebenden mehr unterhalten. — Können uns alſo die Zerſtörungen, welche der Tod über unſern Körper bringt, erſchüttern, oder kann es uns beunruhigen, daß im Tode alle Verbindungen unſrer Seele mit dieſem Leben zerriſſen werden, und daß kein Verſtorbener wieder zurückkommt auf die Erde? — Nein, gel. Fr., wenn unſer Geiſt in eine neue Welt treten ſoll; ſo müſſen ſeine jetzigen Verbindungen ganz aufgelöſet, und beſonders muß der Körper, der unſern Geiſt an dieſe Erde feſſelt, gänzlich zerſtört und alle Verbindung mit ihm zerriſſen werden. — Denn ſo war es ja auch bey der erſten Geburt zu dieſem Leben; kann es uns befremden, wenn daſſelbe auch bey der zweyten Geburt, der Seele zum künftigen Leben, ſtatt findet? —

Die Anſicht des Todes als einer zweyten Geburt, beruhiget uns aber auch

III) Ueber das Unbegreifliche und Wunderbare, daß der Eingang der Seele in eine neue Welt hat. — Wenn wir den Gedanken denken, daß unſre Seele im Augenblick des Todes nicht nur den Leib, mit dem ſie verbunden war, ſondern auch dieſe Erde verlaſſen, und in eine neue Welt übergehen ſoll; ſo drängen ſich uns eine Menge Fragen, Beſorgniſſe und Zweifel auf, die unſern Glauben leicht erſchüttern können. Denn wie wird unſer Geiſt ſeyn, empfinden und wirken können, wenn er von dem Körper, durch welchen er bis zum Tode empfand und wirkte, getrennt iſt? — Wird er ſtark genug ſeyn, um ſich unter den Erſchütterungen des Todes zu erhalten? ſtark genug, um ohne den Körper ſeinen Weg nun nach eig-

ner Kraft zu gehen? — Wie wird und ſoll er ſich von dieſer Erde losreiſſen, wie ſoll er den Weg zu dem künftigen Leben und ſeinem neuen Wohnſitz finden? Wer wird ſich ſeiner annehmen, wenn er hülflos und als ein Fremdling in den Gefilden der beſſern Welt erſcheint? — Wir müſſen geſtehen, m. Fr., daß der Eingang unſrer Seele in die Ewigkeit allerdings viel Räthſelhaftes und Wunderbares hat. Aber wir dürfen uns darüber nicht ängſtigen, dürfen deßhalb nicht zweifeln; denn auch die Geburt zu dieſem Leben iſt ein Räthſel, ein Wunder der göttlichen Allmacht. — Fragt ihr ängſtlich, wie euer Geiſt einſt ohne den Körper werde leben und wirken können, und ob er nicht ohne dieſen in einen Zuſtand der Unthätigkeit, des Todesſchlummers, verſinken müſſe; ſo denkt daran, wie der Menſch bey der Geburt ſich auch aus dem ſchützenden Schooße der Mutter losriß, und dennoch im Lichte der Sonne ſogleich ein ſelbſtſtändiges herrliches und weit vollkommneres Leben anfing! — Schreckt euch die Gewaltſamkeit, mit welcher die Hülle des Geiſtes zerſtört wird, fürchtet ihr, euer Geiſt möge unter dieſen Zerſtörungen erliegen, und zu ſchwach ſeyn, um dieſe Erde zu verlaſſen, und den Weg zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde zu finden; ſo denkt daran, daß auch der Neugeborne unter heftigen Erſchütterungen und gewaltſamen Zerſtörungen in dieſes Leben eintritt, daß auch ihn die Hand ſeines Schöpfers leitet, und aus einem ſchwachen hülfsloſen Anfang ein kräftiges Leben entwickelt. — Und bekümmert euch die Beſorgniß, wie euer Geiſt, wenn ihm das Auge fehlt, durch welches er ſah, das Ohr, durch welches er hörte,

der Körper, durch den er empfand und wirkte, ein neues Leben beginnen und sein Daseyn empfinden könne; so denkt daran, wie der Mensch bey der Geburt eben so hülflos in diese Welt eintritt, wie er die Sinne, welcher er in seinem neuen Daseyn bedarf, schon in sich trug, und wie schnell sie sich entwickeln, ob sie gleich im Schooße der Mutter noch geschlummert hatten. Und erschreckt euch der Gedanke, daß ihr als Unbekannte und Fremdlinge hülflos in die neue Welt eintretet; so bedenkt, daß der Neugeborne eben so hülflos in dieses Leben tritt, daß aber die göttliche Vorsehung dafür gesorgt hat, daß Aeltern und andere Erwachsene den hülflosen Ankömmling aufnehmen und pflegen. So wird unser Geist auch dort Vorangegangene, Aeltern, Geschwister, Freunde finden, die ihn, wenn er, erschüttert vom Todeskampf, hülflos der Erde entflieht, empfangen, ihn leiten, ihn pflegen und in die neue Welt einführen werden. — Ruhig mögen wir also seyn über das Räthselhafte und Wunderbare, das unser Eingang in die Ewigkeit hat; er ist nicht räthselhafter, nicht wunderbarer als unser Eintritt in diese Welt. Wenn wir uns an diesen erinnern; so können wir endlich

IV) auch ruhig seyn wegen der tiefen Finsterniß, welche uns das zukünftige Leben verbirgt. — Wahr ist es, m. Fr., nichts ist verborgener als die Zukunft jenseit des Grabes. So groß die Nacht ist, die das gebrochene Auge des Sterbenden einhüllt; so undurchdringlich ist auch der Schleyer, der über das, was sich in dieser Nacht mit uns ereignen wird, verbreitet ist. Was wird

geſchehen, wenn unſer Auge den letzten Blick gethan hat und das Schauſpiel dieſes Lebens vor uns erliſcht? — Was wird der Kraft, die in uns denkt und will, geſchehen, wenn unſre Bruſt nach dem letzten Athemzuge von Todeskälte ſtarrt? — Wird das Licht des Bewußtſeyns ſich retten aus dieſer Zerſtörung? — Werden wir zu einem neuen Leben erwachen? Wann wird das geſchehen, wo wird es ſeyn? — Wo iſt die neue Welt, die unſern Geiſt aufnehmen ſoll, und welches ſichtbare Unterpfand haben wir jetzt, daß es ein neues Daſeyn für uns gibt? — Alles dieſes iſt in Dunkelheit gehüllt; wir glauben zwar darüber dem, was Vernunft und Schrift uns ſagen, aber wir wiſſen nicht, wie Johannes ſagt, wir wiſſen nicht, was wir ſeyn werden! — O wie oft iſt dieſe Dunkelheit uns beängſtigend! Wie oft ſeufzen wir nach Licht, nur nach einem Strahl in dieſer Finſterniß! — Doch, meine Brüder, wendet den Blick und ſchauet auf eure Geburt! — Ehe wir das Licht dieſer Welt erblickten, lag Finſterniß auf ihr, und kein Strahl ihres Lichts drang in unſer noch verſchloſſenes Auge. Hätten wir, als wir noch im Schooße unſrer Mutter ruhten, dort ſchon denken können; ſo würden wir auch gefragt haben: wie ſoll ich aus dieſer Schwachheit und Finſterniß erwachen zum Glanze des irdiſchen Lebens? wo iſt die Welt, in die ich treten, wo das Licht, das ich ſchauen ſoll? Warum iſt es mir nicht erlaubt, ſchon jetzt einen Blick in dieſelbe zu thun? und warum habe ich nicht das geringſte Unterpfand, daß ich das Licht der Welt erblicken werde? — Niemand aber hätte uns auf ſolche Fragen antworten können; verbor-

gen, in tiefer Nacht verborgen iſt dem noch Ungebornen das Licht dieſes Lebens. Der Tod iſt auch eine Geburt; darf es uns alſo befremden, wenn dem noch Ungeſtorbenen das Licht des zukünftigen Lebens tief verborgen iſt? — Aengſtiget euch daher nicht vor der Finſterniß, die auf dem Tode und ſeinen Folgen ruht. Dieſe Nacht wird verſchwinden, und die Herrlichkeit der neuen Welt ſich vor unſern erſtaunten Augen entfalten. Und wiſſen wir gleich nicht, wo ſie iſt, die neue Welt, und wie ſie beſchaffen ſeyn wird; iſt es uns gleich nicht erlaubt, einen Blick in dieſelbe zu thun; haben wir gleich kein ſichtbares Unterpfand für das zukünftige Daſeyn: ſo denken wir an die Ungebornen, die im Schooße der Mutter dem irdiſchen Leben entgegen reifen. Auch vor ihnen war die Zukunft finſtre Nacht, auch ſie hatten keine Kunde vom Leben im Lichte der Sonne, kein Unterpfand, daß ſie daſſelbe ſehen würden; und ſie ſahen es doch! — Wir alle haben es erblickt! —

Wir werden auch die zukünftige Welt ſchauen, und aufgehen wird ſie uns in aller ihrer Herrlichkeit! So groß der Unterſchied iſt zwiſchen dem Leben des Ungebornen im Schooße der irdiſchen Mutter und zwiſchen dem Leben nach der Geburt; ſo groß und gewiß noch größer wird der Unterſchied zwiſchen der Vollkommenheit dieſes Lebens und der unausſprechlichen Vollkommenheit des ewigen Lebens ſeyn. — Welche Ausſicht für uns! Welche ungeahnete Wonne erwartet uns! Wie wahr ſagt die Schrift, daß es kein menſchliches Herz jemals ahne, was Gott denen bereitet habe, die ihn lieben! — Ja,

Das kam in keines Menſchen Herz,
Was denen Gott bereitet,
Den Pilgern, die oft trüber Schmerz
Zum ew'gen Leben leitet.
Wir ſchauen in das tiefe Meer;
Erforſchen's nicht! Denn Gott iſt der,
Der unſrer ſich erbarmet.
Mehr, viel mehr, als wir verſtehn,
Mehr, als unſre Thränen flehn,
Gibt der, der ewig liebte!

Darum, meine Brüder! — ſterbliche, doch dem Leben geweihte Brüder! — Darum ſchauert nicht vor dem Tode! Er iſt die zweyte Geburt. Lernet aus der erſten die zweyte verſtehen, von der erſten an die zweyte glauben. Wie die erſte geſchah, ſo wird auch die zweyte geſchehen. — Geboren wurden ſie daher alle, die ſtarben; geboren wurde ihr unſterblicher Geiſt, als man ihre körperliche Hülle in dieſe Gräber ſenkte. Sie ſind nicht hier; nur der Leib, der ihre Seele verſchloß, und den ſie ablegten, als ſie Unſterbliche wurden, ruhet hier und wird Erde. Darum beruhiget euer Herz und trocknet eure Thränen, ihr alle, die ihr dieſen Ort jederzeit mit Wehmuth betretet, und den Verluſt geliebter und theurer Perſonen beweinet. — Die ihr beweinet, ſind längſt zur beſſern Welt geboren. Dort harren ſie eurer, dort werden ſie euch, wenn auch euer Geiſt ſeine körperliche Hülle verläßt, aufnehmen in ihre Arme, und euch an treuer Hand einführen zu der Herrlichkeit, die noch in keines lebenden Menſchen Herz gekommen iſt. — O, wie wird uns dann ſeyn, wenn ſich die Herrlichkeit des Himmels unſern Augen eröffnet, wenn unſre Ahnungen wahr,

entweder als Betrug oder als Täuschung befunden worden. Eben so vergeblich ist es gewesen, daß Freunde im Leben bisweilen die Verabredung getroffen haben, daß der, welcher zuerst sterben würde, dem andern wieder erscheinen, oder ihm wenigstens einen sichtbaren Beweis seiner Fortdauer geben möchte. Denn nie ist eine solche Wiedererscheinung erfolgt; fest verschlossen ist das Reich des Todes, und kein Sterblicher bricht sein geheimnißvolles Siegel. Das ergreift aber der Unglaube mit Begierde; deßhalb triumphirt er, und verlacht die Hoffnung des Gläubigen als eine angenehme, aber grundlose Schwärmerey. Alles, was die Vernunft, alles, was die Religion Kräftiges hat, um die Seele zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben, das glaubt er mit einem einzigen Worte niederschlagen zu können. Er sagt es frey, daß, wenn eine Unsterblichkeit sey, doch jemals Einer der Verstorbenen wieder auf Erden erscheinen müsse; und er erklärt unverhohlen, daß er so lange die Erwartung der Unsterblichkeit für eine leere Hoffnung halten werde, bis einer von den Todten auferstanden und zurück gekommen seyn werde in das Land der Lebendigen.

Doch auch der Tugendhafte und Gläubige kann sich bisweilen des Wunsches nicht erwehren, daß doch Verstorbene den Lebenden wieder erscheinen, sie durch ihren Anblick und ihre Versicherung von der Unsterblichkeit gewiß machen, und sie, wie das Leben nach dem Tode beschaffen sey, belehren möchten. Dadurch, schmeicheln sie sich, würde der Unglaube völlig widerlegt, jeder Zweifel niedergeschlagen, die Nothwendigkeit eines tugendhaften Lebens unwidersprechlich darge-

Am erſten Sonntage nach Trinitatis.

(Im Jahre 1812.)

Nur die Gegenwart ſieht der Menſch hell und deutlich; aber dunkel iſt ihm die Vergangenheit, verhüllt die Zukunft. Die Bilder der Vergangenheit aus unſerm eigenen Leben verlöſchen mit jedem Jahre immer mehr und mehr, und ein Gegenſtand nach dem andern tritt aus dem Lichte der Gewißheit in das Halbdunkel der Ungewißheit zurück, welche ſich über die ganze Vorzeit verbreitet, und ſich bey dem Punkte, wo unſer Bewußtſeyn zum erſten Male, einem Lichtfunken gleich, unſer Daſeyn erleuchtete, in tiefe Nacht verliert. Verhüllter als die Vergangenheit iſt uns die Zukunft. Einiges Wenige ſieht zwar der menſchliche Scharfſinn vorher; aber dieß iſt nur ein Tröpfen von dem Strome zukünftiger Ereigniſſe, und alle Vorherſehung endiget am Grabe. Ueber dieſes hinaus iſt für uns alles in das tiefſte Dunkel gehüllt. Seyn werden wir noch, vergolten wird uns werden; das wiſſen wir. Aber kein menſchliches Auge ſchaut hinein in das geheimnißvolle Land der Vergeltung, und nie, nie iſt einem Verſtorbenen die Rückkehr in dieſes Leben erlaubt worden, daß er uns, wie es jenſeit des Grabes ſey, hätte berichten können. Denn alles, was die Leichtgläubigkeit oder der Aberglaube von Erſcheinungen Verſtorbener nicht ſelten erzählt hat, iſt bey näherer Prüfung

entweder als Betrug oder als Täuſchung befunden worden. Eben ſo vergeblich iſt es geweſen, daß Freunde im Leben bisweilen die Verabredung getroffen haben, daß der, welcher zuerſt ſterben würde, dem andern wieder erſcheinen, oder ihm wenigſtens einen ſichtbaren Beweis ſeiner Fortdauer geben möchte. Denn nie iſt eine ſolche Wiedererſcheinung erfolgt; feſt verſchloſſen iſt das Reich des Todes, und kein Sterblicher bricht ſein geheimnißvolles Siegel. Das ergreift aber der Unglaube mit Begierde; deßhalb triumphirt er, und verlacht die Hoffnung des Gläubigen als eine angenehme, aber grundloſe Schwärmerey. Alles, was die Vernunft, alles, was die Religion Kräftiges hat, um die Seele zur Hoffnung der Unſterblichkeit zu erheben, das glaubt er mit einem einzigen Worte niederſchlagen zu können. Er ſagt es frey, daß, wenn eine Unſterblichkeit ſey, doch jemals Einer der Verſtorbenen wieder auf Erden erſcheinen müſſe; und er erklärt unverhohlen, daß er ſo lange die Erwartung der Unſterblichkeit für eine leere Hoffnung halten werde, bis einer von den Todten auferſtanden und zurück gekommen ſeyn werde in das Land der Lebendigen.

Doch auch der Tugendhafte und Gläubige kann ſich bisweilen des Wunſches nicht erwehren, daß doch Verſtorbene den Lebenden wieder erſcheinen, ſie durch ihren Anblick und ihre Verſicherung von der Unſterblichkeit gewiß machen, und ſie, wie das Leben nach dem Tode beſchaffen ſey, belehren möchten. Dadurch, ſchmeicheln ſie ſich, würde der Unglaube völlig widerlegt, jeder Zweifel niedergeſchlagen, die Nothwendigkeit eines tugendhaften Lebens unwiderſprechlich darge-

than, und eine allgemeine Besserung des menschlichen Geschlechts unausbleiblich bewirkt werden. — Dieses war auch die Hoffnung, welche sich der reiche Mann in der lehrreichen Erzählung des heutigen Evangeliums machte. — Aber Jesus widerlegte sie, und versicherte, daß die Ungläubigen nicht gläubig und die Lasterhaften nicht tugendhaft werden würden, wenn auch die Todten wieder erscheinen und Besserung predigen könnten und dürften. — Davon euch zu überzeugen, wird euch vielleicht schwer, m. Fr. Ihr glaubet doch vielleicht, daß solche Erscheinungen eine große Wirkung hervorbringen müßten! — Aber in Wahrheit! es würde deßhalb weder mehr Glaube, noch mehr Tugend unter den Menschen gefunden werden. Wir wollen darüber jetzt weiter nachdenken, und uns zur Befestigung unsers Glaubens, zur Entkräftung eines so gewöhnlichen Einwands gegen die Unsterblichkeit des Geistes, von der Wahrheit der Versicherung Jesu zu überzeugen suchen.

Evangel. Luk. Kap. 16, v. 19—31.

Diese Erzählung Jesu gehört zu den lehrreichsten, die sich in der Schrift finden. Sie stellt einen schwelgerischen Reichen dar, der sich einzig dem sinnlichen Genusse hingab, und dem Grundsatze folgte: „iß, trink und spiele, mit dem Tode ist Alles aus!“ aber es nach dem Tode ganz anders fand, als er erwartet hatte. Er hatte noch fünf Brüder, eben so ausschweifend als er, und gleichem Wahne ergeben. Er bat, daß Lazarus zu ihnen möchte gesendet werden, um ihnen zu bezeugen, das ist, ihnen durch seinen Anblick und seine Belehrung die Fortdauer des menschlichen

Geiſtes und die Vergeltung des Guten und Böſen zu bezeugen, damit ſie ſich beſſern möchten. Denn er hatte die Hoffnung, daß ſie durch die Wiedererſcheinung des verſtorbenen Lazarus oder eines andern Todten ſo tief erſchüttert werden müßten, daß ſie ſich beſſern und an die Ewigkeit glauben würden. Doch Jeſus verſichert, daß dieſer Wunſch niemals erfüllt werden könne, und daß auch die Erfüllung deſſelben von keinem Nutzen ſeyn werde. — Gewiß ſind nicht wenige, welche wünſchen, daß doch ein ſolches Wiedererſcheinen der Verſtorbenen möglich ſeyn möchte, und welche glauben, daß es von den wichtigſten Folgen für die Beſſerung der Menſchen und für die Beſchämung des Unglaubens ſeyn müſſe. — Doch

Warum hat es Gott nicht verſtattet, daß die Seelen der Verſtorbenen dem Lebenden, um die Unſterblichkeit der Seele über allen Zweifel zu erheben, wieder erſcheinen dürfen?

Unſer Evangelium gibt uns drey Gründe an, warum dieſes Gott nicht verſtatte, indem Jeſus ein ſolches Wiedererſcheinen 1) für unmöglich, 2) für ganz überflüſſig, und 3) wenn es auch Statt fände, für nutzlos erklärt.

Zuerſt alſo für unmöglich erklärt der Herr ein ſolches Wiedererſcheinen. Denn als der Reiche den Wunſch ausſprach, daß Lazarus möchte zu ihm geſendet werden, um ſeine Qualen zu lindern; ſo erhielt er die Antwort: es ſey eine große und unüberſteigliche Kluft befeſtiget zwiſchen den Seelen der Seligen und

der Unſeligen, keine könne zu der andern gelangen, ſondern jede müſſe an dem Orte bleiben, den ihr Gott zum Wohnplatze angewieſen habe. Iſt nun aber dieſes, daß keine Seele den Ort der Belohnung und Beſtrafung verlaſſen darf; ſo iſt es auch offenbar, daß ſie nicht wieder auf ihren alten Wohnplatz, dieſe Erde, zurückkehren, und ſterblichen Augen in irgend einer ſichtbaren Geſtalt erſcheinen könne. — Was aber Jeſus hier für unmöglich erklärt, das erkennt auch die Vernunft dafür, wenn ſie darüber genauer nachdenkt.

Es iſt nämlich an ſich unmöglich, daß die Seelen der Verſtorbenen mit den Augen unſers Leibes geſehen werden können. Die Seele ſelbſt iſt ein Geiſt, folglich dem Auge des Leibes nicht ſichtbar; und geſetzt auch, ſie wäre kein ganz unkörperliches Weſen, ſondern von der feinſten Materie, ſo würde ſie unſerm Auge doch eben ſo unſichtbar ſeyn, als die Luft, der Aether und ſo manche andere unſichtbar wirkende Kräfte in der Natur. Alſo Seelen, von ihren Körpern getrennt, können nimmer ein Gegenſtand der Erkenntniß für unſre Sinne werden. — Wollten wir aber annehmen, daß die Seelen der Verſtorbenen, wenn ſie in die Gefilde der Unſterblichkeit eintreten, auch wieder mit einem neuen Körper, der für unſre Sinne erkennbar wäre, vereinigt würden; ſo würden ſie durch dieſen Körper, den Geſetzen der Schwere zu Folge, an ihren Wohnplatz gefeſſelt ſeyn, und dieſen nicht verlaſſen können, um auf unſre Erde zurückzukehren. Sie wären alsdann wieder in eben dem Zuſtande, in welchem ſie ſich hier befanden, wo ſie auch, wegen der Verbindung mit dem Körper, an dieſe Erde gefeſſelt waren, und dieſe

nicht verlaſſen konnten, um in einen andern Weltkörper ſich zu begeben. — Auch ſcheint es unmöglich zu ſeyn, daß der zur Vollendung eingegangene Geiſt jemals ſelbſt ein Verlangen haben ſollte, freywillig und aus eigenem Antriebe wieder auf die Erde zurückzukommen, und mit dieſer ſo unvollkommenen Welt wieder in Verbindung zu treten. Sind doch nur äußerſt wenige Menſchen, welche das Verlangen haben, das Leben auf Erden noch einmal von vorn anzufangen; wie ſollte ein Unſterblicher ſich zurückſehnen, freywillig zurückkommen auf den Schauplatz irdiſcher Unvollkommenheit? — Und wünſchte er dieſes, und wär' es auch möglich, daß er ſich unſern Sinnen darſtellen könnte; läßt es ſich wohl denken, daß ein ſolches Wandern nach unſrer Erde ſich mit der Beſtimmung, welcher die ſeligen Geiſter leben, vertrüge, und daß die Seelen den Zuſtand der Vergeltung jemals verlaſſen könnten? —

Von allen Seiten betrachtet, erſcheint uns alſo das Wiedererſcheinen Verſtorbener als etwas Unmögliches. — Geſetzt aber auch, ihr Wiederkommen auf Erden ſey möglich, ſo würde doch das Wiedererkennen unmöglich ſeyn; wir würden uns niemals überzeugen können, daß das, was wir ſehen, ihre Perſon ſey. Man kann jeden, der den Wunſch hat, daß die Todten wieder erſcheinen möchten, kühn auffordern, anzugeben, auf welche Art uns der Verſtorbene nun überzeugen ſolle und könne, daß er es ſey, den wir im Leben gekannt haben, und durch welche Mittel er uns über ſeinen und der Verſtorbenen Zuſtand Belehrung ertheilen könne? — Der Körper iſt es, an dem

wir einander hier erkennen; aber der Körper, den die Verstorbenen im Leben hatten, modert im Grabe. Woran wollten wir also die Seelen unsrer Bekannten erkennen? — Etwa daran, daß sie uns Eigenheiten ihres Charakters entfalten? — Aber wie unsicher ist dieses Kennzeichen, und wie ähnlich sind sich die Menschen an Grundsätzen, Empfindungen und dem, was wir Charakter nennen! — Oder daran, daß sie uns an Geheimnisse erinnern, von denen wir wissen, daß sie nur ihnen bekannt waren? — Aber wie wenige Menschen haben solche Geheimnisse! und wer könnte es uns verbürgen, daß nicht tausend andre Geister unsre Geheimnisse recht gut kennen? Wer, was das Schlimmste ist, wer vermöchte uns zu verbürgen, daß nicht andere, vielleicht uns gehässige Geister uns auf diese Art mit leeren Hoffnungen täuschen oder mit vergeblicher Furcht ängstigen könnten? — Also woran wollten wir erkennen, durch unsre Sinne erkennen, daß eine Erscheinung, die sich uns darstelle, wirklich die Seele eines verstorbenen Menschen sey? — Und wie soll uns ein solcher Geist belehren über die Zukunft nach dem Tode? Etwa durch Worte? — Aber um Worte hervorzubringen, werden die Sprachwerkzeuge des menschlichen Leibes erfordert, welche Verstorbene nicht mehr besitzen. Reden können sie also nicht auf menschliche Weise und mit menschlichen Ohren hörbaren Tönen! — Wie sollen sie sich uns dann noch mittheilen? — Sollen sie vielleicht Gedanken und Empfindungen in unsrer Seele unmittelbar entstehen lassen, ohne daß wir mit unsern Sinnen ihre Gegenwart bemerkten? Aber wie wollten wir dann diese Gedanken

und Empfindungen von unsern eignen unterscheiden, wie es wissen, daß es der Geist eines verstorbenen Menschen ist, der unsern Geist unmittelbar berührt? Und könnte man eine solche uns ewig dunkel bleibende Berührung noch ein Erscheinen der Todten nennen? und würde es vermögend seyn, den Ungläubigen zu bekehren, und unsre Hoffnung der Unsterblichkeit zu befestigen? —

Also von allen Seiten betrachtet, ist ein Wiedererscheinen Verstorbener, ein Wiedererkennen derselben, und ein Belehrtwerden durch sie ganz unmöglich und ungedenklich. Und hiermit stimmt auch die Erfahrung überein, welche nie ein einziges glaubwürdiges Beyspiel eines solchen Wiederscheinens der Seelen der Verstorbenen hat aufstellen können. Denn alle vermeintliche Erfahrungen dieser Art sind endlich als Betrug oder Täuschung erkannt worden. Auch Jesus erschien nach seiner Auferstehung seinen Freunden nicht dem Geiste, sondern dem Leibe nach, und der letztere war es, an dem ihm seine Getreuen erkannten. Wenn also der Unglaube, wie der reiche Mann in unserm Evangelium verlangt, daß ihm erst Verstorbene wieder erscheinen müßten, ehe er an eine Unsterblichkeit glauben könne, und wenn der Aengstliche ein solches Wiedererscheinen wünscht, um wenigstens alle Zweifel zu zerstreuen und den Sündern einen kräftigen Anstoß zur Besserung zu geben; so fordert jener, so wünscht dieser etwas Unmögliches. Jede auf das Unmögliche gerichtete Forderung ist aber eine Ungerechtigkeit, und jeder das Unmögliche begehrende Wunsch eine Thorheit.

Es ist aber auch ein solches Wiedererscheinen der Verstorbenen

II) ganz unnöthig und überflüssig; denn wir haben, wie Jesus sagt, oder den Abraham sagen lässet, Mosen und die Propheten, die wir hören sollen; das ist, wir haben für die Unsterblichkeit der Seele schon so viele triftige Gründe, daß es keiner weitern Bestätigung bedarf. Es würde überflüssig seyn, hier die Gründe, welche die Vernunft und die Offenbarung für die Gewißheit der Unsterblichkeit aufstellen, weitläuftig zu erörtern. Nur dieß habe ich hier zu erinnern, daß diese Gründe für die Unsterblichkeit für uns völlig befriedigend seyn müssen. Lasset uns zuerst auf die Gründe der Vernunft sehen. Mit welchem Rechte verwirft der Ungläubige ihre Schlüsse, mit welchem Rechte spricht er der Sinnenerkenntniß eine größere Gewißheit zu? — Eine doppelte Erkenntnißkraft wurde den Menschen vom Schöpfer gegeben: die Sinne, die sich am Körper befinden, für die körperlichen Gegenstände der sichtbaren Welt, und die Vernunft, eine Kraft der Seele, für die unsichtbaren Dinge und für die Wahrheiten des Verstandes. Beyde Erkenntnißkräfte sind Geschenke des Schöpfers, beyde in gleicher Absicht, wenn auch für verschiedene Zwecke, gegeben; beyde sind daher von gleichem Werthe, beyde geben gleiche Gewißheit, verdienen gleichen Glauben. Es muß daher genug für uns seyn, wenn wir für die Wahrheit irgend eines Gedankens Gründe der Vernunft haben, und es ist offenbar eine unnütze Zweifelsucht, wenn wir für Gegenstände der Vernunfterkenntniß noch Beweise durch die Sinne haben wollen. Wir

Weltalls unterstützt, die uns ohnehin keinen Zweifel übrig lassen können? —

Doch gesetzt, wir erhielten wirklich noch die Bestätigung unsrer Hoffnungen durch wiedererscheinende Verstorbene, so würde doch

III) ein solches Wiedererscheinen die Ungläubigen nicht überzeugen und die Lasterhaften nicht bessern; folglich ganz nutzlos seyn. Die Ungläubigen und die Lasterhaften sprechen nur zu gern mit dem reichen Manne: „ja wenn einer von den Todten auferstünde und uns Buße predigte, dann wollten, dann müßten wir glauben; dann würden wir uns sogleich bessern.“ Aber Jesus versichert, dieses sey eine vergebliche Erwartung. Hören sie, sagte er, Mosen und die Propheten nicht; so würden sie auch nicht glauben, ob einer von den Todten auferstünde. Das ist: wenn die Gründe, welche Vernunft und Offenbarung uns für die Unsterblichkeit geben, über unser Gemüth nichts vermögen, so würde es auch keinen Eindruck machen, wenn die Todten wiederkämen, uns erschienen und predigten. — Und in Wahrheit, m. Br., dem ist also! Weder der Glaube noch die Tugend würden dadurch etwas gewinnen; die Ungläubigen würden nicht bekehrt, die Lasterhaften nicht gebessert werden. — Denn gesetzt auch, es sey möglich, daß Verstorbene uns erscheinen und uns belehren könnten; so würden wir doch über diese Erscheinungen niemals recht gewiß werden, — sie würden durch die Gewohnheit und die Länge der Zeit ihre Kraft verlieren, — und endlich unsrer Tugend noch Alles das rauben, was ihr noch allein einigen Werth geben kann.

von ſeinem Schöpfer verlangen, als dieſe Verſicherungen, dieſes Unterpfand, das wir in Jeſu haben? —

Doch wenn wir noch irgend einen Beweis für die Unſterblichkeit durch die Sinne verlangen wollten; ſo haben wir bereits einen, der eben ſo kräftig und kräftiger, als die räthſelhafte Erſcheinung irgend eines Verſtorbenen uns die Unſterblichkeit bezeugt; nämlich den Anblick des unermeßlichen Weltalls, und der zahlloſen herrlichen Wohnplätze, welche Gott für vernünftige Weſen erſchaffen hat. Mit tiefer Bewunderung ſchaut unſer Auge zahlloſe Welten durch den Himmelsraum verbreitet, welche alle äußerlich mit der Erde, welche wir bewohnen, viele Aehnlichkeit haben, und offenbar weit herrlichere und größere Schauplätze der Majeſtät des Schöpfers ſind, als der kleine Erdball, auf welchem wir leben. Was aber, m. Fr., was brauchen wir da weiter Zeugniß? — Warum ſollen erſt die Seelen der Verſtorbenen aus den Wohnſitzen, die ihnen die göttliche Gnade angewieſen hat, herabſteigen, um uns zu verſichern, daß es wahr ſey, das köſtliche Wort Jeſu unſers Herrn, wenn er ſagt: „in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen! Ich gehe hin, euch auch eine Stätte zu bereiten!“ Schauet nicht ſchon unſer entzücktes Auge dieſe himmliſchen Wohnungen? Kann uns wohl etwas Andres ſtärker von ihrem Daſeyn überzeugen, als ihr bewundernswürdiger Anblick ſelbſt? —

Mit welchem Rechte alſo mag der Ungläubige fordern und der Wankende wünſchen, daß die Geiſter der Verſtorbenen uns von der Gewißheit der Unſterblichkeit verſichern ſollen? — Haben wir nicht die ſtärkſten Beweiſe, ſelbſt durch den Anblick des ſichtbaren

nen Leben Beyspiele. Sollten nun die Todten nur selten erscheinen, vielleicht in einem Menschenalter nur ein Mal, oder jedem Menschen nur ein Mal, so würde zwar der erste Eindruck erschüttend seyn; aber er würde mit jedem Monat, mit jedem Jahre mehr von seiner Kraft verlieren und endlich nichts mehr wirken. Wären aber solche Erscheinungen etwas Gewöhnliches; so würden sie noch viel weniger wirken, denn das Merkwürdigste, das Außerordentlichste wird uns durch die Gewohnheit gleichgültig. Das Wissen allein, die Kenntniß der Zukunft, der Gefahr, der Strafe, ist warlich nicht genug, und macht den Menschen nicht weise. Was wirkt es doch, wenn der Arzt dem Wollüstigen noch so offenbar beweiset, daß er sich ein frühes Grab bereite? Was wirkt es, wenn der Unmäßige, der Schwelger, der Wollüstling zahlreiche Beyspiele des Elends vor Augen sieht, zu denen diese Laster führen? Was macht es für Eindruck, wenn der Verschwender gleich sieht, daß sein Vermögen täglich abnimmt, und wenn er den Tag berechnen kann, an welchem er arm seyn wird? Was wirkt es, wenn der Dieb, der Straßenräuber täglich die Richtstätte vor Augen hat, und sich sein Loos an dem Beyspiele anderer vorhersagen kann? — Nichts wirkt es, wie die Erfahrung lehrt! Der erste Eindruck verlischt nach und nach, und kommt er oft, so verliert er noch mehr von seiner Kraft. — Die also, welche die Stimme der Vernunft und der Offenbarung, welche die Stimme der weisesten Männer und die sonnenhellsten Erfahrungen verachten, würden auch nicht glauben und nicht gebessert werden, wenn gleich einer von den Todten auf-

Niemals würden wir ganz gewiß werden, ob wir uns nicht getäuscht hätten; immer würden wir daher zweifeln, ob es wirklich Seelen verstorbener Menschen gewesen seyn, die uns erschienen. Dieses liegt in der Natur der Sache. Die Erscheinung der Verstorbenen würde ihrer Natur nach immer etwas Räthselhaftes und Unbegreifliches behalten. Kein Mittel läßt sich denken, wie wir vorhin sahen, durch welches wir uns völlig überzeugen könnten, daß irgend eine Erscheinung der Geist eines Verstorbenen sey, und nichts könnte uns Bürgschaft leisten, daß uns ein solcher Geist die Wahrheit wirklich berichte und berichten könne. Immer würden daher solche Erscheinungen der Zweifelsucht freies Spielraum lassen, und selbst der, der gerne glauben möchte, würde seine Ueberzeugung niemals zu dem erforderlichen Grade der Gewißheit bringen. Was könnte man also von solchen Erscheinungen erwarten? — Wie könnten sie bedeutende Wirkungen äußern? Wie den Ungläubigen und Zweifler bekehren, da dieser viel gewissere und völlig bewiesene Wahrheiten in Zweifel zieht oder gerade verwirft? —

Doch gesetzt auch, wir könnten über Erscheinungen dieser Art zur Gewißheit kommen; so würden sie doch alle Kraft auf die Gemüther durch die Gewohnheit und Länge der Zeit verlieren. Ihr bezweifelt das, m. Z.? — Wohlan, wir wollen die Erfahrung hören. — Allgemein bekannt und zugestanden ist es, daß der Eindruck, den große Ereignisse Anfangs machten, nach und nach schwächer wird und endlich erlischt. Ihr findet vielleicht davon in euerm eig-

nen Leben Beyspiele. Sollten nun die Todten nur selten erscheinen, vielleicht in einem Menschenalter nur ein Mal, oder jedem Menschen nur ein Mal, so würde zwar der erste Eindruck erschütternd seyn; aber er würde mit jedem Monat, mit jedem Jahre mehr von seiner Kraft verlieren und endlich nichts mehr wirken. Wären aber solche Erscheinungen etwas Gewöhnliches; so würden sie noch viel weniger wirken, denn das Merkwürdigste, das Außerordentlichste wird uns durch die Gewohnheit gleichgültig. Das Wissen allein, die Kenntniß der Zukunft, der Gefahr, der Strafe, ist wahrlich nicht genug, und macht den Menschen nicht weise. Was wirkt es doch, wenn der Arzt dem Wollüstigen noch so offenbar beweiset, daß er sich ein frühes Grab bereite? Was wirkt es, wenn der Unmäßige, der Schwelger, der Wollüstling zahlreiche Beyspiele des Elends vor Augen sieht, zu denen diese Laster führen? Was macht es für Eindruck, wenn der Verschwender gleich sieht, daß sein Vermögen täglich abnimmt, und wenn er den Tag berechnen kann, an welchem er arm seyn wird? Was wirkt es, wenn der Dieb, der Straßenräuber täglich die Richtstätte vor Augen hat, und sich sein Loos an dem Beyspiele anderer vorhersagen kann? — Nichts wirkt es, wie die Erfahrung lehrt! Der erste Eindruck verlischt nach und nach, und kommt es oft, so verliert er noch mehr von seiner Kraft. — Die also, welche die Stimme der Vernunft und der Offenbarung, welche die Stimme der weisesten Männer und die sonnenhellsten Erfahrungen verachten, würden auch nicht glauben und nicht gebessert werden, wenn gleich einer von den Todten auf-

erstünde. — Stellet euch vor, m. Fr., ihr solltet eine Gesellschaft Blindgeborner von der Wahrheit überzeugen, daß wir nach dem Tode in eine neue und herrlichere Welt kommen würden; denn unser Herr habe uns versichert, in seines Vaters himmlischem Hause seyen viel Wohnungen, und da sey auch uns ein neuer und seliger Wohnplatz bereitet. Sie zweifelten, und setzten euch entgegen: „wie leer ist die Hoffnung, mit der du uns tröstest! Wo sind die Wohnungen des Himmels, von denen der Herr sagt? Sind sie vorhanden, warum haben wir davon keine Empfindung durch die Sinne? — Nein, nicht eher können wir an diese Hoffnung glauben, als bis wir die Wohnungen des Himmels sehen und fühlen!“ Stellet euch ferner vor, daß diesen Blindgebornen nun die Augen zum Sehen eröffnet würden, und der Glanz der Sonne, des Mondes und der zahllosen Gestirne des Nachts in ihre Augen strömte. Da würden sie niederfallen und anbeten, da würden sie sagen: Ja nun glaubt mein Herz, denn mein Auge sieht Welten an Welten! Ja wir werden unsterblich seyn! — Aber, wie lange, m. Fr., würde dieser Eindruck dauern? — Darauf gebt ihr selbst die Antwort! — In kurzer Zeit würden sie das Weltall eben so gleichgültig anschauen, als so mancher Ungläubige und Lasterhafte, der das Weltall Jahrelang sah; eben so zweifeln, wie er, und eben so, wie viele Sehende, neue Beweise verlangen. Könnet ihr also wohl noch glauben, daß es mit den Erscheinungen der Todten anders seyn würde? —

Wenn aber solche Erscheinungen wirklich die grosse Wirkung auf Ungläubige und Lasterhafte hervorbrächten,

ten, die man von ihnen zu erwarten ſo geneigt iſt; ſo würde doch dadurch unſere Tugend alles das, was ihr noch einigen Werth gibt, gänzlich verlieren. — Die Gottheit, die uns in unſrer Vernunft, in der Offenbarung, in dem Anblick der Welt und des Himmels ſo viele Unterpfänder ihrer Huld gegeben hat, verlangt, und mit Recht, von uns Vertrauen in ihr Wort, Glauben an ihre Verheißungen; ſie verlangt den Gehorſam des Glaubens, das heißt, daß wir ihr Wort, das ſie uns in der Schrift und Vernunft geoffenbart hat, für wahr halten, und im Glauben an daſſelbe heilig leben und getroſt ſterben. Der Tugendhafte, deſſen Tugend, der Fromme, deſſen Vertrauen aus dieſem Glauben hervorgeht, der iſt ein wahres Kind Gottes, ſein Leben iſt ein wahrer Dienſt Gottes; denn aus Liebe und Glauben an Gott überwindet er die Welt, das Laſter und den Tod. Ohne die Belohnungen der zukünftigen Welt ſchon mit Augen zu ſchauen, iſt er tugendhaft, und glaubt es dem himmliſchen Vater, daß er ihn belohnen werde. Ohne die Strafen der zukünftigen Welt ſchon mit Augen zu ſehen, flieht er das Böſe, weil er weiß, es iſt gegen den Willen ſeines himmliſchen Vaters. Und dieſer Glaube iſt es, der unſre tugendhaften Handlungen Gott wohlgefällig machen kann, und ihnen vor der Menſchen Augen ihren Werth gibt. Wenn aber erſt die Todten aus ihren Gräbern hervorgehen ſollen, um durch ihr Zeugniß das Wort Gottes in uns und in der Schrift zu bekräftigen, wenn wir nicht der Stimme Gottes, ſondern nur unſern eigenen Augen und Ohren glauben und folgen wollen; ſo fällt unſer Verdienſt da-

hin; unſre Tugend iſt nicht mehr ein Gottesdienſt, nicht mehr die Frucht eines kindlichen, Gott vertrauenden Gemüths.

Wenn es alſo unmöglich an ſich iſt, daß die Todten den Lebenden wieder erſcheinen; wenn ein ſolches Wiedererſcheinen ganz überflüſſig iſt, da die Hoffnung der Unſterblichkeit außerdem ſchon die vollkommenſte Bürgſchaft hat; und wenn es endlich weder die Ungläubigen bekehren, noch die Laſterhaften beſſern, und überhaupt keine wichtige Wirkung haben würde; ſo ſieht man wohl, wie thöricht das Verlangen nach dergleichen Erſcheinungen iſt, und wie grundlos man den Mangel derſelben als eine Beſchönigung des Unglaubens an Unſterblichkeit betrachtet. Denn das Unmögliche, das Unnöthige und das Nutzloſe zu verlangen, und außerdem das Glaubwürdigſte und Bewährteſte verwerfen zu wollen, iſt entweder Thorheit oder Bosheit.

Nein, m. Fr., wir wollen uns dieſer Thorheit nicht ſchuldig machen. Unſer Glaube an das Leben nach dem Tode hat ganz den Grad von Gewißheit und Klarheit, der für uns zuträglich iſt. Er iſt ſtark genug, dieſer Glaube, um uns zu einem göttlichen Wandel zu bewegen, ohne uns jedoch für die Geſchäfte dieſes Lebens untüchtig zu machen; kräftig genug, um uns über die Leiden dieſes Lebens zu erheben, ohne uns jedoch die Freuden deſſelben unſchmackhaft zu machen. Mehr Licht würde unſern Verſtand verblenden, mehr Gewißheit uns des Lebens Freuden rauben. Im Glauben ſollen wir leben, und nicht im Schauen. Es iſt noch nicht erſchienen, was

ihr Gedächtniß wird auf Erden nicht mehr gefunden. Nur der Forscher der Geschichte siehet die verschwundenen Geschlechter zahllos, mächtig und blühend, aber wundervollen Traumbildern gleich, vor seinem erstaunten Auge vorüber ziehen. — Doch sucht er ihre Spur im Leben; so findet er nichts, als Staub und Erde. Denn erfüllt wurde der Ausspruch des Schöpfers: du bist Erde und sollst zur Erde werden.

Immer noch herrscht dieses Gesetz der Sterblichkeit mit unerbitterlicher Strenge über alles Lebende; täglich fallen ihm zahlreiche Opfer, und in wenig Jahren liegt auch das ganze jetztlebende Geschlecht der Menschen im stillen Schooße der Erde. Welche traurige Unbeständigkeit des Irdischen! — Ach gewaltsam und unerbittlich zerreißt sie die festesten und seligsten Banden der Liebe und Freundschaft; kein Flehen, kein Schmerz, keine Verzweiflung, kein Gold, keine Macht der Erde kann die Geliebten aus der Hand des Todes retten, und zahllose Trennungen lassen die Quelle des bittersten Schmerzes und der heißesten Thränen niemals versiegen. —

Auch wir, meine Brüder, die wir jetzt noch das frohe Licht des Lebens trinken, auch wir werden wieder Erde werden, wovon unser Leib erbaut ist; auch wir werden einst aus den Armen der Freundschaft und Liebe gerissen; auch unsre Thränen flossen und werden fließen an den Gräbern derer, die wir lieben. — Geschieden muß es seyn, sobald der Tod gebietet; entweder wir scheiden von unsern Freunden, oder sie scheiden von uns! — So war es vom Anbeginn; so werden wir es ferner finden. — Darum aber, weil es nach des

Schöpfers Ausspruch anders nicht seyn kann, müssen wir unser Herz fassen, und unsre Seele waffnen, damit wir einst getrost zu scheiden, und dem Schmerze zu gebieten vermögen. Nichts vermag aber den Schmerz der Trennung vollkommner zu mildern, als die Hoffnung des Wiedersehens, der Wiedervereinigung mit dem Geliebten, der uns verlassen muß. Und wo bedürften wir dieser Hoffnung mehr, als bey der großen und letzten Trennung, die alle irdischen Verhältnisse gänzlich zerreißt? Ja wahrlich, Freunde, kein tröstlicheres Wort tönt von dem geliebten Munde des Sterbenden, als der Zuruf: wir werden uns wiedersehen! die Gefilde der Ewigkeit werden uns wieder vereinigen! —

Können wir uns aber dieser Hoffnung überlassen? Ist sie mehr als blos eine angenehme Erwartung, eine glückliche Täuschung? — Werden sich im Lande der Vollendung die bessern Menschen wieder vereinigen, wieder finden, sich wieder erkennen, und verbunden bleiben? — Lasset uns hören, was das Wort Gottes darüber lehret, und was die menschliche Vernunft Wahrscheinliches in dieser Hoffnung findet.

Evangel. Joh. 17, v. 24—26.

„Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bey mir seyn, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast. Denn du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward. Gerechter Vater, die Welt kennet dich nicht; ich aber kenne dich, und diese erkennen, daß du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen deinen Namen kund gethan, und will ihnen kund thun, auf daß die Liebe, damit du mich liebest, sey in ihnen, und ich in ihnen.“

In dem 24ſten Vers des vorgeleſenen Textes ſagt es Jeſus ausdrücklich, daß er einſt die Seinen zu ſich nehmen wolle, damit ſie an der Herrlichkeit, die ihm Gott nach dem Tode ertheilen werde, Antheil haben, ſie ſehen, das iſt, mit genießen ſollten. Er iſt überzeugt, daß Gott dieſen ſeinen Willen erfüllen werde, weil ihn Gott von Anbeginn der Dinge geliebt habe. — Was Jeſus hier zu ſeinen Freunden ſagt, das gilt auch für alle ſeine Verehrer, und auch wir können hoffen, daß wir einſt alle um Jeſu her verſammelt, in ſeiner Nähe wieder vereinigt werden. Ich will dieſe Hoffnung

Der Wiedervereinigung mit unſern Freunden in der Ewigkeit

jetzt in nähere Erwägung ziehen, und zuerſt unterſuchen, was wir uns unter dieſer Wiedervereinigung vorzuſtellen haben, dann aber fragen, was die göttliche Lehre, und drittens was die Vernunft uns hierin hoffen läßt.

1) Nicht für überflüſſig halte ich es, zuerſt davon zu ſprechen, was wir uns unter jener Wiedervereinigung zu denken haben. Denn theils können wir nicht eher eine richtige Unterſuchung der Gründe vornehmen, welche uns die Gewißheit des Wiederſehens in der Ewigkeit verbürgen, theils machen ſich wohl manche von ihr falſche Vorſtellungen, die zu berichtigen ſind. — Zu der Wiedervereinigung mit unſern Geliebten in jener Welt gehört nun nach der Natur der Sache und dem Bedürfniſſe unſers Herzens zuerſt dieſes: daß wir uns mit unſern Freun-

den nach dem Tode an einem und demselben Orte wieder versammeln; — daß wir also nicht durch das unermeßliche Weltall zerstreut werden, sondern in Einer Welt uns wiederfinden. Denn würden uns und unsern Freunden verschiedene Welten zum Wohnplatz angewiesen, wären wir durch Sonnenfernen von einander geschieden, wäre es uns dadurch unmöglich gemacht, uns einander zu nähern, uns von unserm fortdauernden Daseyn gegenseitig zu überzeugen, und uns unsre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen; so könnte offenbar von einer Wiedervereinigung mit unsern Freunden, der Verbindung ähnlich, in welcher wir hier standen, gar nicht die Rede seyn. Doch das Beysammenseyn mit unsern Freunden an Einem Orte ist nicht genug; es wird auch ein Wiedererkennen derselben erfordert. Wir müssen uns dort, wenn die irdischen Verbindungen erneuert werden sollen, als die wieder erkennen, die hier vereinigt waren; müssen es wissen: das ist unser Vater, das unsre Mutter, das unser Bruder, unsre Schwester, unser Freund, den wir im Leben liebten! Denn wüßten wir dieses nicht; so würden sich unsre Geister dort fremd seyn, wenn sie auch an einem Orte vereinigt wären, und die Freundschaft und Liebe, die unsre Herzen hier verband, könnte unmöglich wieder hergestellt werden. Woran sich aber unsre Geister dort wiedererkennen werden, das läßt sich von uns nicht bestimmen; denn wie Johannes sagt, „wir wissen noch nicht, was wir seyn werden!“ Aber es versteht sich von selbst, daß die Geister des Himmels, also auch die vollendeten Seelen der Menschen auf irgend eine Weise, die uns jetzt zu

wissen nicht nöthig ist, uns wahrscheinlich auch nicht verständlich seyn würde, sich zu erkennen und von einander zu unterscheiden wissen. Zufrieden müssen wir daher jetzt damit seyn, daß sich die Unmöglichkeit eines solchen Wiedererkennens mit nichts darthun lässet; zufrieden mit dem Lichte, das uns die Offenbarung hierüber gibt, die uns in der trostvollen Lehre von der Auferweckung des Leibes und dessen Wiedervereinigung mit der Seele einen Zeitpunkt hoffen läßt, wo die Verbindung zwischen den vollendeten Menschen eine neue und größere Innigkeit erhalten wird. — Sollen unsre Seelen dort wiedervereinigt werden; so müssen sie sich ferner aller irdischen Verhältnisse, in denen wir mit einander standen, erinnern können. — Diese Erinnerung ist mit dem Wiedererkennen der Person nothwendig verbunden. Denn sollen wir unsre Freunde als unsre vormaligen Freunde wiedererkennen; so müssen wir uns auch der freundschaftlichen Verhältnisse erinnern, in denen wir hier standen; müssen es noch wissen, warum diese Personen unserm Herzen so theuer und werth waren. Vermöchten wir dieses nicht, so würden wir uns fremd seyn; und schlössen wir auch dort einen neuen Freundschaftsbund, so wäre es doch nicht die alte Freundschaft, die wir erneuerten, und die neue Liebe entspränge nicht aus der Liebe, die uns auf Erden verband. — Soll aber diese ganze Wiedervereinigung nicht nutzlos für uns seyn; so müssen wir ferner uns in jener Welt unsre Gedanken und Empfindungen mittheilen können. Denn außerdem könnte uns die Wiedervereinigung mit unsern Freunden weder nützlich noch erfreulich seyn, und es wäre gleich-

viel, ob ſie geſchähe oder nicht. Aber der Begriff des Lebens fordert ſchon von ſelbſt, daß wir dieſe gegenſeitige Mittheilung hoffen können, wenn uns Gott einmal in einem neuen Leben wieder zuſammenführen wird. — Auch wird ſie dauernd ſeyn müſſen, dieſe Wiedervereinigung. Wenn auch in jenem Leben, wie hier auf Erden, kurze Trennungen der Vereinigten ſtatt finden ſollten; ſo werden ſie doch immer wieder zu einer neuen Vereinigung führen. Denn ſollten wir uns nach dem Tode zwar auf einige Zeit wiederfinden, dann aber auf ewig auseinander geriſſen werden; ſo wäre dieſes Wiederſehen eine grauſame Strafe des Schöpfers, und tauſendfach ſtärker würden wir den Schmerz einer neuen und ewigen Trennung empfinden.

Endlich aber verſteht es ſich von ſelbſt, daß nicht alle Verhältniſſe, in welchen wir hier ſtanden, wiederhergeſtellt werden können, ſondern daß unſre neuen Verbindungen unſerm vollkommnern Zuſtand angemeſſen ſeyn werden. Alſo werden die bürgerlichen, noch die häuslichen, noch die ehelichen Verbindungen werden wir dort wieder anknüpfen; denn ſie waren nur für dieſe Welt berechnet, und dort, ſagt der Erlöſer ausdrücklich, werden die Vollendeten weder freyen noch ſich freyen laſſen.

Die vernünftige Vorſtellung von der Wiedervereinigung mit unſern Freunden in der Ewigkeit iſt alſo dieſe: wir werden nach dem Tode an Einem Ort, in Einer Welt wieder zuſammentreffen, uns wieder erkennen, uns der vorigen Freundſchaft erinnern, uns neue Beweiſe der Liebe geben, und auf ewig mit einander in Verbindung bleiben.

Eine herrliche und tröstliche Hoffnung ist diese Hoffnung des Wiedersehens! Aber wird sie Wahrheit werden? Was verbürgt es uns, daß sie mehr ist als ein angenehmer Wunsch? —

II) Lasset uns hierüber zuerst die Aussprüche der göttlichen Lehre hören.

„Vater ich will, sagt der Herr in dem heutigen Evangelio, daß, wo ich bin, auch die bey mir seyn, die du mir gegeben hast; daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast. Denn du hast mich geliebet, ehe die Welt gegründet ward.“ — Diese Worte sind aus einem längern Gebete genommen, in welchem unser Herr, kurz vor seinem Tode, unter andern auch seine Wünsche für das Wohl seiner Freunde und Verehrer Gott vorträgt. Zu diesen Wünschen, oder vielmehr zuversichtlichen Erwartungen gehört auch diese: daß die, welche ihm Gott gegeben habe, seine Freunde und Verehrer, da, wo er hinkommen werde, auch seyn, bey ihm, das ist, in seiner Gesellschaft sich befinden möchten. Es ist aber hierbey nicht an ein Wiedersehen auf Erden zu denken, sondern an eine Wiedervereinigung nach dem Tode im ewigen Leben. Dieses lehrt nicht nur die Zeit und Seelenstimmung, in welcher Jesus diese Worte sprach, nämlich als er dem Tode entgegen ging, und die Absicht seines ganzen Gebets, wie auch der vorhergehende 11. 12. und 13te Vers; sondern wir sehen es auch aus dem Zusatz: „daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.“ — Sehen heißt hier, genießen, Antheil haben. Die Herrlichkeit aber, von welcher Jesus spricht, ist keine andre, als die, welcher er nun entgegen ging,

und die ihm nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt zu Theil werden sollte, vermöge welcher ihm alle Gewalt gegeben wurde, die Menschen zu beseligen, im Himmel und auf Erden. Also will der Herr, daß alle seine Freunde und Verehrer an der Seligkeit, die er in jener Welt erlangen würde, Antheil nehmen sollten, und er erwartet die Erfüllung seines Willens mit Zuversicht von der göttlichen Liebe. Denn du, setzt er hinzu, du mein Vater, hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward. — Der Herr läßt also seine Freunde ganz eine solche Wiedervereinigung erwarten, wie wir sie vorhin beschrieben. Denn wenn seine Freunde bey ihm seyn und Antheil an seiner Seligkeit nehmen sollten; so müssen sie ihn auch in jener Welt als ihren geliebten Herrn und Lehrer erkennen, sich ihrer irdischen Verbindungen erinnern, und diese erneuern können. Und wäre es möglich, diesen Sinn der Worte Jesu noch zu bezweifeln; so würden uns die Worte des Herrn, welche wir Joh. 14, v. 2 ff. lesen, vollkommenen Aufschluß ertheilen. Dort sagt Jesus, als er seine Freunde über seinen Tod tröstet: „in meines Vaters Hause sind viel Wohnungen; und wenn es nicht so wäre, so wollte ich euch sagen, ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten, und ob ich gleich hinginge, euch die Stätte zu bereiten; so will ich doch wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyd, wo ich bin.“ — Ganz unverkennbar ist es, daß Jesus hier seinen Freunden den großen Gedanken ans Herz legt, daß in dem unermeßlichen Hause Gottes, dem Weltall, viele Wohnungen seyen, von denen auch eine bereit sey, um sie aufzunehmen. Denn er werde einst wiederkommen,

und ſie zu ſich nehmen, und mit ihnen vereinigt bleiben. — Nun ſcheint zwar Jeſus in dieſen Stellen blos von ſeinen damals lebenden Freunden und zu ihnen zu ſprechen; aber wir dürfen nicht zweifeln, daß das, was er ſagt, nicht nur von ſeinen damals lebenden Freunden, ſondern von den rechtſchaffenen Chriſten aller Zeiten gilt. Denn warum ſollte dieſe der Herr ausſchließen wollen? Gehören ſie nicht auch zu denen, die ihm ſein Vater gegeben hat? Wird er ſie nicht eben ſo herzlich lieben, ſie alſo nicht auch bey ſich ſehen, ſie nicht auch Antheil nehmen laſſen wollen an ſeiner Herrlichkeit? — So verſtanden es auch die Apoſtel, ſo legten auch ſie Jeſu Worte aus, und lehrten, daß wir uns alle bey dem Herrn einſtens verſammeln wollen. Ihrer Auslegung aber können und müſſen wir unbedingt glauben! — „Wir warten, ſagt Petrus, eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnet," und gibt damit zu verſtehen, daß uns einſt, eben ſo wie hier, Ein Wohnplatz aufnehmen, Ein Himmel umſchließen wird. — Paulus tröſtet die Gemeine zu Theſſalonich (1 Theſſ. 4, v. 13 ff.) über das Schickſal ihrer verſtorbenen Freunde damit, daß einſt Jeſus ſie alle wieder erwecken, und ſie mit ſich in ſein ewiges Reich führen würde. Und dann, ſetzt er v. 17 hinzu, werden wir alſo bey dem Herrn ſeyn allezeit; ohne Trennung vereinigt bleiben. Endlich ſchreibt er an die Hebräer K. 12, v. 22. 23. „ihr ſeyd gekommen zu dem Berge Zion, zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmliſchen Jeruſalem, zu der Menge vieler Tauſend Engel, zu der Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind, und

zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten, und zu dem Mittler des neuen Testaments.“ Also eine solche Wiedervereinigung haben wir zu erwarten, wie sie im jetzigen Leben zwischen Bürgern Einer Stadt vorhanden ist; offenbar also ein solches Wiedersehen, wie wir es vorhin beschrieben haben, das nämlich mit dem Wiedererkennen, und mit der Erneuerung der freundschaftlichen Verbindungen verbunden ist. — Und dieses folgt endlich auch aus der Auferstehung des Leibes, die uns das Christenthum verheißt, da mit der Wiederherstellung unsers Körpers in einer vollkommnern und himmlischen Gestalt das Wiedererkennen der Vollendeten nothwendig verbunden zu seyn scheint.

Doch es sey genug, um uns zu überzeugen, daß wir als Christen die feste und gewisse Hoffnung haben, uns nach dem Tode wiederzusehen. Glücklich sind wir zu preisen, daß Jesus auch durch diese Hoffnung dem Tode die Macht, den Stachel, das Schmerzliche und Fürchterliche genommen hat, und daß wir eine so theure und entzückende Hoffnung über allen Zweifel erhaben sehen, deren Erfüllung auch

III) schon die menschliche Vernunft nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich findet. — Wir finden nämlich, wenn wir diese Hoffnung blos nach den Grundsätzen menschlicher Weisheit prüfen, nichts, womit die Vernunft im Stande wäre, diese Hoffnung zu widerlegen, oder zu zeigen, daß ihre Erfüllung unmöglich und ungedenklich sey. Denn da sie im Allgemeinen zugestehen muß, daß Geister einander erkennen, sich un-

terſcheiden, und ſich gegenſeitig ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen können; ſo muß ſie auch zugeſtehen, daß dieſes die Seelen der Verſtorbenen gegen einander vermögen. Und da ſie in dieſer Hoffnung nichts findet, was Gottes unwürdig ſey, und es ſeiner Güte gemäß iſt, die Seelen, die ſich nach Wiedervereinigung ſehnen, wieder zuſammen zu führen; ſo findet ſie auch auf Gottes Seite keinen Grund, die Erfüllung dieſer Hoffnung für unmöglich zu halten. Vielmehr ſtellen ſich ihr manche Gründe dar, welche es höchſt wahrſcheinlich machen, daß unſre Seelen nach dem Tode wieder vereiniget werden.

Wir hörten, daß zu dieſer Wiedervereinigung ein Zuſammentreffen und Beyſammenbleiben unſrer Seelen nach dem Tode gehöre. Dieſes aber findet die Vernunft höchſt wahrſcheinlich; denn ſie muß es für natürlich und für zweckmäßig erkennen. Die Menſchen nämlich haben einerley geiſtige Anlagen und Kräfte, folglich auch einerley Ziel, eine und dieſelbe Beſtimmung vom Schöpfer erhalten. Iſt es nun nicht natürlich und zweckmäßig, daß ſie auch einerley Weg zu dieſem Ziele gehen? — Sie hatten in der erſten Stufe ihres Daſeyns unter den zahlloſen Wohnungen des himmliſchen Vaters Einen gemeinſchaftlichen Bildungsort, dieſe Erde. Sollte es nicht natürlich ſeyn, daß ſie auch nach dem Tode wieder einen gemeinſchaftlichen Ort ihrer weitern Vervollkommnung erhalten? — Sind ſie nicht Weſen von einer und derſelben Art? Würde es alſo wohl zweckmäßig ſeyn, ſie im Weltall zu zerſtreuen? — Haben ſie nicht im Ganzen einerley Stufe der Vollkommenheit an Verſtand und Tu-

gend erreicht? — Würden sie daher in ganz verschiedenen Lagen und zerstreut in ganz verschiedene Welten alle gleich zweckmäßig weiter gebildet werden können in Weisheit und Tugend? — Muß nicht der Aufenthaltsort, der für Einen zweckmäßig und passend ist, es auch für Tausend andere, muß er es nicht für alle seyn? Läßt es sich also wohl erwarten, daß wir, die wir mit unsern Freunden auf gleicher Linie der Vollkommenheit stehen, nicht auch einen gemeinschaftlichen Aufenthaltsort erhalten sollten? Und da es ungedenklich ist, daß unser Geist nach dem Tode einsam bleiben sollte, vielmehr der Umgang mit andern Geistern zu seiner Seligkeit und weitern Belehrung erforderlich ist, läßt sich wohl eine schicklichere und willkommnere Gesellschaft für ihn denken, als die, mit denen er hier lebte, denen er hier vertraulich sich öffnete, und die ihm an Bildung gleich sind? — Offenbar, m. Fr., hat die Menschheit Eine Bestimmung; wir sind daher Pilger, die nach Einem Ziele wallfahrten; wir gehen daher gewiß auch Einen Weg, gehen ihn dort, so wie wir ihn hier gingen, wenn wir uns nicht durch entschiedene Lasterhaftigkeit und strafbaren Unglauben selbst aus unsrer Laufbahn werfen, und zurücksetzen. Und sey es auch, daß uns hier die Unterschiede zwischen der Ausbildung, welche die verschiedenen Menschen erlangen, noch so groß zu seyn schienen; so ist es nur zu gewiß, daß dort die Unterschiede aller menschlichen Weisheit zu Nichts verschwinden, und Menschen von verschiedener Geistesbildung eben so neben einander stehen werden, wie sie hier, nicht ohne gegenseitigen Nutzen, neben einander standen.

Zu jener Wiedervereinigung gehörte aber auch dieſes, daß wir uns in der Ewigkeit wieder erkennen, uns unſrer irdiſchen Verhältniſſe erinnern, und unſre Herzen aufs Neue verbinden. Auch dieſes findet die Vernunft ſo wahrſcheinlich, daß ſie nicht an der Erfüllung dieſer Hoffnung zweifeln kann. Denn es bürgt ihr dafür die Güte, Weisheit und Heiligkeit Gottes.

Von der Güte Gottes müſſen wir glauben, daß ſie uns in jener Welt ſo glücklich machen will, als es die Beſchaffenheit unſers Geiſtes erlauben wird. Nun iſt es aber für jedes fühlende Herz wohl völlig entſchieden, daß die Wiedervereinigung mit unſern geliebten Freunden ein weſentliches Erforderniß iſt, um uns in der zukünftigen Welt glücklich zu fühlen. Daß der Wunſch nach dem Wiederſehen derer, die uns der Tod entriß, einer der ſtärkſten und innigſten iſt, die unſer Herz bewegen, das wird jeder Freund bekennen, der einen Freund ſeines Herzens, jede Mutter, die ein geliebtes Kind, das ſie mit Schmerzen gebar, jeder Vater, der einen hoffnungsvollen Sohn verlor, auf welchem die Freuden ſeines Lebens beruheten. Eine Unſterblichkeit aber, die uns in eine, uns ganz fremde Welt führte, wo wir kein Herz fänden, das uns kennte, keinen Freund, der ſich wieder an uns anſchlöſſe, keine Seele, die uns mit Liebe entgegen käme, könnte ohnmöglich unſer Herz befriedigen und beſeligen. Zwar würde ſich unſer Geiſt auch mit dem Fremden endlich befreunden; aber die heiße Sehnſucht nach unſern verſtorbenen Freunden müßte, wenn ſie unbefriedigt bliebe, eine unverſiegbare Quelle tiefen Kummers und großer

Traurigkeit bleiben. Denn würden wir nicht ewig wünschen, nur ein Mal unsre Geliebten zu sehen, nur ein Mal uns zu überzeugen, daß sie noch sind, unser Herz gegen sie auszuschütten, und uns über ihr Schicksal beruhigende Gewißheit zu verschaffen? Und könnte bey der Qual dieser unbefriedigten Sehnsucht der Himmel mit allen seinen Freuden unser Herz beseligen? — Welche Wonne aber, wenn wir die lang Entbehrten, die heiß Ersehnten wieder finden! — sie wiederfinden als selige und von dem Glanze der Vollkommenheit verklärte Geister! Wie unendlich wird durch diese Wiedervereinigung unsre Seligkeit erhoben werden! — Läßt es sich aber wohl denken, daß uns die vollkommene Güte Gottes diese Seligkeit nicht gern gewähren werde, da sie uns dieselbe so leicht gewähren kann, da die gleiche Bestimmung der Menschen auch einen gleichen und gemeinschaftlichen Weg zu fordern scheint? Einsam können wir selbst in den Wohnungen des ewigen Friedens nicht glücklich seyn. Wer wäre aber dort geschickter unsre Freude zu theilen, als die, welche schon hier unsre Freunde waren, und jedes Glücks Genuß durch ihre Theilnahme erhöheten? —

Aber muß es nicht auch auf der andern Seite unsre Zufriedenheit stören, wenn wir dort neben unsern Freunden auch unsre Feinde und Widersacher, unsre Verfolger und Bedrücker wiederfinden? Diese Besorgniß könnte zwar gegründet scheinen; doch sie verschwindet bey näherer Betrachtung. Das, was uns hier in der Regel entzweyt, und die größten Feindschaften zwischen Menschen, die an sich nicht immer bösartig sind, erzeugt, sind Mißverständnisse, Leidenschaften

und Uebereilungen, und besonders das feindselige Zusammentreffen in den Punkten der Ehre, der Gewalt und des Vermögens. Alles dieses fällt aber natürlich in jener Welt hinweg. Mißverständnisse, aus irdischen Verhältnissen entsprungen, werden uns dort, unter ganz veränderten Verhältnissen, auch ganz gleichgültig seyn. Leidenschaften und daher entspringende Uebereilungen finden dort nicht mehr Statt; der Tod hat das Feuer der Leidenschaften ausgelöscht. Ehrenstellen, Gewalt und Güter dieser Erde, welche so viele tausend Gemüther entzweyen, haben für uns in einem Lande, wo Weisheit und Tugend der einzige Reichthum ist, keinen Werth, und thöricht muß den vollendeten Geistern der Wettstreit der irdischen, auf jene Gegenstände gerichteten, Begierden seyn.

Vielmehr muß die Wiedervereinigung mit unsern Freunden sehr wirksam seyn, uns zu belehren und zu bessern, und eben deswegen scheint es auch der Weisheit und Heiligkeit Gottes gemäß zu seyn, daß wir uns wiedersehen. Da wir nach dem Ausspruche des Evangeliums sowohl als unsrer Vernunft erwarten müssen, daß wir in jener Welt unendlich fortschreiten sollen an Weisheit und sittlicher Vollkommenheit; so scheint dazu nichts vortheilhafter und wirksamer zu seyn, als eine Wiedervereinigung der Menschen in der Ewigkeit. Denn diese muß eben so belehrend für den Verstand, als heiligend für den Willen seyn. Wenn unser Geist einst eintreten wird in das unbekannte Land der Vollendung, noch verfinstert durch die Irrthümer und Vorurtheile dieses Lebens, unbekannt mit dem neuen Himmel und der neuen Erde, und noch unwis-

ſend, wie er dieſe Erde verließ; ſo bedarf er gewiß eines Führers, eines Lehrers. Nun ſcheint aber nichts natürlicher und zweckmäßiger zu ſeyn, als daß „die Geiſter der vollkommenen Gerechten" dieſes Amt übernehmen, und zwar die Seelen, die ſchon hier mit Liebe an uns hingen. Gern werden ſie das Geſchäft übernehmen, den geliebten Ankömmling zu der Vollkommenheit des neuen Lebens einzuweihen, und ihnen muß es leichter als jedem andern Geiſte werden, uns zu lehren. Denn ſie kannten unſre Fehler, unſre Irrthümer, unſre Thorheiten, unſern Charakter, unſre Schickſale. — Und da es die Natur des menſchlichen Geiſtes mit ſich bringt, daß ſeine Kenntniß nur Schritt vor Schritt wächſet, wo könnte dieſes beſſer, und mit der Natur der menſchlichen Seele übereinſtimmender geſchehen, als in dem Umgange mit vollendeten Menſchen, mit den Geiſtern der vollkommenen Gerechten? —

Aber welch' ein lehrreiches und beſſerndes Schauſpiel muß es auch dem neuen Ankömmling in den Wohnungen der Unſterblichen gewähren, wenn er die große Veränderung erblickt, welche mit ſeinen Freunden und Bekannten im Tode vorgegangen iſt? — Wenn er bemerkt, wie ſie Vorurtheile und Irrthümer, die ſie hartnäckig feſthielten, nun beſchämt abgelegt, ihren Leidenſchaften entſagt, ihren Stolz in Demuth, ihre Heftigkeit in Gelaſſenheit verwandelt, und Verſtand und Willen von den Schlacken des irdiſchen Lebens gereinigt haben? Wird ihn nicht dieſe erſte Erfahrung ſogleich belehren, welche Unvollkommenheiten auch ihm noch ankleben, welche Mängel er abzulegen hat? — Und welchen Eindruck muß es auf uns machen, wenn

wir die Folgen menschlicher Weisheit oder Thorheit, menschlicher Tugenden oder Fehler, dort vollkommen überschauen, und in den Schicksalen der Menschen die Vergeltung vollendet sehen? Wird nicht dadurch der letzte Rost der Irrthümer und fehlerhaften Neigungen, der unserm Geiste aus diesem Leben noch anklebt, abgeschliffen werden? Könnte uns wohl Gott eindringender die himmlische Weisheit lehren, und uns kräftiger zur Tugend befeuern, als durch den Anblick der völlig entwickelten Folgen unsrer in diesem Leben befolgten Handlungsweise? — Und fordert nicht die göttliche Gerechtigkeit, daß die Vergeltung nach dem Tode öffentlich sey, daß es allen bekannt werde, welche Schicksale sich der Mensch bereitet habe? — Liegt nicht in dieser Kenntniß dessen, was die Vergeltung an dem Menschen thut, schon selbst eine Belohnung oder Bestrafung? Scheint es nicht nothwendig zu seyn, daß der, welcher hier verleumdet, verkannt und verfolgt wurde, dort im Angesichte derer, die ihn verkannten und verfolgten, gerechtfertiget, daß der Stolz und die Hoffart, der Uebermuth und die Menschenverachtung dort durch den Anblick gänzlich veränderter Verhältnisse beschämt, der Verachtete und Niedergedrückte aber für das, was er litt, öffentlich entschädiget werde? — Wird nicht durch alles dieses unser Geist unendlich weiser, unsre Unterwerfung unter Gottes richterliche Anordnungen williger, unser Glaube an seine Gerechtigkeit fester, unser Abscheu vor dem Bösen größer, und unser Eifer im Guten kräftiger werden? —

Ja, gel. Fr., wir können nicht zweifeln, daß unsre Wiedervereinigung in der Ewigkeit der göttlichen

Güte, Weisheit und Heiligkeit nicht völlig gemäß seyn sollte; also auch nicht zweifeln, daß Gott die heiße Sehnsucht nach Wiedervereinigung in jener Welt befriedigen werde. — Eine unsrer schönsten und tröstlichsten Hoffnungen ruht also auf festem Grunde; die Gründe der Vernunft, und die klarsten Aussprüche des göttlichen Worts durch Jesu und der Apostel Mund bürgen uns gleich stark dafür. — O welch' ein Trost für uns, wenn der Tod die sanften Bande der Liebe und Zärtlichkeit auflöset! Welch' ein Trost für die zur Ewigkeit Hinscheidenden, und die auf Erden Zurückbleibenden? Welche freudige und schmerzstillende Hoffnung für die, welche Kinder, Freunde, Gatten verloren, ohne sie vor ihrem Tode noch einmal sehen zu können! — Ja getrost denn, ihr Brüder! Nach langen Wehen der Trennung wird uns die Wonne des Wiedersehens entzücken, und alle Thränen trocknen, allen Kummer in Jubel verwandeln. Denn Ein Ziel ist uns allen gesetzt, auf Einem Wege wandeln wir, in Einem Hause Gottes sind wir und werden wir seyn, bey Einem Herrn werden wir uns einst zu Einer Seligkeit versammeln.

Wohlan denn! mische Staub zu Staube
Der Schaufeln dumpfer Wechselklang!
Allweiser Vater! ruft der Glaube:
Dir, Herr des Todes, Preis und Dank!
Wer starb, entkam
Aus Sünd' und Gram,
Aus Thorheit, Trug und eitlem Schein;
Er steht verklärt
Vor Gott, und hört,
Und stimmt ins Hallelujah ein! — Amen!

Am ersten Osterfeyertage.

(Im Jahre 1810.)

Jesus lebt! — Wir werden bleiben!
So mag des Körpers Staub zerstäuben,
Und Moder werde mein Gebein!
Jesus lebt, und meine Glieder
Belebt einst Gottes Allmacht wieder;
Wie er, werd' ich unsterblich seyn.
In der Verwesung Grab,
Dringt einst sein Ruf hinab;
Und wir leben,
Und werden sein
Uns ewig freun,
Und bey und mit ihm selig seyn!

Der Herr ist wahrhaftig auferstanden! — Mit diesem festlichen Zuruf, der jedes Herz freudig erhebt, begrüßen sich heute die zahlreichen Verehrer des Erlösers in allen Ländern des Erdbodens, und feiern das Fest der Auferstehung ihres Herrn als eines der wichtigsten und herrlichsten des Jahres. Und in Wahrheit, es ist für jeden Verehrer des Herrn ein Fest, das er nicht ohne die innigste Theilnahme begehen kann. Denn er erkennt es, daß die Auferweckung von den Todten eine glänzende Rechtfertigung des Herrn war, durch welche seine erbitterten Feinde tief beschämt, er aber als der Sohn Gottes, an dem der Vater Wohlgefallen habe, dargestellt, und ihm das Siegel der

Göttlichkeit aufgedrückt wurde. Er sieht in dieser Begebenheit einen lehrreichen und trostvollen Beweis der göttlichen Gerechtigkeit, welche den niedergedrückten Gerechten wieder emporhebt und entschädiget, das triumphirende Laster aber demüthiget und bestraft. Er feiert aber auch in der Auferstehung seines Herrn das Fest seiner eigenen Unsterblichkeit, die ihm durch diese Begebenheit auf das Theuerste und Festeste verbürgt worden ist. Denn die Auferstehung Jesu ist das Vorbild unsrer Auferstehung zu einem neuen Leben und unsrer Wiedervereinigung mit unsern Freunden. Sie ist ein Thatbeweis, daß das Sterbliche die Unsterblichkeit, das Verwesliche die Unverweslichkeit, das Irdische die Klarheit des Himmels angezogen hat. Sie ist ein vollgültiges Unterpfand, daß das hohe Werk der Erlösung vollendet, daß uns der Eingang in eine selige Ewigkeit eröffnet ist, und sie drückt allem, was Jesus gelehrt und uns verheißen hat, das Siegel göttlicher Glaubwürdigkeit auf. Denn war Jesus nicht der Sohn Gottes, den wir hören, dessen Worten wir trauen sollen; so würde ihn Gott nicht wieder hervorgerufen haben zu neuem Leben. Also auch was uns das Evangelium über unser Schicksal nach dem Tode, und namentlich über die Wiedervereinigung mit unsern Freunden in der Ewigkeit lehrt, das erhält durch die Auferstehung des Herrn neue Glaubwürdigkeit, unumstößliche Gewißheit. O wohl uns! daß wir diese Bestätigung haben! — Wohl uns! daß sich an dem heutigen Tage unsre Hoffnung mit dem Herrn über die Gräber erhebt! Denn reich ist der Trost, den sie uns bey den Thränen der Trennung gewährt, und einzig der Balsam, mit

dem ſie die empfindlichſten und tiefſten Wunden heilt, welche der Tod dem menſchlichen Herzen ſchlagen kann. Doch wer möchte, wer könnte dieſes leugnen, daß die Hoffnung der Wiedervereinigung mit unſern Freunden in einer neuen Welt uns eine ſüße Tröſterin ſey bey den Schmerzen der Trennung? — Jeder kann, jeder wird dieſes ſelbſt erfahren, wenn er dieſes Troſtes bedarf, und ſein Glaube feſt iſt, wie es des Chriſten Glaube ſeyn ſoll. Aber nicht immer wird es erkannt, wie wichtig der Einfluß dieſer Hoffnung auf die Beſchaffenheit unſrer irdiſchen Verbindungen und unſer Verhalten in denſelben iſt, wenigſtens ſeyn ſoll. Denn wichtig, m. Fr., wichtig ſind die Pflichten, die uns der Glaube an die Wiedervereinigung mit unſern Freunden auflegt, und ich ergreife die Gelegenheit gern, die mir das heutige Feſt darbietet, euch den Einfluß darzuſtellen, den jene Hoffnung auf die Beſchaffenheit unſrer irdiſchen Verbindungen haben ſoll.

Evangel. Luk. 24, v. 1 — 10.

Einige Freundinnen Jeſu kamen am dritten Morgen nach ſeinem Tode zum Grabe, um dem Leichnam ihres geliebten Herrn und Lehrers nach der Sitte des Morgenlandes den letzten Beweis ihrer Liebe zu geben, indem ſie ihn mit Specereyen ſalbten. Dieſe Sitte, welche beſonders in Aegypten herrſchte, aber auch bey andern Völkern, namentlich den Juden, üblich war, ſchrieb ſich aus dem graueſten Alterthume her, und entſtand wahrſcheinlich noch in den Zeiten, wo man eine Unſterblichkeit der Seele noch nicht kannte und hoffte. Man glaubte daher gegen die Verſtorbenen die

letzte Pflicht zu erfüllen, wenn man ihnen die menschliche Gestalt und das menschliche Ansehen so lange als möglich zu erhalten, und so ihr Leben gleichsam zu verlängern suchte. Als man aber auch den trostvollen Glauben an Unsterblichkeit gefaßt hatte; so behielt man diese Sitte dennoch bey, als ein Zeichen der Liebe, womit man auch nach der Trennung den Verstorbenen noch zugethan sey. Auch die Freundinnen Jesu kannten die Hoffnung des ewigen Lebens und der Wiedervereinigung mit ihren Freunden; sie mußten sie kennen, diese Hoffnung, mußten an sie glauben: denn sie waren Freundinnen Jesu. Desto mehr machten sie es sich zur Pflicht, dem verehrten Lehrer und Herrn noch im Tode einen Beweis ihrer fortdauernden Liebe zu geben; sie wollten seinen Leichnam durch edle Salben vor der Verwesung schützen. So wie hier, so wird der Glaube an die Wiedervereinigung mit unsern Geliebten auch überhaupt einen sehr wohlthätigen Einfluß auf unsre irdischen Verbindungen und das Verhalten, das wir gegen einander beobachten, haben müssen. Und dieser Einfluß verdient es, daß wir ihn näher erwägen. Davon also will ich sprechen:

Welchen Einfluß der Glaube an die Wiedervereinigung mit unsern Freunden in jener Welt auf unsre gegenseitigen Verbindungen in dieser Welt haben müsse.

Glauben wir an eine Wiedervereinigung mit unsern Freunden in der Ewigkeit, so werden unsre Verbindungen 1) inniger und herzlicher, 2) ge-

rechter und billiger, 3) edler und wohlthätiger werden.

1) Inniger und herzlicher werden wir unſre Herzen an einander anſchließen, mit größerer Liebe und Treue das heilige Band der Freundſchaft bewahren, wenn wir wiſſen und feſt hoffen, daß wir uns jenſeit des Grabes wiederſehen. Denn dieſe Hoffnung verheißt unſern Verbindungen eine ſtete Dauer und gränzenloſe Erweiterung. —

Gäbe es keine Unſterblichkeit, oder kein Wiederſehen der Getrennten in der Ewigkeit, und wäre das Grab der Gränzpunkt aller irdiſchen Freundſchaft; ſo könnte es uns Niemand verargen, wenn wir Bedenken trügen, unſer Herz an irgend ein menſchliches Weſen ganz anzuſchließen, und uns der Gewalt, welche die Liebe und die Freundſchaft über uns nach und nach erlangen, zu überlaſſen. Vielmehr würden wir die nicht ganz tadeln können, welche es für weiſe halten, immer Herren ihres Herzens zu bleiben, an kein menſchliches Weſen ſich ſo feſt anzuſchließen, daß es ihnen zu ihrem Glücke unentbehrlich würde, und beſonders die ehelichen und häuslichen Verbindungen zu fliehen, damit nicht die Ruhe ihres Herzens von dem Leben und der Liebe einer Gattin oder geliebte Kinder abhängig werde. Denn welch ein kurzer Schritt iſt doch vom Leben zum Tode! Wie ſchnell und plötzlich werden dieſe zärtlichen Verbindungen zerriſſen! Und welch eine Qual, immer in Furcht zu ſtehen, das Liebſte, ohne das man nicht leben zu können glaubt, zu verlieren! Welche Beängſtigungen bey Krankheiten oder fortdauernder bedenklichen Schwächlichkeit geliebter Perſonen: Wel-

ches Heer von Sorgen und bangen Befürchtungen zu Zeiten des Kriegs oder ansteckender mörderischer Seuchen! Welche bängliche Furcht nur bey dem Anschein der Gefahr, daß man frühzeitig hinwegsterben und geliebte Personen dem Kummer, Mangel und Elend Preis geben könne: Und welcher herzzerreißender Schmerz, wenn solch ein Fall wirklich eintritt! Wie viel ruhiger und glücklicher lebt, wie viel getroster und zufriedener stirbt doch der, welcher sein Herz an Niemand fest anschloß, und durch seinen Tod Niemand betrübt! —

So, m. Fr., so hören wir allerdings den Unglauben und die kaltherzige Selbstsucht sprechen, so sich entschuldigen und rechtfertigen. Aber alles erscheint uns in einem ganz andern Lichte, wenn wir wissen und glauben, daß wir uns nach dem Tode wieder vereinigen. Wer sollte da ein Bedenken finden, sein Herz willig dem mächtigen Zuge der beglückendsten Empfindungen hinzugeben, und alle die wahren Freuden zu genießen, welche uns die Liebe und Freundschaft edler Menschen im irdischen Leben so reichlich gewährt? — Die Besorgniß einer baldigen und gänzlichen Trennung kann und soll uns nicht schrecken. Zwar sind solche Trennungen schmerzlich; wer vermöchte dieses zu läugnen? — Aber die Seligkeit solcher Verbindungen wiegt jenen Schmerz, jene Besorgnisse, die in einem Gott vertrauenden Gemüthe ohnehin äußerst gemäßigt werden, vollkommen auf, wenn wir den Glauben festhalten, daß unsre Seelen, wenn sie auch hier getrennt werden, sich doch dort wieder vereinigen. Mag es denn auch seyn, daß ein geliebter Freund eher zur himmlischen Heimath

wandert als wir, und daß wir ihm eine Thräne nachweinen; wir tröſten uns, denn wir wiſſen, daß auch wir denſelben Weg zu Einem Ziele gehen, daß wir ihn dort wieder finden. Und mag es auch ſeyn, daß wir Freunde, Gatten, Kinder verlaſſen müſſen, und mit Schmerzen von ihnen ſcheiden; wir finden Troſt, denn wir wiſſen, ſie folgen uns nach. Und wenn der, der ſein Herz kalt der Liebe verſchloß, und einen Herzensfreund, eine Gattin, ein Kind weder hier verläßt, noch dort wieder zu ſehen hat, mit Grauen ſtirbt, und in den Gefilden der Ewigkeit ſich einſamm und verlaſſen fühlen wird; ſo ſtirbt dagegen der, der ſein Herz mit Liebe an andre anſchloß, der hier Freunde verläßt und dort vorangegangene Freunde findet, mit heiterem Muthe, und wird in dem Kreiſe ſeiner vollendeten Freunde die Seligkeit des Himmels doppelt genießen. Denn in ein Land zu ziehen, wo wir wiſſen, daß vorangegangene Freunde unſrer mit Sehnſucht und Liebe warten, und wo uns die überſchwänglichen Freuden des Wiederſehens bevorſtehen, das muß unſern Geiſt im Tode unendlich aufrichten, und die Schmerzen der Trennung von lebenden Freunden um ſo mehr mildern, je ſchneller auch für ſie der Tag des Wiederſehens herbeikommen wird. — Alſo, m. Fr., ſchließt getroſt den Bund der Freundſchaft und Liebe, und ſchließt ihn deſto inniger und herzlicher, je unvergänglicher dieſer Bund iſt, je ſicherer er euch hier und einſt dort eine Quelle reiner Freuden bleiben wird! Und findet ihr auf euerm Lebenswege Gelegenheit, mit edlen Menſchen bekannt zu werden, und mit ihnen, wenn auch nur auf kürzere Zeit, in freundliche Verbindung zu kommen; ſo be-

nutzt diese Gelegenheit, und schließt den Bund der Freundschaft. Denn sehen wir uns auch hier nicht wieder; so treffen wir uns doch jenseit der Gräber. Können wir edlen Menschen gefällig werden, können wir ihre Unternehmungen befördern, und ihnen, wenn wir sie auch nicht persönlich kennen, Beweise unsrer Freundschaft geben; so thun wir es gern. Denn ob sie gleich hier unser Auge nie sehen wird; so werden wir ihnen doch im Glanze der Ewigkeit begegnen. Trennt uns das Schicksal auf unserm Lebenswege; scheiden uns weite Länder und gränzenlose Meere von den Geliebten unsers Herzens; so hören wir doch nicht auf zu lieben. Denn am Grabe trifft unser Weg mit dem ihrigen doch wieder zusammen. Verloren wir Aeltern, Geschwister, Wohlthäter, die unser Auge nie oder nur selten sah im Leben; so weihen wir ihnen ein herzliches Andenken, ehren ihren Willen, vollziehen ihre Wünsche, und bewahren die Liebe zu ihnen im Herzen. Denn dort finden wir sie wieder, dort lernen wir sie kennen, und vereinigen unser Herz mit dem Ihrigen. —

Sehet, Freunde! so geben wir uns inniger und herzlicher der Freundschaft hin, wenn wir wissen, wir lieben uns, wir vereinigen uns für eine Ewigkeit! — Dieser Glaube aber muß auch den Einfluß auf unsre irdischen Verbindungen äußern, daß er uns

II) zu desto größerer Gerechtigkeit und Billigkeit in allen Verhältnissen, in denen wir mit andern stehen, auffordert; — denn bey unsrer Wiedervereinigung verschwindet aller Unterschied der irdischen Vorzüge, und in Gegenwart unsrer Brüder soll unser Leben gerichtet, unsern Tha-

ten vergolten werden. — Wir werden uns wieder vereinigen, aber nicht in denſelben Verhältniſſen des Ranges, des Standes, der Macht und des Reichthums, in denen wir hier ſtanden. Denn dieſe Unterſchiede unter den Menſchen entſpringen aus den Bedürfniſſen dieſes Lebens, der Miſchung guter und böſer Menſchen, und aus der Abhängigkeit unſers Lebens von dem Willen anderer und von den natürlichen Bedürfniſſen. Alles dieſes fällt in der zukünftigen Welt gänzlich weg. Unſer Leben bedarf dort keines Schutzes, unſer Körper keiner Nahrung und Bekleidung, unſer Eigenthum keiner Sicherheit, unſre Perſon keiner Vertheidigung gegen die Angriffe der Leidenſchaften. Blos die unvergänglichen Güter des Geiſtes, Weisheit und Tugend, blos die Belohnungen, die wir für höhere Tugend in dem Leben, das uns Gott aus Gnaden verheißen hat, erhalten werden; blos dieſes wird einen Unterſchied zwiſchen den Unſterblichen machen. Dort wird alſo der Bettler neben dem Reichen, der Dienende neben dem Herrn, der Sclav neben dem Edlen, der Niedre neben dem Hohen, der Unterthan neben dem Fürſten ſtehen, alle entkleidet ihrer vergänglichen äußerlichen Vorzüge, blos angethan mit ihrem reinen Menſchenwerthe. Und ſchauen werden es alle, was die ewige Gerechtigkeit einem jeden ertheilt; hören werden ſie es, das Gericht über die Thaten unſers Lebens; zeugen werden ſie für unſre Tugenden oder Laſter; an den Tag wird es kommen, vor ihre Augen kommen, das Geheimniß unſers Erdenlebens, und erheben werden die Ankläger aller Ungerechtigkeit, die auf Erden geſchah, ihre furchtloſe Stimme.

Welche Aufforderungen, unſre Brüder, auch die geringſten als Menſchen zu achten, und gerecht und billig gegen ſie zu ſeyn! — Der eitle Hochmuth auf Rang Titel und Reichthum, auf äußerliche Ehre und hohe Macht, dieſer Hochmuth, der alles neben ſich verachtet, was niedriger ſteht als er, und anmaßend, eitel und hochfahrend die Niedern wie Staub zu ſeinen Füßen betrachtet; wie thöricht erſcheint er nicht, wenn wir die kurzen Lebensjahre mit unſern Gedanken überſpringen und uns in die Geſellſchaft der Unſterblichen verſetzen? — Der plumpe Stolz, die kecke Menſchenverachtung, die ſchamloſen Ungerechtigkeiten, welche ſich unwürdige Günſtlinge des Glücks gegen ſolche, die das Schickſal nicht begünſtiget, erlauben, und alle Geſetze der Höflichkeit und des Wohlſtandes, der Billigkeit und Gerechtigkeit verachten, wie lächerlich und verächtlich erſcheinen ſie, wenn wir uns in die Geſellſchaft der Vollendeten verſetzen, und wie beſchämt müſſen ſie ſelbſt werden, wenn ſie an die Ewigkeit denken? — Die kalte Hartherzigkeit, der liebloſe Eigennutz, der grauſame Ehrgeiz, welcher den Kummer der Bedrängten und das Flehen der Armen verachtet, die Thränen derer, die Unrecht leiden, verſpottet, und ſeinen Leidenſchaften das Glück ſeiner Brüder gefühllos aufopfert; wie müſſen ſie ſchon jetzt ſich beſchämt und verurtheilt fühlen, wenn ſie es bedenken, daß einſt das Grab ſie mit allen, denen Leiden ſie hier verſchuldeten, wieder vereinigt, und ſie der Vergeltung blos ſtellt? — Der Leidenſchaftliche, Boshafte und Grauſame, der da wähnt, daß ſeine verborgenen Uebelthaten in ewiger Nacht der Vergeſſenheit begraben ſeyen, wenn die be-

graben ſind, die ihn verklagen, oder die ihn als Theilnehmer verrathen konnten; wie muß er erzittern, wenn er den Gedanken denkt, dieſe Zeugen ſeiner Bosheit wieder zu finden, ohne ihnen Schweigen gebieten zu können? — Und der Unverſöhnliche und Rachſüchtige, der, vom Gefühl der Bitterkeit wahrer oder geglaubter Beleidigungen empört, die Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit verachtet, mit blindem Haſſe Unglück und Elend häuft auf das Haupt des verhaßten Feindes, und in jahrelangen Feindſeligkeiten kaum eine Befriedigung ſeiner Rachbegierde findet, wenn er es weiß und denkt, daß ihn und ſeinen Feind einſt Eine Welt aufnehmen, ihren Haß auslöſchen, und ſie von ihrer Thorheit, ihrem Unrecht überführen wird: wie wird er ſchamroth werden, und ſeines Zorns vergeſſen, dem Feinde verzeihen, und ihm wohlthun!

Ja warlich, m. Fr., wenn wir es wiſſen, daß wir einſt in jenem Leben wieder in neue Verhältniſſe mit einander treten, die aber nach ganz andern Grundlagen geordnet werden ſollen, und wenn wir überzeugt ſind, daß dort die Vergeltung öffentlich geſchehen wird; ſo müſſen wir es erkennen, daß Gerechtigkeit und Billigkeit gegen alle unſre Mitbrüder heilige Pflicht iſt, daß uns ihre Perſonen und ihr Glück theuer und werth ſeyn müſſen, und daß jede Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit gegen andre eine Verletzung unſerer eigenen zukünftigen Zufriedenheit iſt. Selbſt die Höchſten und Mächtigſten, die Fürſten der Erde, die hienieden keinen Richter haben, erkennen, daß es weiſe iſt, gerecht und gütig gegen ihre Völker zu ſeyn, wenn ſie bedenken, daß ſie einſt ihre Kronen vor dem Könige aller

Könige ablegen, Rechenschaft von dem Gebrauche ihrer Gewalt geben, und in der Gesellschaft derer, die sie auf Erden beherrschten, entkleidet von ihrer vergänglichen irdischen Größe, leben und ihnen gleich seyn werden.

Viel, m. Fr., viel ist aber schon für unsre irdischen Verbindungen gewonnen, wenn uns der Glaube an das Wiedersehen unsrer Freunde in der Ewigkeit gewisser und billiger macht. Denn ohne Achtung für die Würde der Menschheit und die Heiligkeit der Gesetze kann das Glück der menschlichen Gesellschaft nicht gedeihen. — Doch jener Glaube thut noch mehr; er macht unsre irdischen Verbindungen

III) auch edler und wohlthätiger. — Er warnt uns nämlich vor dem Laster der Verführung und ermahnt uns, für die Besserung anderer kräftig zu wirken; er läßt uns nach der Freundschaft der edelsten Menschen streben, und macht diese Freundschaft für unser Glück und unsre Tugend wirksam.

Möchten doch alle, die sich hier als Freunde verbinden, es bedenken, daß die Folgen dieser Verbindungen das Grab überdauern, und bis in die Ewigkeit reichen, und daß sie die traurigen Früchte des verderblichen Saamens der Thorheit, des Unglaubens und des Lasters, den sie in die Herzen ihrer Brüder streuten, auch in jener Welt erblicken werden! — Denn wie der Tod den Menschen in Hinsicht seines sittlichen Zustandes findet, so übergibt er ihn auch der Ewigkeit. Wer hier den Sinn für die edlen Freuden verlor, der kann ihn dort nicht gleich besitzen; wer hier die Unschuld verlor, der tritt auch befleckt in das zukünftige Leben

ein; wer hier die Hölle durch sein Leben verdiente, der kann dort den Himmel nicht schauen. O, theure Freunde, vergeßt es nimmer, daß die traurigen Folgen der Verführung vom Grabe nicht bedeckt werden, daß sie jeder einst schauen, daß er die Verführten und Verleiteten wieder sehen, und wenn auch nicht ihren Verwünschungen, doch ihren stillen Vorwürfen ausgesetzt seyn wird. Hütet euch, eine solche Schuld auf euer Gewissen zu laden, und gedenkt des ernsten Ausspruchs unsers Herrn, daß es einem Menschen, der unschuldige Seelen verdirbt, besser wäre, er wäre nie geboren worden. Vielmehr, weil die Folgen tugendhafter Verbindungen über das Grab reichen, weil wir die Früchte der Tugenden, die wir in unsrer Freunde Herzen pflanzten, jenseit des Grabes erblicken, in ihrer ganzen erfreulichen Fülle erblicken, und den Dank, den heißen und innigen Dank derer, die wir zum Lohne führten, ernten werden; so lasset uns so mit einander umgehen, daß unser Umgang uns zur gegenseitigen Besserung gereiche, daß wir ohne Schaam und Vorwürfe einander in der Ewigkeit begegnen, unsre irdische Freundschaft segnen, und den Bund der Liebe erneuern können. O, möchten doch dessen die Leichtsinnigen eingedenk seyn, welche es sich zum Geschäft machen, ihren religiösen Unglauben als eine besondre Weisheit, ihre sittlichen Irrthümer und ihre Laster als Lebensklugheit in andre unschuldige Seelen zu verpflanzen und Religion, Tugend, Hoffnung und Zufriedenheit in ihnen zu untergraben! Möchten sie doch, wenn auch sie sich etwas dünken, das Gift dieser verderblichen Weisheit wenigstens in ihr Herz verschließen, und nicht die rei-

nen Seelen Unschuldiger damit beflecken! — Möchten doch die Verführer der Unschuld, welche das Gift der Wollust, und mit ihr den Saamen zu zahllosen Lastern, in die unbewahrten und reinen Herzen der Jugend streuen; möchten doch Aeltern, welche, ihrer Pflicht vergessend, ihre Kinder verwildern lassen, oder sie durch Beyspiel und Befehl zu unerlaubten Handlungen verführen; möchten Freunde und Freundinnen, die, statt einander zu warnen und zu bessern, sich gemeinschaftlich in schädlichen Thorheiten, verderblichen Fehlern und schimpflichen Lastern bestärken, es sich recht lebhaft vor Augen stellen, daß sie einst einander wieder sehen, daß sie die Folgen ihrer Verführungen erblicken, die traurigen Früchte ihrer lasterhaften Verbindungen ernten werden! — O wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! Wehe ihm, wenn ihm ein Unseliger zuruft: „Fluch dir! — denn du hast mein Leben, die Seele mit getödtet, du!“ — Fern, ewig fern, möge ein solcher Fluch von jedem unter uns bleiben! — Darum heiliget aber eure Verbindungen, und haltet es rein, das Band der Freundschaft, das euch verknüpft. Die Unschuld eurer Freunde, eurer Gespielen, eurer Kinder sey euch ein heiliges unverletzliches Gut, und wo ihr einen Wankenden im Guten befestigen, einem Strauchelnden die Hand reichen, einen Gefallenen aufrichten, einen Verirrten zurückführen könnt auf den rechten Weg, da thut es mit dem redlichsten Eifer, und benutzt für diesen göttlichen Zweck, über dessen Gelingen sich die Engel Gottes freuen, die ganze Macht, welche euch eure Verhältnisse oder eure Freundschaft über die Seelen andrer geben. Dann ruft euch

auch einſt vielleicht ein Seliger zu: „Heil dir! du haſt mein Leben, die Seele mir gerettet, du!“

Erkennet aber auch, welchen Werth die Freundſchaft edler Menſchen hat, da wir wiſſen, daß wir uns nach dem Tode wieder vereinigen, und ſucht auf euerm Lebenswege euch an ſolche Herzen anzuſchließen, welche am reifſten ſind für die Vollkommenheit einer beſſern Welt. Weder eitler Stolz auf Rang und Vermögen, noch Vorurtheil und Verläumdung andrer, weder gereizte Empfindlichkeit noch die Selbſtſucht eurer Familienverhältniſſe müſſe euch abhalten, guten Menſchen die Hand zum Freundſchaftsbunde zu reichen. Denn es iſt ein Bund für die Ewigkeit, und ihr gewinnt ſchon hier Seelen, deren Freundſchaft eure Seligkeit in jener Welt gewiß merklich erhöhen wird. Dieſe Freundſchaft wird euch aber auch ſchon hier ein Sporn werden, einer höhern Tugend nachzuſtreben. Denn der Gedanke, daß wir uns dort wieder vereinigen, muß dem Beyſpiele und den Ermahnungen edler Menſchen, treuer Freunde, verdienter Lehrer, verehrter Aeltern, doppelte Kraft und Wirkſamkeit geben. Denn können wir wohl unter einer andern Bedingung hoffen, dort ihre Freundſchaft wieder zu erhalten, als wenn wir ihnen ähnlich werden, ihren Lehren folgen, und ihrer Achtung und Liebe würdig bleiben? Sind ſie nicht auch, nach ihrem Tode noch Zeugen unſers Lebens? Werden ſie nicht unausgeſetzt durch die Freunde, welche nach ihnen in die Wohnungen der Unſterblichen eintreten, Kunde von unſerm Thun auf Erden erhalten können? — Werden ſie nicht einſt, wenn wir uns ihnen im Licht der Vollendung nähern, mit mildem Ernſt nach

unſrer Treue, unſerm Gehorſam und unſern Tugenden fragen? Könnten wir den Gedanken ertragen, mit Schaam vor ihnen zu beſtehen, und ihrer Liebe nicht mehr würdig erfunden zu werden? — O, m. Fr., wir fühlen es, daß uns der Gedanke, mit den vollendeten Edlen unſers Geſchlechts ewig verbunden zu bleiben, unendlich erhebt, daß er uns zu jedem Opfer für die Freundſchaft und für das Heil der Menſchheit begeiſtert, und uns mit himmliſcher Kraft ausrüſtet, den Kampf der Pflicht redlich und ſtandhaft zu kämpfen. Ja, m. Fr., das große Reich heiliger Seelen, das Reich Gottes, wie es das Evangelium nennt, verbindet Himmel und Erde, und läßt es uns erkennen, daß auch wir ſchon hier Bürger des Himmels ſeyn können, wenn wir nur wollen. — Vereinigen ſollen wir uns einſt, wenn wir treu erfunden werden, mit „den Geiſtern der vollkommnen Gerechten, und mit der Menge vieler tauſend Engel!“ Welch eine Ausſicht! — Wen ſollte ſie nicht begeiſtern zu einem heiligen Leben? Wer ſollte nicht in der Hoffnung, in die Geſellſchaft der weiſeſten und edelſten Menſchen zu kommen, einen der ſtärkſten Antriebe empfinden, dieſer Geſellſchaft würdig zu werden? — Doch auch ihn ſoll unſer Auge dann ſchauen, den Herrn, der für uns lebte, für uns aus Liebe ſtarb, den Mittler des heiligen Bundes der Gnade zwiſchen uns und Gott! — Schauen ſollen wir ihn, den unſer Auge im Leben nie ſah, an dem aber unſer dankbares Herz mit treuer Liebe hing! Hören ſollen wir ſein Wort, das Wort der Liebe, das uns Gnade verkündigt, aus ſeinem Munde, und Wahrheit ſoll er werden, unſer

Glaube, Erfüllung soll sie finden, unsre Hoffnung, die seinem Worte vertrauete! Vernehmen sollen auch wir sein Trosteswort, das Wort der ewigen Erbarmung: „gehe ein zu deines Herrn Freude!“

O, gütigster Vater! ewiger Urquell alles Lebens! Zu groß ist das Vorgefühl dieser Wonne für das Herz des Sterblichen, und unverdient dieser Vorschmack der Seligkeit, zu der du einst unsern Geist aus Gnaden erheben willst! — Und wir, wir sollten unsre Brüder hassen? wir könnten ungerecht und lieblos gegen sie seyn? wir könnten mit frecher Hand der Unschuld diese Seligkeit rauben, und in wahnsinniger Verblendung durch Ungehorsam die Wonne, die du uns bereitet hast, von uns stoßen? — Nein, Herr, und Vater unsers Lebens! — Wir gelohen es dir, treu zu bleiben der Liebe, gehorsam deinem Worte, vertrauend deinen Verheißungen, ähnlich deinem Bilde. Führe du uns selbst auf ebener Bahn, und laß deinen guten Geist nicht von uns weichen! — Und du, Erlöser der Welt, Auferstandner! — zum Himmel Erhobener! Unser ganzes Vertrauen ruhet auf dir! Unser Herz sehnt sich, bey dir zu seyn in der himmlischen Heimath, in den Wohnungen des Friedens, die du uns bereitet hast. Du hast es uns verheißen; du willst, du wirst einst alle, die dir treu waren, in deinem Reiche um dich her versammeln. Dir ist gegeben alle Gewalt, selig zu machen im Himmel und auf Erden; du kannst, du wirst dein Wort erfüllen! Darum

Sey, Seele, stark, und fürchte nicht,
Durchs finstre Thal zu wallen.

Nah' an des Grabes Nacht ist Licht! —
Der Engel Jubel schallen
Ins letzte Seufzen der Natur.
Der bey sich selbst die Gnade schwur,
Sein Haupt am Kreuze neigte, —
Er erfüllt des Bundes Eid;
Er ist ganz Barmherzigkeit!
Dank sey ihm, Preis und Ehre!

Am zweyten Osterfeyertage.

(Im Jahre 1811.)

Herr! Flöße uns in Todesschmerz
Des ew'gen Lebens Trost ins Herz! Amen!

Die Hoffnung, nach dem Tode in ein neues und schöneres Leben einzutreten, ist so erhebend für das menschliche Gemüth, ihm so natürlich, so sehr Bedürfniß, daß sie bey allen Völkern der Erde alter und neuer Zeit mit sehr wenigen Ausnahmen gefunden wird. Schon die ältesten Völker, deren die Geschichte gedenkt, erwarteten nach dem Tode ein neues Leben; gleiche Hoffnung hat man bey den meisten Völkern der Erde gefunden, deren Wohnsitze in spätern Zeiten erst entdeckt worden sind. Nur bey den wenigen Völkern, die noch ganz roh, und im Nachdenken ganz ungeübt waren; nur bey ihnen vermißte man den Glauben an die Unsterblichkeit unsers Wesens. Befremden darf es uns aber nicht, daß die Vorstellungen, die man sich zu allen Zeiten von dem Uebergange in eine bessere Welt und von der Beschaffenheit derselben gemacht hat, so sehr verschieden gewesen sind. Denn je unmöglicher es sterblichen Augen ist, einen Blick in die undurchdringliche Nacht jenseit des Grabes zu thun; je weniger es jemals gelang, sichere Kunde aus dem verschlossenen Lande der Verstorbenen zu erhalten: desto weiter war das Feld für die regellose Einbildungskraft und die müßige

Schwärmerey eröffnet. Die meiſten Völker der alten Welt ſuchten den Wohnplatz der abgeſchiedenen Seelen auf der Erde, oder in deren Tiefen, einige auch auf entfernten unbekannten Inſeln. Andre glaubten, die Seelen der Menſchen verfielen nach dem Tode in tiefen Schlaf, und in einen Zuſtand der Betäubung, oder ſie müßten an den Gräbern ihrer Leiber herumirren, oder ſie wanderten nach dem Tode wieder in neue thieriſche oder menſchliche Körper, um ſie zu beleben. Eben ſo verſchieden waren die Vorſtellungen, die man ſich von der Glückſeligkeit des zukünftigen Lebens machte. Meiſtens hoffte man, dort eben die Freuden, die man hier genoß, wieder zu finden, nur in einem weit höhern Grade. Jedes Volk ſchmückte daher die Vorſtellung des zukünftigen Glücks mit alle dem aus, was es hier für angenehm hielt. Der Genuß köſtlicher Speiſen und Getränke, der Aufenthalt in den angenehmſten Gegenden, Ueberfluß an allem, was die Habſucht der Menſchen hier ſo heftig reizt, ein Zuſtand gänzlicher Trägheit beym höchſten Ueberfluſſe, ſelbſt der Genuß ſinnlicher Wollüſte; dieſes und mehreres andre war es, was ſich eine regelloſe und irregeleitete Einbildungskraft unter dem Glücke der zukünftigen Welt vorſtellte.

Es kann uns aber nicht gleichgültig ſeyn, m. Z., welche Vorſtellungen wir uns von der Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens machen. Denn welchen Einfluß der Glaube an Unſterblichkeit auf unſre Beruhigung und Tugend haben, welche Richtung er unſern Beſtrebungen in dieſem Leben geben ſoll, das hängt hauptſächlich von der Vorſtellung ab, die wir uns von

unſerm Eintritt in das neue Leben und von deſſen Beſchaffenheit machen. — Schon die aufgeklärte Vernunft, welche zwiſchen den Bildern einer regelloſen Einbildungskraft und den aus richtigen Grundſätzen hervorgehenden Hoffnungen zu unterſcheiden weiß, erkennt das Unhaltbare, Irrige und Schwärmeriſche jener Vorſtellungen, und berichtiget ſie in den meiſten Fällen; aber immer bleibt es ein großes Verdienſt des Chriſtenthums, daß es uns über viele, uns höchſt wichtige, Fragen über die Schickſale unſrer Seele nach dem Tode ſo lehrreiche und beruhigende Aufſchlüſſe gibt. Denn, daß der Geiſt des Menſchen im Tode nicht zerſtört werden, ſondern fortdauern, daß uns das Bewußtſeyn unſrer Perſon, und die Erinnerung an das Erdenleben bleiben, daß eine Vergeltung des Guten und Böſen ſtatt finden, unſer Geiſt ſeine ihm geſchenkten Kräfte weiter entwickeln, vollkommner an Einſicht und Tugend, und dadurch auch ſeliger ſeyn wird: dieſes, m. Fr., erkennt auch die Vernunft mit großer Klarheit, und ſo vieler Gewißheit, als es bey zukünftigen Dingen nur möglich iſt. — Aber demohngeachtet bleiben uns noch manche Fragen, die uns ſehr wichtig ſind, von der Vernunft unbeantwortet, über welche aber das Evangelium unſers Herrn uns befriedigende Belehrung gibt. Dieſes zieht zwar den geheimnißvollen Schleier, der über der Zukunft nach dem Tode liegt, nicht ganz hinweg; aber es läßt uns doch ſo viele Stralen des Lichts durchſchimmern, als für unſre Beruhigung und Zufriedenheit zuträglich iſt! Wir wollen ſie ſammeln dieſe freundlichen Stralen und uns dadurch den Weg durch das finſtre Thal des Todes erhellen.

Gott segne unser Vorhaben, und lasse es zu Befestigung unsers Glaubens, unsrer Tugend und Hoffnung gereichen!

Evang. 1 Petr. Kap. 1, v. 3—5.

„Gelobet sey Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat, zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten Erbe, das behalten wird im Himmel, euch, die ihr aus Gottes Macht bewahret werdet zur Seligkeit, welche zubereitet ist, daß sie offenbar werde zu der letzten Zeit.“

Wovon der Apostel in unserm Texte spricht, das, bedarf kaum einer Erinnerung; es ist das selige Leben nach dem Tode, das uns durch Jesum, unsern Herrn, und durch Gottes Barmherzigkeit bereitet ist. Er nennt es das unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe, das uns im Himmel aufbehalten werde. Wir wollen das, was der Apostel heute über die Zukunft nach dem Tode sagt, genauer erwägen, die andern Belehrungen des göttlichen Worts damit verbinden, und

Den Unterricht der Lehre Jesu über die Schicksale unsrer Seele nach dem Tode und die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens

näher betrachten.

Daß wir unsterblich sind, und mit dem Bewußtseyn unsrer Person und unsrer Verhältnisse fortdauern; daß wir in dem zukünftigen Leben vollkommner am

Geiſte werden, und alle Kräfte unſrer Seele ſich zur Aehnlichkeit mit Gott immer mehr erheben ſollen; daß uns jenſeit des Grabes vergolten, das Gute belohnt, das Böſe beſtraft werden wird; das lehrt zwar das Evangelium unſers Herrn auf die entſchiedenſte Weiſe. Aber da auch ſchon unſre Vernunft dieſe Sätze erkennt und dieſe Hoffnungen kräftig verbürgt; ſo ſoll jetzt von jenen Lehrſätzen des Chriſtenthums die Rede nicht ſeyn. Nur das wollen wir jetzt aus der chriſtlichen Lehre auffaſſen, was die Vernunft aus ihren Grundſätzen nicht vollkommen darthun, oder worüber ſie gar nichts Beſtimmtes ausſagen kann. — Ueber den Satz des chriſtlichen Glaubens, daß wir uns nach dem Tode in Einer Welt, an Einem Wohnort, bey Jeſu, unſerm Erlöſer, wiederverſammeln, und das Band der Freundſchaft aufs Neue knüpfen werden; desgleichen über die Lehre unſers Herrn, daß die Seelen der Verſtorbenen nicht wieder auf Erden erſcheinen können, habe ich ſchon zu anderer Zeit ausführlich geſprochen. Ich übergehe daher dieſe Lehrſätze des Chriſtenthums mit Stillſchweigen, und erwähne auch nicht der chriſtlichen Lehre von der Auferſtehung unſers Leibes, weil ſie eine beſondere Erwägung fordert. — Die andern Belehrungen des Chriſtenthums aber, über das Schickſal unſrer Seele nach dem Tode und die Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens, welche wir näher prüfen wollen, kommen in der Hauptſache auf folgende Sätze zurück, 1) unſre Seele tritt unmittelbar nach dem Tode in die zukünftige Welt ein; 2) Gott ſelbſt iſt es, der ſie dahin führt und führen läßt; 3) das zukünftige Leben wird durch keinen neuen Tod unterbrochen, und 4) uns eine dauerhafte

Seligkeit und vollkommne Entschädigung für alle Leiden der Erde gewähren.

Zuerst also lehrt das Evangelium: daß unsre Seele unmittelbar nach dem Tode in die zukünftige Welt eintritt. — Das versicherte der Herr ausdrücklich dem Elenden, der zu seiner Rechten gekreuzigt war, und sich reuevoll an den Erlöser wendete; heute, sagte er ihm, heute sollst du mit mir im Paradiese seyn. Daß die Juden den Wohnsitz der Seligen mit dem Ausdruck „Paradies, Schooß Abrahams" bezeichneten, ist bekannt. Der Herr versichert also in jenen Worten, daß er heute, noch an seinem Todestage, in den Wohnsitz der Vollendeten eintreten werde. Dieses sollte aber nicht nur bey ihm der Fall seyn, sondern auch bey dem Elenden, der mit ihm dem Tode geweihet war; auch er, oder vielmehr sein Geist, sollte noch an demselben Tage mit Jesu in das zukünftige Leben eintreten. Was Jesus dem Unglücklichen, der mit ihm starb, versicherte, das gilt auch uns allen; auch wir sollen noch an dem Tage, in der Stunde unsers Todes die Erde verlassen, und ins ewige Leben eingehen. Jesus und die Apostel stellen daher auch den Tod des Leibes und den Eingang der Seele in die bessere Welt, immer als zwey Dinge dar, die unmittelbar mit einander verbunden sind, zwischen denen kein Unterschied der Zeit, kein Mittelzustand sey, sondern wo das Zweyte auf das Erste und aus demselben sogleich erfolge. So sagt der Herr in der bekannten Erzählung vom reichen Manne und dem armen Lazarus: „Lazarus starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß." —

So sagt Paulus: „ich habe Lust abzuscheiden und bey Christo zu seyn.“ — Beyde verbindet unmittelbar das Sterben mit dem Eintreten der Seele in die Ewigkeit.

Wohl uns, m. Fr., daß wir diese Versicherung haben! Sie beruhigt uns über manche ängstliche Befürchtungen, und widerlegt manche Träumereyen der Schwärmerey, welche die Vernunft nicht für jedes Gemüth hinlänglich zu zerstreuen und zu widerlegen vermag. — Nicht auf der Erde also, auf diesem Schauplatze der Unvollkommenheit, suchet die Seelen eurer Freunde; auch fürchtet nicht, daß eurer Geist im Tode sich nicht losreißen, sich nicht entfernen könnte von dieser Erde, die wir jetzt bewohnen. Denn nicht hier, sondern im Himmel, sagt Petrus, ist uns das unvergängliche Erbe eines seligen Zustandes aufbehalten; hier haben wir keine bleibende Statt. Ruhig und gefaßt geht den größen Zerstörungen, welche der Tod an unserm äußerlichen Wesen vornimmt, entgegen; denn von diesen Zerstörungen empfindet eure Seele nichts; sie verläßt den Körper, so wie die Pulse seines Lebens stocken, und nimmt keinen Theil an der Auflösung desselben. — Ueberlasset euch nie dem traurigen Gedanken, daß die Seelen eurer Freunde nach dem Tode noch auf Erden herumwandeln, an den Gräbern ihres Leibes verweilen müßten, und eurer Dienste bedürften, und quält euch nie mit der vergeblichen Frage, was ihr wohl zum Heil der abgeschiedenen Seelen thun könntet! Sie treten sogleich, wenn der Leib stirbt, aus aller Verbindung mit dieser Welt und bedürfen unsrer nicht mehr. — Beängstiget euch niemals mit der Besorgniß, daß

unſre Seele von Leibe getrennt, in einen Zuſtand der Unthätigkeit, des Traums oder Schlafs verfallen werde; fürchtet nicht, daß euer Geiſt, ehe er in die Wohnungen der Unſterblichen eintritt, ſchmerzhafte Reinigungen zu ertragen habe. Denn heute, wenn er ſcheidet, wird er bey dem Herrn im Paradieſe ſeyn. So troſtreich aber dieſes Wort iſt; ſo ernſtlich ermahnt es euch auch, immer bereit zu ſeyn zu dieſem Uebergange in die beſſere Welt. Der Nachläſſige, der ſeine Verbeſſerung täglich verſchiebt, troſte ſich nicht damit, daß er jenſeit des Grabes noch Raum zur Buße finden werde. Unmittelbar und ohne Aufſchub ſtellt ihn der Tod vor das Gericht Gottes. Wer hier unreines Herzens war, der rechne nicht darauf, nach dem Tode erſt noch in einem vorbereitenden Mittelzuſtande von den Schlacken der Sünde gereinigt zu werden. Wie er ihn findet, ſo führt ihn der Tod in den Zuſtand der Vergeltung. Und kein laſterhafter tröſte ſein von dem Gedanken der Vergeltung erſchrecktes Herz mit der thörichten Erwartung eines traumähnlichen Zuſtandes ſeiner Seele nach dem Tode; denn wachen wird ſie, und wachend im hellſten Bewußtſeyn, eintreten in das Land, wo einem jeden vergolten werden ſoll, wie er gehandelt hat bey Leibes Leben. Da ihr wiſſet, th. Fr., daß das neue Leben ſich unmittelbar an das jetzige anſchließt, nun ſo handelt und lebt auch als ſolche, die da ſterben, um zu leben: ſeyd jeden Tag bereit, und in jeder Lage eures Lebens würdig, zum Himmel aufgenommen zu werden. — Und dieſes um ſo viel mehr, da

So sagt Paulus: „ich habe Lust abzuscheiden und bey Christo zu seyn.“ — Beyde verbinden unmittelbar das Sterben mit dem Eintreten der Seele in die Ewigkeit.

Wohl uns, m. Fr., daß wir diese Versicherung haben! Sie beruhigt uns über manche ängstliche Befürchtungen, und widerlegt manche Träumereyen der Schwärmerey, welche die Vernunft nicht für jedes Gemüth hinlänglich zu zerstreuen und zu widerlegen vermag. — Nicht auf der Erde also, auf diesem Schauplatze der Unvollkommenheit, suchet die Seelen eurer Freunde; auch fürchtet nicht, daß euer Geist im Tode sich nicht losreißen, sich nicht entfernen könnte von dieser Erde, die wir jetzt bewohnen. Denn nicht hier, sondern im Himmel, sagt Petrus, ist uns das unvergängliche Erbe eines seligen Zustandes aufbehalten; hier haben wir keine bleibende Statt. Ruhig und gefaßt geht den großen Zerstörungen, welche der Tod an unserm äußerlichen Wesen vornimmt, entgegen; denn von diesen Zerstörungen empfindet eure Seele nichts; sie verläßt den Körper, so wie die Pulse seines Lebens stocken, und nimmt keinen Theil an der Auflösung desselben. — Ueberlasset euch nie dem traurigen Gedanken, daß die Seelen eurer Freunde nach dem Tode noch auf Erden herumwandeln, an den Gräbern ihres Leibes verweilen müßten, und eurer Dienste bedürften, und quält euch nie mit der vergeblichen Frage, was ihr wohl zum Heil der abgeschiedenen Seelen thun könntet! Sie treten sogleich, wenn der Leib stirbt, aus aller Verbindung mit dieser Welt und bedürfen unsrer nicht mehr. — Beängstiget euch niemals mit der Besorgniß, daß

unſre Seele von dem Leibe getrennt, in einen Zuſtand der Unthätigkeit, des Traums oder Schlafs verfallen werde; fürchtet nicht, daß euer Geiſt, ehe er in die Wohnungen der Unſterblichen eintritt, ſchmerzhafte Reinigungen zu ertragen habe. Denn heute, wenn er ſcheidet, wird er bey dem Herrn im Paradieſe ſeyn. So troſtreich aber dieſes Wort iſt; ſo ernſtlich ermahnt es euch auch, immer bereit zu ſeyn zu dieſem Uebergange in die beſſere Welt. Der Nachläſſige, der ſeine Verbeſſerung täglich verſchiebt, tröſte ſich nicht damit, daß er jenſeit des Grabes noch Raum zur Buße finden werde. Unmittelbar und ohne Aufſchub ſtellt ihn der Tod vor das Gericht Gottes. Wer hier unreines Herzens war, der rechne nicht darauf, nach dem Tode erſt noch in einem vorbereitenden Mittelzuſtande von den Schlacken der Sünde gereinigt zu werden. Wie er ihn findet, ſo führt ihn der Tod in den Zuſtand der Vergeltung. Und kein laſterhafter tröſte ſein von dem Gedanken der Vergeltung erſchüttertes Herz mit der thörichten Erwartung eines traumähnlichen Zuſtandes ſeiner Seele nach dem Tode; denn wachen wird ſie, und wachend im hellſten Bewußtſeyn eintreten in das Land, wo einem jeden vergolten werden ſoll, wie er gehandelt hat bey Leibes Leben. Da ihr wiſſet, th. Fr., daß das neue Leben ſich unmittelbar an das jetzige anſchließt, nun ſo handelt und lebt auch als ſolche, die da ſterben, um zu leben: ſeyd jeden Tag bereit, und in jeder Lage eures Lebens würdig, zum Himmel aufgenommen zu werden. — Und dieſes um ſo viel mehr, da

2) eure Aufnahme in die beſſere Welt blos ein Werk der göttlichen Barmherzigkeit, da Gott es iſt, der euch dahin führt und führen läſſet. — Der Apoſtel ſagt es uns in unſerm Texte ausdrücklich, daß uns Gottes große Barmherzigkeit wiedergeboren habe zu der Hoffnung eines ewigen Erbtheils im Himmel. Er läugnet es alſo, daß der Geiſt des Menſchen aus eigner Kraft in eine neue Welt übergehen könne; läugnet es, daß dieſer Uebergang blos von den Kräften der Natur abhange und alſo nothwendig erfolgen müſſe. Vielmehr hange es allein von Gott ab, ob wir unſterblich ſeyn ſollen; und es ſey blos Gnade Gottes, die er uns um Jeſu willen gewähre, und durch die Auferweckung des Erlöſers aufs Neue verſichert habe, wenn unſer Geiſt im Tode erhalten werde. Gott ſelbſt, Gottes Macht ſey es, die uns bewahre zur Seligkeit, die uns erhalte im Tode und in die neue Welt führe. — Daſſelbe, daß das ſelige Leben nach dem Tode blos Geſchenk der göttlichen Gnade um Jeſu willen ſey, ſagen die Apoſtel in zahlreichen Stellen ihrer heiligen Schriften, und ganz dem gemäß iſt es, wenn auch Jeſus, als er ſtarb, ſeine Seele in keine andere Gewalt, als in die Hände, das iſt, den Schutz ſeines himmliſchen Vaters befahl. Ganz damit ſtimmt es überein, wenn Paulus 2 Korinth. K. 4, v. 5. ſagt: „der uns zu dem neuen Leben bereitet (der unſer Weſen ſo verändern wird, daß es in eine himmliſche Wohnung eingehen kann), das iſt Gott, der uns auch das Pfand (der Unſterblichkeit), den Geiſt, gegeben hat.“

Nach der Belehrung des Evangeliums iſt alſo un-

ser Eintritt in die selige Ewigkeit weder von unsrer eigenen Kraft und Willkühr, noch von den mechanischen Gesetzen der sichtbaren Natur abhängig, sondern von der Güte des Schöpfers, von der vernünftigen und liebevollen Thätigkeit des Geisterreichs, dessen unsichtbarer Kräfte sich der Schöpfer zu bedienen scheint, um unsre Seele zum Licht eines neuen Lebens zu leiten. Wenigstens läßt uns dieses Letztere der Ausdruck Jesu vermuthen: Lazarus starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß, d. i. in den Schooß der Seligkeit. — Es ist uns aber eben so tröstend als ermunternd, zu wissen, daß bey dem Uebergange unsrer Seele in die bessere Welt alles von der göttlichen Güte unmittelbar abhängig ist. Denn wäre dieser Uebergang das Werk unsrer eignen Kräfte; sollten wir selbst den Weg zu einer neuen Welt suchen: mit welcher Bangigkeit müßten wir dem Augenblicke des Todes entgegen gehen? — Was könnte uns dafür bürgen, daß wir, durch die Erschütterungen des Todes erschöpft, nicht zu ohnmächtig wären, um uns in eine neue Welt aufzuschwingen? Wer sollte nicht zittern, wenn er einen Weg, den er schlechterdings nicht kennt, und niemals betrat, und der doch so unendlich wichtig ist, ohne Führer und Beystand betreten sollte? — Wäre aber unser Uebergang in die Ewigkeit von den Kräften und Gesetzen der sichtbaren Natur abhängig; wie ängstigend müßte uns der Gedanke seyn, das Wichtigste, — Seyn oder Nichtseyn, — von der Thätigkeit oder Trägheit, der Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Kräften abhängig zu wissen, deren regelmäßiges Wirken uns nichts verbürgt, und denen weder

Vernunft noch Liebe für uns inwohnet? Und sehen wir nicht, daß den Kräften der sichtbaren Natur, so regelmäßig sie auch im Ganzen wirken, doch oft im Einzelnen manches nicht gelingt, sondern manche Erzeugung und Gestaltung mißräth? Und von ihnen sollten wir unsern Eintritt in die Unsterblichkeit abhängig wissen, und ruhig seyn können? — Aber alle diese Besorgnisse verschwinden, wenn wir wissen, es ist die Hand unsers Schöpfers und liebenden Vaters, die uns in dem großen Augenblicke des Todes ergreift und führt. Dieser wird, dieser kann es nicht fehlen; denn sie ist die Hand der höchsten Weisheit, Stärke und Liebe. Ob wir nun gleich wandern im finstern Thale des Todes; so fürchten wir kein Unglück, denn Gott, der Herr des Lebens, ist bey uns, und sein Stab, seine Schöpfergewalt, leitet und führet uns.

So wichtig es aber für unsre Beruhigung ist, zu wissen, daß Gott es ist, der uns zum ewigen Leben leitet; so wichtig ist diese Ueberzeugung auch für unser Streben nach Tugend. — Wären wir aus eigner Kraft im Stande, in eine neue Welt einzutreten, oder wäre dieser Eintritt eine nothwendige Wirkung von Naturkräften; wie leicht würde sich alsdann das Gefühl der Abhängigkeit von Gott vermindern, wie leicht die Dankbarkeit gegen ihn, und der Eifer, ihm zu gehorchen, erkalten? Möchten wir dann auch noch so wenig nach dem göttlichen Willen gelebt, unsre Bestimmung noch so wenig erfüllt, möchten wir uns auch mit allen Lastern der Erde befleckt haben; wir würden der Unsterblichkeit dennoch gewiß seyn. Wie sehr würde aber

bey einer ſolchen Ueberzeugung der Leichtſinn und die Gottesvergeſſenheit befördert werden? — Iſt hingegen das ſelige Leben nach dem Tode ein Geſchenk der göttlichen Barmherzigkeit, und der Eintritt in daſſelbe abhängig von Gottes Güte; welch ein Antrieb für uns, alles anzuwenden, um des göttlichen Wohlgefallens theilhaft zu werden; welch eine wirkſame Aufforderung, das jetzige Leben dem Willen Gottes gemäß zu brauchen! — Denn kann er nicht die Geſchöpfe, welche die Beſtimmung, zu der er ſie erſchuf, ſchlechterdings nicht erfüllen, kann er nicht die Menſchen, welche ſich der Wohlthat des Lebens ſchlechterdings unwürdig zeigen, vertilgen aus ſeiner Welt, wie wir einen verkrüppelten Baum, wie wir das Unkraut im Acker ausrotten?

Werdet daher das, wozu euch Gott erſchuf; erfüllet ſeinen Willen auf Erden. Wer über Wenig getreu iſt, den wird Gott über Vieles ſetzen; wer das Geſchenk des jetzigen Lebens dankbar gebraucht, der kann hoffen, daß ihn Gott nach dem Tode mit einem neuen und herrlichern Daſeyn begnadigen werde. Und welchen Werth muß dieſe Hoffnung bekommen, da uns das Evangelium verſichert,

3) daß das Leben nach dem Tode von keinem neuen Tode unterbrochen werden, ſondern ewig dauern werde. — Der Apoſtel nennt es im Text ein unvergängliches Erbe, ein Gut, das uns niemals entriſſen, ein Leben, das niemals ein Ende finden ſoll. — Jeſus, unſer Herr, wenn er von dem Tage des Gerichts und der Entſcheidung unſers Schickſals ſpricht, nennt überall das Leben, in wel-

ches die Gerechten eingehen sollen, ein ewiges Leben. Paulus schreibt an die Gemeinde zu Korinth (2 Brief, Kap. 5, v. 1.): Wir wissen, so unser irdisch Haus dieser Hütten zerbrochen wird, daß wir einen Bau (Wohnplatz) haben von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Derselbe Apostel versichert (1 Kor. 15, v. 53.), daß dieses Verwesliche anziehen müsse das Unverwesliche, und dieses Sterbliche die Unsterblichkeit. An einem andern Orte heißt es: „Der Tod wird nicht mehr seyn, noch Leid, noch Geschrey, noch Schmerzen; denn das Erste ist vergangen! (Offenb. 21, 4.) Auch verbürgt es uns endlich das Beyspiel Jesu, unsers Herrn. Von ihm sagt der Apostel: Christus von den Todten erweckt, stirbet hinfort nicht, der Tod wird hinfort nicht über ihn herrschen." (Röm. 6, 9.) Jesus, der Auferstandene, ist aber ein Vorbild unsers Lebens; zu seinem Leben will er auch uns erwecken. „Denn wir tragen das Sterben unsers Herrn Jesu an unserm Leibe, auf daß auch das Leben unsers Herrn Jesu an unserm Leibe offenbar werde." (2 Kor. 4, 10.)

Also keine solche schmerzhafte Veränderung, wie der Tod ist, steht uns dort mehr bevor, vielmehr eine endliche Auflösung unsers Wesens; sondern ewig soll unser Geist fortdauern; seines Daseyns Ende soll nimmer kommen! — Wohl uns, m. Fr., daß uns das Evangelium diese trostvolle Versicherung gibt! — Zwar wäre es für uns schon unendlich wichtig und tröst-

lich, wenn wir nur die Hoffnung hätten, nach dem Tode in einer andern Welt wieder eben so lange, als hier, fortzuleben; noch tröstlicher zu hoffen, daß das zukünftige Leben Jahrtausende dauern werde. Aber könnte unser Daseyn jemals ein Ende finden; könnte der Quell unsers Lebens jemals, und wäre es erst nach Millionen Jahren, erschöpft werden, und würde unser Wesen auch nach einer unermeßlichen Dauer in der Zeit, endlich zum Nichts zurückgeführt: so würden wir unsers Daseyns nie ganz froh werden können. Je länger wir lebten, je vollkommner wir selbst, je höher unsre Einsicht in das wunderbare Weltall, je geübter unsre Kräfte, je ausgebreiteter unser Wirkungskreis, je seliger unser Zustand werden würde, desto mehr würden wir das Leben, desto höher ein vernünftiges Daseyn schätzen lernen, desto mehr von dem Gedanken an das Ende unsers Lebens erschüttert werden. Denn dieses Ende müßte doch einst kommen, wenn auch zuvor Millionen Jahre ablaufen müßten. Was wäre aber dann unser ganzes Daseyn, wenn es auch noch so lange gedauert hätte, und auch noch so köstlich gewesen wäre? Wäre es wohl mehr, als ein nichtiger Traum, der verschwindet, ohne eine Spur seines Daseyns zurück zu lassen? — Doch Heil uns, daß wir wissen, es ist ohne Ende unser Daseyn; sie werden nie zerstreut, die Kräfte, die in unsrer Seele vereinigt sind; es soll nie verlöschen das wundervolle Licht unsers Bewußtseyns, in welchem das Wesen unsers Lebens beruht! — Fühlet es, meine christlichen Brüder, fühlet es ganz, was das sagen will: ewig seyn! — Ohne Aufhören fortdauern in Selbstbewußtseyn und Kraft; zu immer kla-

rerm Bewußtseyn erwachen, zu immer umfassenderer Thätigkeit sich erheben! — Fühlet es an dieser Hoffnung, daß ihr Gottes Ebenbild an euch traget, und dem ewigen Geisterreiche angehört. Himmel und Erde, die ganze sichtbare Schöpfung kann vergehen, veralten, verwandelt werden wie ein Gewand; aber das Reich der Geister bleibt dasselbe; es ist ewig und unvergänglich.

Diesen Glauben bewahret in lebendiger Kraft in den Tiefen eurer Seele. Bleibt euch bey allen Ereignissen und Veränderungen dieses Lebens bewußt, daß ihr ewig lebende Wesen seyd! Messet mit dem Maßstabe der Ewigkeit die Freuden und Leiden, die Güter und Lasten, die Annehmlichkeiten und Schrecken der Welt, die wir jetzt bewohnen; und das, was Tausenden groß scheint, wird euch klein, das Erhabene niedrig, das Beschwerliche leicht, das Heißbegehrte gleichgültig, das Unerträgliche leidlich, das Wichtige geringfügig erscheinen. Güter, deren Besitz dem, der nicht auf das Ewige, sondern auf das Zeitliche siehet, das Wünschenswertheste, deren Verlust ihm das Schrecklichste scheint, werdet ihr richtig würdigen, weise gebrauchen und ruhig entbehren lernen; und Leiden, Verluste, Sorgen, Gefahren, welche so manchen ganz darnieder beugen, werdet ihr standhaft und zufrieden tragen. Denn wer eines ewigen Daseyns gewiß ist, und dieses vor Augen hat, den können vorübergehende Verhältnisse nicht heftig beunruhigen, und endliche Güter und Freuden eben so wenig als vergängliche Leiden und Schreckuisse niemals ganz überwältigen. Und dieses um so viel mehr, da uns

4) das zukünftige Leben auch eine dauerhafte Glückseligkeit und vollkommene Vergeltung für alle Leiden der Erde gewähren soll. — Der Apostel bedient sich in unserm Texte des Ausdrucks: ein unbeflecktes und unverwelkliches Erbe. — Diese Ausdrücke sind von den Kronen und Kränzen entlehnt, mit denen zu des Apostels Zeiten die Sieger in den öffentlichen Kampfspielen belohnt wurden; Kränze, die freylich dem Beflecktwerden und dem Verwelken ausgesetzt waren. Mit diesen Kränzen vergleicht Petrus die Krone des ewigen Lebens, oder das Erbtheil, das unsrer in jener Welt erwartet, das ist, die Glückseligkeit, die Belohnungen, die uns dort für die Kämpfe des irdischen Lebens zu Theil werden sollen. Von diesem Glücke und diesen Belohnungen behauptet er, daß sie, nicht wie die Belohnungen von irdischen Kampfrichtern ertheilt, durch Flecken verunstaltet werden, und nicht durch die Zeit verwelken, sondern ewig dauern würden. — Auch Jesus nennt die Seligkeit, in welche die Gerechten einst eingehen sollen, immer das ewige Leben. — Unsre Trübsal, schreibt Paulus 2 Kor. 4, 17. 18., die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Der zeitlichen, d. h. in der Zeit vergänglichen Trübsal setzt also der Apostel die ewige, die stets fortdauernde, nie aufhörende Herrlichkeit entgegen, und versichert uns also nicht nur, daß

das Glück der zukünftigen Welt ein dauerhaftes seyn, sondern daß es uns auch für alle Leiden der Erde über alle Maße, d. i. vollkommen, und weit mehr, als wir verdienen, entschädigen soll. — Dasselbe sagt dieser Apostel mit den bekannten Worten: „die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden.“

Das Evangelium verheißt uns also, daß das Glück der zukünftigen Welt ewig dauern, niemals unterbrochen, niemals ganz aufhören, und, wenn auch nicht ganz vollkommen, — (denn vollkommen selig ist nur Gott!) — doch so groß seyn solle, daß es uns für alle Trübsale dieses Lebens überreichliche Vergütung gewähren werde.

Wie viel uns diese Versicherung werth sey, das fühlen wir dann am lebhaftesten, wenn wir die schmerzliche Erfahrung machen, daß alles irdische Glück unvollkommen und ohne Bestand ist, und daß sich in diesem Leben bey den Rosen überall auch die Dornen finden. Denn, wenn auch ein Mensch auf Erden ganz vollkommen seyn, und alles in sich vereinigen könnte, was den Menschen selig macht; wenn auch alle Kräfte seines Wesens in schönster Eintracht ausgebildet, sein Geist mit dem Lichte der Wahrheit erleuchtet, sein Herz von reiner Liebe zur Tugend belebt, sein Gewissen unbefleckt, sein Wandel schuldlos wäre: dennoch würde er kein ungestörtes Glück genießen können. Denn zu unvollkommen ist die äußre Welt, die uns umgibt. Strömen auch die Quellen der Freude in unserm Innern noch so reichlich und rein, so werden sie doch bald von den Trümmern äußerer Zerstörungen verstopft. und

getrübt. Die Stürme des Lebens entblättern den Kranz der irdiſchen Freuden, oder ſeine Blätter verbleichen und welken von ſelbſt im Laufe der Zeit! —

Doch erhebt den Blick vom Vergänglichen zum Unverwelklichen, vom Zeitlichen zum Ewigen! Jenſeit des Grabes ſoll es anders ſeyn. Der Kranz der Freude in der Ewigkeit ſoll unbefleckt bleiben, und nimmer verwelken! Dort wird ſich die wahre Glückſeligkeit, die aus Erkenntniß des Wahren, Liebe zum Guten und Gefühl für das Göttlichſchöne, und aus einem göttlichen Leben entſpringt, ungehindert und frey entwickeln können; dort wird ſie von den äußern Verhältniſſen, in denen wir uns befinden ſollen, weder eingeſchränkt noch vernichtet, ſondern begünſtigt und erhoben werden. Alle Bedrängniſſe dieſer Erde, und alle Bedränger menſchlichen Glücks werden dort nicht mehr gefunden werden, und Gott wird abwiſchen alle Thränen von unſern Augen, und der Tod wird nicht mehr ſeyn, noch Leid noch Geſchrey, noch Schmerzen wird mehr ſeyn; denn das Erſte iſt vergangen.

Erhebende Ausſicht! — tröſtende Hoffnung! O wie wohl thuſt du dem, dem hienieden kein Glück blühen will; dem die Stürme des Lebens jede Blume der Freude tödten! — Wer in Armuth ſchmachtend ewig im Staube der Niedrigkeit ſein Leben mühſelig dahin ſchleppt, und im harten Kampfe mit Mangel, Blöße und den Bedürfniſſen des Körpers nur ſelten aus dem Becher der Freude koſtet; o wie erquickend iſt für den die Ausſicht auf eine Welt, wo weder Silber noch Gold, weder Rang noch Macht gefunden werden, und

kein Kampf um Erhaltung des Lebens mehr zu kämpfen ist! — Wer gemißhandelt von gesetzloser Gewalt, preisgegeben den giegrigen Händen der Habsucht, weder seines Eigenthums noch seiner Ehre, noch seines Lebens Herr seyn kann, sondern sich herabgewürdigt sieht zu einem beklagenswerthen Werkzeuge menschlicher Leidenschaften; o wie erfreuet den der Hinblick auf eine Welt, wo es keine Willkühr, keine Gewalt, keine zerstörenden Leidenschaften mehr gibt, sondern Wahrheit herrscht, Liebe waltet und Gerechtigkeit richtet! — Wer verkannt und verhöhnt von der Thorheit, gekränkt und gepeinigt von der Bosheit der Menschen, getäuscht und betrogen von den Freuden des Lebens, gebeugt und niedergeworfen von der dunkeln Gewalt des Schicksals mit zerrissenem Herzen in die leidensreiche Vergangenheit, und mit Trauer in eine freudenlose Zukunft sieht; o wie erheitert ihn die Hoffnung, daß es jenseit des Grabes keine Thorheit und Bosheit, keine Täuschung und kein Schicksal mehr geben, sondern Liebe Liebe, Freundschaft Freundschaft, Seligkeit Seligkeit seyn und ewig bleiben wird! —

Ja selig sind wir in diesen Hoffnungen, welche das Evangelium uns darreicht, und welche uns der Herr, und sein Tod und seine Auferstehung verbürgen. Denn es hat es kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört, es ist auch in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat —— denen die ihn lieben. — Nur denen, m. Br., die Gott lieben, die, wie Petrus sagt, durch den Glauben bewahret werden, wird diese Seligkeit zu Theil. Glauben muß jeder, der selig werden

will; glauben an die Liebe Gottes, die uns durch seinen Sohn aus dem Tode zum Leben führt; glauben an das ewige Ziel, zu dem wir berufen sind; glauben an die Heiligkeit der Pflicht und die selige Wirkung der Tugend. Wer nicht glaubt, wird nicht selig! Aber nicht ein todtes Fürwahrhalten, sondern ein lebendiger Glaube sey es; ein Gefühl, das unser ganzes Wesen durchströmt, und uns zu Thaten treibt, die eines Unsterblichen würdig sind. Auf den Flügeln dieses Glaubens erheben wir uns über den Staub der Erde, und erhalten die Kraft, unserm Heiland, der uns voranging, nachzufolgen, so wie er zu kämpfen und zu siegen, und alle Schreckniſſe der Erde durch den festen Hinblick auf die Ewigkeit zu überwinden. Wo die Irdischgesinnten verzagen, da werden wir Muth haben; wo sie wanken, werden wir fest stehen; wo sie sich berauschen, werden wir nüchtern bleiben; wo sie trauern und zweifeln, werden wir hoffen und stille seyn zu Gott; und wenn sie mit Angst und Verzweiflung um den letzten Tropfen aus dem Becher des Lebens ringen, da werden wir auf den Ruf unsers Schöpfers das Leben mit seinen Gütern und Brüdern freudig ablegen.

Unsterbliche seyd ihr, berufen durch den Herrn zu einem ewigen und seligen Leben! Denkt, handelt, kämpfet, genießt, entbehrt, hoffet als Unsterbliche; so werdet ihr nie des Lebens unwürdig seyn und nie, nie an eurem Glück verzweifeln. Amen!

Am erſten Oſterfeyertage.

(Im Jahre 1812.)

Ob uns Gräber gleich bedecken,
Wirſt du doch unſern Staub einſt wecken,
Der du des Staubes Schöpfer biſt.
Du wirſt unvergänglich Leben
Und Kraft und Herrlichkeit ihm geben,
Dem Staube, der dir heilig iſt.
Wir werden ewig dein,
Gerecht und ſelig ſeyn.
Sey geprieſen!
Denn dein Gericht
Erſchreckt uns nicht,
Weil du, o unſer Mittler, lebſt! Amen.

Nachdem der Herr mit den Worten: es iſt vollbracht! ſein Leben am Kreuze geendet hatte, und ſein Leichnam von einem edeln Freunde in ein neues, in Felſen gehauenes Grab gelegt worden war; ſo erſchienen am dritten Morgen mit Aufgang der Sonne drey Freundinnen Jeſu am Grabe des Herrn, um ſeinen Leichnam nach jüdiſcher Weiſe zu ſalben. Jeſus war ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Wohlthäter, ihr Erretter geweſen; mit der innigſten Dankbarkeit und der treueſten Verehrung hing ihr Herz an Jeſu, und dieſe Empfindungen führten ſie an ſein Grab. Die Erfüllung einer Pflicht, welche man zu jenen Zeiten geliebten Todten erwies, ſollte ihren Schmerz lindern, und der letzte Zoll dank-

barer Freundschaft seyn! — Was würden sie aber nicht dargebracht, mit welchem Entzücken würden sie sich zum Grabe Jesu genahet haben, hätten sie hoffen können, Jesu Leichnam wieder ins Leben zurück zu rufen? — Und siehe! Was sie nicht geahntet hatten, was nicht in ihr trauerndes Herz gekommen war, das war beym ersten Strahl der Morgensonne geschehen; — sie fanden den Leichnam Jesu nicht mehr; das Grab war leer; — der Herr war auferstanden von den Todten. —

Wenn wir, m. Fr., auf einen Kirchhof kommen, wo unter den grünen Gräbern und in ihren stillen Grüften die Todten ruhen; wenn unter ihnen Personen sind, die unserm Herzen nahe waren, an deren Gräbern wir mit wehmüthiger Sehnsucht verweilen; o wie oft wird da der Gedanke zur heißen Sehnsucht: möchten diese geliebten Todten wieder leben! — und mit welchem Entzücken erfüllt uns die Vorstellung, daß irgend eine Zeit kommen könne, wo diese Gräber sich öffnen, wo dieser heilige Staub zu einem neuen Leben gebildet werden wird! — Und sehet! — es ist eine Auferstehung des Leibes! sie werden wieder belebt werden die Körper, die im Schooße der Erde still in Staub zerfallen. — Also versichert uns die Stimme des Sohnes Gottes, welcher dem Tode und dem Grabe die Macht genommen hat, und selbst lebend hervor ging aus seinem Grabe. Es kommt, sagt er (Joh. 5, v. 28.), die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels

gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. — Wer an den Sohn glaubt (Joh. 6, 40.); der hat das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. — Eine große und entzückende Hoffnung! nur dem Christen eigenthümlich, aber für ihn von hohem Werthe. Nicht nur der Geist soll unsterblich seyn, sondern auch der Leib soll einst in einer vollkommnern Gestalt wieder mit dem Geiste verbunden, der ganze Mensch, doch verändert für ein höheres Daseyn, wieder hergestellt werden. — Diese wichtige Wahrheit schöpfen wir nicht aus der Vernunft, und können sie nicht aus ihr schöpfen; sondern wir verdanken sie der besondern Belehrung, die uns Gott durch Jesum, das Licht der Welt, hat mittheilen lassen. Wenn hätten wir aber wohl mehr Ursache, uns mit dieser wichtigen Lehre des Christenthums zu beschäftigen, als an dem heutigen Feste, das mit Recht das Fest der Auferstehung heißt? — Heute, wo wir Jesu Auferstehung feyern, und in ihr das Unterpfand unsrer eigenen Auferstehung erblicken, — heute sey es die trostvolle Hoffnung der Auferweckung unsers Leibes, über die wir nachdenken, die wir nach den Aussprüchen der h. Schrift und unsrer Vernunft darstellen wollen.

Evangel. Mark. K. 16, v. 1—9.

Die Auferstehung unsers Herrn, von welcher das vorgelesene Evangelium handelt, und die wir in diesen Tagen feyern, steht nach der Lehre der Apostel mit der Auferweckung unsers Leibes in der genauesten Verbindung. Ist Christus nicht auferstanden,

ſagt Paulus, ſo iſt unſer Glaube, daß wir auferſtehen und ewig leben werden, eitel, und wir ſind noch in unſern Sünden. Und nur als der Auferſtandene und zu Gott Erhöhete kann Chriſtus unſern nichtigen Leib verklären, daß er ähnlich werde ſeinem verklärten Leibe. Die Auferſtehung beglaubigte ihn als Sohn Gottes, der auch ſeine Verheißung, daß er unſern Leib erwecken will, erfüllen will und kann. Wenn nun alſo die Chriſten den Auferſtehungstag ihres Herrn nicht feyern können, ohne von der Hoffnung, daß auch ihr Staub ſich aus dem Grabe erheben wird, ergriffen zu werden; ſo wollen auch wir uns jetzt dieſer Hoffnung überlaſſen, und ſie in unſern Seelen befeſtigen.

Von der Auferſtehung des Leibes

will ich daher zu euch ſprechen, und zwar ſo, daß ich zuerſt einige Erläuterungen dieſer Begebenheit vorausſchicke, ſodann aber zeige, daß ſie an ſich möglich, zweckmäßig und ſehr erfreulich für das menſchliche Herz iſt.

1) Zuerſt alſo einige Erläuterungen über die Lehre von der Auferſtehung des Leibes nach der heiligen Schrift.

Daß nach der Lehre Jeſu und der Apoſtel die Seele des Menſchen im Tode den Körper verläßt, hierauf ſogleich und ohne allen Aufenthalt in die Wohnungen der Unſterblichkeit eintritt, und alle Gemeinſchaft mit dieſer Welt und dem Körper, den ſie im Leben bewohnt hat, aufgeben muß, das ſetze ich hier als bekannt voraus, und habe es zu

andrer Zeit schon hinlänglich erörtert. Seele und Leib werden also, nach der Versicherung der Schrift, im Tode getrennt, jene kommt in eine ganz andre Welt, dieser wird begraben, seine Theile lösen sich wieder auf, er zerfällt in Asche und wird wieder Erde. Doch nicht ewig soll diese Trennung währen! Einst, wenn die Erde, welche wir jetzt bewohnen, zerstört oder doch völlig umgewandelt werden soll, wird Gott zuvor den Staub, in welchen die Körper der Menschen zerfallen waren, wieder zusammenbringen, ihn wieder zur menschlichen Gestalt bilden und mit der Seele aufs Neue vereinigen und durch diese Vereinigung ihn wieder beleben. Die Menschen aber, welche alsdann auf Erden noch leben werden, sollen, was ihren Körper betrifft, eine Verwandlung erleiden, durch welche ihr Körper den verklärten Leibern der Auferweckten gleich gemacht werden wird. (1 Kor. 15, v. 50. 51.) Daß dieses alles von Jesu und den Aposteln gelehrt werde, ist zu bekannt, als daß es nöthig scheinen könnte, hier die beweisenden Stellen anzuführen. — Dagegen verdienen die Belehrungen des Evangeliums über die Beschaffenheit der auferweckten Leiber noch einige genauere Erwägung.

Das Evangelium nämlich lehrt uns, 1) daß es nicht ein ganz neuer, und nach allen seinen Theilen von dem vorigen verschiedener, Körper seyn soll, den Gott wieder herstellen werde, sondern derselbe Körper, der ins Grab gelegt worden ist. Denn überall ist, wo die Auferstehung beschrieben wird, von unserm jetzigen Körper die Rede, von dem Leibe, der ins Grab gelegt wird,

und von einem Wiederhervorgehen dieſes Leibes aus dem Grabe. Chriſtus, ſagt Paulus Philipp. 3, 21. ausdrücklich, wird unſern nichtigen (ſterblichen) Leib verklären, daß er ähnlich werde ſeinem verklärten Leibe. Alſo der ſterbliche Leib, den wir jetzt den unſrigen nennen, iſt es, den der Herr einſt für eine beſſere Welt verklären, d. i. veredeln, umbilden wird. — Dieß Verwesliche, ſagt derſelbe Apoſtel 1 Kor. 15, 53., muß anziehen das Unverwesliche, und dieß Sterbliche muß anziehen die Unſterblichkeit; das iſt: der verwesliche ſterbliche Körper ſoll bey der Auferſtehung eine ſolche Veränderung erleiden, daß er unverweslich, unſterblich wird. — Auch Jeſu Beyſpiel beſtätigt dieſes; denn auch er hatte bey ſeiner Auferſtehung keinen andern oder ganz neuerſchaffenen, ſondern denſelben Körper, der ans Kreuz geſchlagen worden war. Es fragt ſich nun aber, m. Fr., ob alle Theile des verſtorbenen Körpers wieder hergeſtellt werden ſollen, und welche Veränderungen mit ihnen vorgenommen werden? — Wir haben hierüber zwey Hauptbelehrungen in der heiligen Schrift; die eine von Jeſu ſelbſt, die andre vom Apoſtel Paulus.

Laſſet uns zuerſt die Stimme des Herrn hören! — Die Sadducäer, eine jüdiſche Secte, die weder an Unſterblichkeit, noch an Auferſtehung glaubte, ſuchten Jeſum mit dem Glauben an die Auferſtehung in Verlegenheit zu ſetzen, indem ſie ihm den Fall vorlegten; daß ein Weib ſieben Brüder hintereinander zur Ehe gehabt habe (welches nach jüdiſchen Geſetzen er-

laubt war), und ihn nun fragten: welchem unter den sieben sie bey der Auferstehung der Todten angehören werde, da alle dasselbe Recht auf sie hätten? da antwortete der Herr (Luk. Kap. 20, v. 34.): die Kinder dieser Welt freyen und lassen sich freyen; welche aber würdig seyn werden jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten, die werden weder freyen, noch sich freyen lassen: denn sie können hinfort nicht sterben: denn sie sind den Engeln gleich. — Hieraus ergibt es sich klar, m. Fr., daß die auferweckten Leiber eine außerordentliche Veränderung erleiden werden. Sie sollen hinfort unsterblich seyn; sie sollen dann, eben so wenig, als die Engel, das Band der Ehe wieder schließen. Folglich bedürfen sie aller der Theile, die sich auf Ernährung, Wachsthum des Körpers und die Fortpflanzung beziehen, ferner nicht mehr, können also nicht wieder aus solchem Fleisch und Bein bestehen, wie jetzt, und ihr Leben kann nicht vom Umlaufe des Blutes und dem Genuß der Speisen und Getränke abhängig seyn. Wenn aber dieses ist; so ist auch offenbar, daß bey der Auferstehung nicht alle und jede Theile, aus denen unser Körper bestand, wieder zusammengebracht, wieder hergestellt werden müssen. Denn, sagt es selbst, m. Fr., wozu sollten diese Theile des Körpers, die nur für die Erhaltung des Lebens auf Erden bestimmt waren, wieder hergestellt werden? — Jesus also, wenn er von der Auferweckung des Leibes spricht, meint damit keinesweges, daß das ganze Fleisch und alle irdische Theile, aus denen unser Leib

jetzt besteht, wieder zusammengebracht, aufs Neue vereinigt und neubelebt werden würden.

Damit stimmt auch die Lehre des Apostels Paulus überein, welcher 1 Kor. Kap. 15., wo er weitläuftiger von der Auferstehung handelt, im 50sten Vers ausdrücklich versichert: daß Fleisch und Blut nicht das Reich Gottes, und das Verwesliche nicht das Unverwesliche erben können; das heißt: unser gewöhnlicher, aus Fleisch und Blut bestehender Körper kann nicht in das zukünftige Leben, und die verweslichen Theile des Leibes können nicht in die Ewigkeit, wo kein Tod mehr seyn soll, übergehen. Vielmehr werden (v. 52.) die Todten auferstehen unverweslich; daher soll dieß Verwesliche (v. 53.) anziehen das Unverwesliche, und dieses Sterbliche soll anziehen die Unsterblichkeit. — Auch Paulus sagt also nicht, daß alle irdische Theile des Leibes wieder hergestellt werden sollen, sondern daß aus der Asche des irdischen Leibes, aus seinem Grundstoffe, aus dem, was der Erscheinung des Körpers wesentlich und an sich zu Grunde liegt, ein himmlischer, ein geistiger und vollkommner Körper, keiner Auflösung mehr unterworfen, gebildet, und mit der Seele vereinigt werden soll. Daher bedient sich auch der Apostel v. 35 ff. des Beyspiels von einem Saamenkorne, und lehrt, daß der zukünftige Leib eben so aus den edelsten Theilen, aus dem unsichtbaren Leben des jetzigen Leibes werde gebildet werden, wie sich der Keim aus dem Innersten des Saamenkorns entwickele, aus dessen geheimen Leben hervorbreche, während die

äußerliche Hülle dieſes Keims, das Saamenkorn ſelbſt, der Verweſung überlaſſen bleibe.

Nach dieſen Erläuterungen wende ich mich nun

2) zu der Frage: ob auch unſre Vernunft eine ſolche Wiederherſtellung des Leibes möglich, d. h. ohne Widerſpruch denkbar, finde? — Denn ließ ſich ein ſolches Ereigniß ſchlechterdings nicht als möglich denken; ſo würden wir außer Stande ſeyn, dem Evangelio in dieſer Lehre Glauben beyzumeſſen. Möglich aber iſt eine Sache alsdann, wenn ſie keinen Widerſpruch in ſich faſſet, wenn ſie nicht etwas ſeyn und zugleich auch nicht ſeyn will, wenn die Vorſtellungen, die wir uns davon machen, einander nicht geradezu aufheben. Iſt dieſes der Fall, ſo können wir ſie für möglich halten, d. h. uns vorſtellen, daß ſie wirklich ſeyn oder werden könne. Im Gegentheil aber, wenn eine Sache Widerſpruch in ſich faſſet, wenn ſie etwas ſeyn und auch nicht ſeyn will; ſo iſt ſie unmöglich, d. h. wir können ſie nie als wirklich uns vorſtellen; z. B. daß Gott, als der Heiligſte etwas Böſes, oder als der Allweiſe etwas Thörichtes thue. — Wenn wir uns alſo jetzt die Frage vorlegen: iſt die Auferweckung oder die Wiederherſtellung des verſtorbenen Leibes möglich? ſo fragen wir darnach: ob in der Vorſtellung, daß Gott aus dem Staube, in welchen unſer Körper aufgelöſet wird, einen neuen und vollkommnern Leib erbauen werde, nicht etwas Widerſprechendes, ſich geradezu Aufhebendes liege, was niemals als wirklich gedacht werden könne? —

Das iſt nun aber der Fall keineswegs, m. Fr. — Ein Wunder der Allmacht iſt zwar dieſe Wiederher-

ſtellung, deren Art und Weiſe wir eben ſo wenig ergründen können, als die Entſtehung des erſten Menſchen aus dem Staube der Erde; aber ſie hat eben ſo wenig etwas Undenkbares in ſich, als die Entſtehung und Bildung des erſten menſchlichen Körpers. Vielmehr bietet uns das Reich der Natur zahlloſe Beyſpiele von ähnlichen Entwickelungen und Umbildungen dar, und die Kunſt der Menſchen hat in neuern Zeiten zu den natürlichen Ereigniſſen dieſer Art noch mehrere merkwürdige Erfahrungen hinzugefügt. — So ſehen wir z. B. wie ſich aus dem Ey des Schmetterlings eine Raupe entwickelt, und wie dieſe ſich wieder durch eine wunderbare Verwandlung zu einem Schmetterling mit den herrlichſten Farben umbildet. Wir ſehen, wie aus dem Saamenkorne eine Pflanze hervorgrünt, und wie ſich das Waſſer, das ſie aus der Erde einſaugt, auf eine ganz unerklärliche Weiſe in der Pflanze in Blätter, in Blüthen und in mannigfaltige Früchte verwandelt. — An ſich alſo iſt in der Vorſtellung, daß Gott einſt aus der Aſche unſers Leibes, aus deſſen feinſten und edelſten Theilen einen neuen himmliſchen und unverweslichen Leib bilden werde, nichts Ungedenkliches. — Nur dürfen wir uns nicht jene Vorſtellung von der Auferſtehung des Leibes machen, nach welcher man glaubt, daß der ganze Körper, wie er im Leben war, alle Theile deſſelben, ſein Fleiſch und Bein wieder zuſammengebracht und wieder hergeſtellt werde. Denn dieſes zu denken, hat, wenn auch nichts Widerſprechendes, doch wenigſtens viel Schwieriges. Aber ſowohl Jeſus, als Paulus widerſprechen auch dieſer Vorſtellung von der Beſchaffenheit der auferweckten Lei-

der bestimmt. Nur aus dem Grundstoffe unsers jetzigen Körpers, aus dem, was er an sich ist, unabhängig von den Vorstellungen, welche uns unsre Sinne von ihm geben, aus seinem innersten Wesen, das unsern Augen und Gefühl wahrscheinlich gar nicht sichtbar ist, soll der neue himmlische unverwesliche Körper gebildet werden, so wie sich der Keim geheimnißvoll aus dem Saamenkorne entwickelt. — Daß aber Gott die Kraft besitze, aus dem Staube unsers irdischen Leibes einen himmlischen Leib zu bilden, davon, m. Fr., kann kaum die Rede seyn. Er ist ja der Schöpfer aller Dinge, der Bildner aller Gestalten und Wesen! Er kann ja nicht nur aus dem Staube unsers Leibes ein neues Gebilde hervorrufen, sondern er würde ja eben so leicht, wenn das ganze Weltall mit allen seinen zahllosen Sonnen in Staub aufgelöset würde, aus diesem Staube eine neue Schöpfung hervorgehen lassen!

Möglich also ist eine solche Wiederherstellung unsers Leibes; aber

3) ist sie auch zweckmäßig? — das heißt, kann die Vernunft wohl Absichten bey dieser Wiederherstellung des Leibes entdecken, welche der Gottheit bey einer solchen neuen Schöpfung würdig sind; oder macht uns das Evangelium solche Absichten bekannt?

Daß eine Auferstehung des Leibes möglich sey, erkennt zwar die Vernunft, daß sie aber wirklich erfolgen werde, dafür findet sie in ihren Grundsätzen und Erkenntnissen keinen Beweis: denn sie kennt das Wesen der Seele und des Leibes nicht. Nicht sie, sondern nur Gott weiß, was Seele und Leib an sich sind, was sie sind, wenn sie voneinander getrennt werden,

Nicht sie, sondern Gott allein weiß, was sich mit den getrennten Theilen des Menschen, Seele und Leib, anfangen läßt, und ob jemals eine neue Verbindung dieser Theile nothwendig wird. Nicht der Mensch, sondern Gott allein weiß, was die höchste Weisheit und Güte beschlossen hat, in dieser Rücksicht zu thun. Die Vernunft muß also hierüber blos die Belehrung Gottes erwarten; sie kann nur allein auf göttliche Versicherung eine solche Begebenheit, die gleichsam eine neue Schöpfung ist, als wirklich bevorstehend glauben, sie muß aber auch, wenn die Sache an sich nichts Unmögliches oder Ungedenkliches ist, der göttlichen Versicherung völlig Glauben beymessen, auch wenn sie die Absichten, welche Gott dabey hat, nicht ergründen kann und sie ihr nicht bekannt gemacht werden. Denn so bescheiden müssen wir seyn, m. Fr., daß wir, — wir Menschen von gestern her, die heute noch leben und morgen sterben, und deren Blicken gewöhnlich die Gegenwart dunkel und die nächste Zukunft verhüllt ist — uns nicht anmaßen, die Absichten der Begebenheiten, die sich in so großer Ferne ereignen sollen, ergründen zu wollen. —

Hingegen erlaubt ist es uns, zu forschen, bescheiden darüber nachzudenken, welche Absichten Gott bey einer solchen wichtigen Begebenheit haben könne. Denn wenn wir dabey Absichten entdecken, die Gottes würdig sind, so werden wir dann nur desto williger die göttlichen Belehrungen annehmen. — Welche Absicht aber, m. Z., läßt sich wohl denken, die Gott durch eine neue Verbindung des Leibes mit der Seele erreichen wolle? Wenn wir alles erwägen, was die Schrift

über dieſe Sache ſagt, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die Auferſtehung des Leibes eine große Stufe der Vergeltung und der Eintritt in veränderte und höchſt vollkommene Verhältniſſe, — alſo der zweite große Abſchnitt unſers Lebens in der Ewigkeit ſeyn wird. Hierauf führt uns die heilige Schrift ſelbſt. Ihr wiſſet es, m. Z., daß das Evangelium lehrt, die Seele des Menſchen komme unmittelbar nach dem Tode in die neue Welt, und in den Zuſtand der Vergeltung. Bis zum Tage der Auferſtehung lebt alſo die Seele vom Leibe getrennt, ein Leben für ſich, wo ſie die Folgen ihres irdiſchen Lebens empfindet. — Doch ſie tritt aus dem Erdenleben ſo unvollkommen, noch mit ſo vielen Irrthümern und Vorurtheilen, mit ſo vielen falſch geleiteten Neigungen, noch mit ſolcher Schwäche des Willens, noch mit ſo vieler Unempfänglichkeit für das Göttliche und Heilige und mit ſo großer Unwiſſenheit über Gott und die Welt, daß ſie in jener Welt nicht ſogleich vollkommen ſelig ſeyn kann. Sie muß erſt zubereitet, muß weiſer, heiliger, ſtärker, empfänglicher für die Freuden des Himmels, und nach und nach einer höhern Thätigkeit mächtig werden, wenn ſie das Glück des neuen Lebens ganz fühlen und ſeliger werden ſoll. Nach dem Tode nimmt daher die Vergeltung wohl ihren Anfang, aber ſie findet noch nicht ihre Vollendung. Das Leben der Seele vom Tode bis zur Auferſtehung iſt daher das Leben einer ſich immer mehr entwickelnden Vollkommenheit, und einer immer ſteigenden Glückſeligkeit unſers Geiſtes; die Auferſtehung aber iſt das Ende dieſer Zeit, daher auch nach der Verſicherung der Schrift das Gericht über die Menſchen

gehalten, und die Vergeltung für die Guten sowohl, als für die Bösen, oder die gänzlich mißgerathenen menschlichen Wesen, auf die entscheidendste und vollkommenste Weise bestimmt werden soll (Joh. 5, 29.). Bis zu diesem Zeitpunkt, sagt die Schrift, herrscht auch Jesus, und leitet sowohl die Seelen der Verstorbenen, als die noch lebenden Menschen, welche das Reich ausmachen, das ihm sein Vater übertragen hat, zur Weisheit, zur Tugend, zum Glauben und zu der lebengebenden Gnade Gottes. Da aber, wenn alles vollendet, wenn der große Lauf des menschlichen Geschlechts bis zum Eingange in die vollkommenste Vergeltung und das vollkommenste Daseyn, wie es für endliche Geister möglich ist, vollbracht, und das Werk der Erlösung bis zum letzten Schritt durchgeführt ist; — dann wird auch Jesus (1 Kor. 15, 28.) sein Reich seinem himmlischen Vater wieder übergeben.

Also eine neue, in jeder Rücksicht vollkommene Periode unsers Daseyns soll die Auferstehung bewirken; sie ist durch die Wiedervereinigung eines himmlischen Leibes mit der Seele die Vollendung des menschlichen Wesens, und die Vollendung des ewigen Glücks, zu dem wir erschaffen sind. — Denn ob es gleich keines Beweises bedarf, daß unsre Seele, auch wenn sie gar keinen Körper als Werkzeug der Erkenntniß und der Empfindung hat, dennoch leben und wirken, erkennen und empfinden kann; so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß ihr Zustand, ihr Leben weit vollkommner werden wird, wenn sie wieder mit einem Körper vereinigt wird. Je vollkommner und geistiger dieser Körper ist, desto besser wird er der Seele dienen

können. Der unverwesliche Leib, der bey der Auferstehung wieder mit unsrer Seele vereinigt werden soll, wird ihr daher ein neues, vollkommneres Leben gewähren. Durch ihn wird sie mit der ganzen sichtbaren Welt wieder in eine vollkommene Verbindung treten, die unermeßliche Schöpfung vollkommner ergründen, auf dieselbe kräftiger einwirken, ihre Verbindungen mit der Welt unendlich erweitern, und so das Selige oder Unselige ihres Zustandes unendlich erhöhen. Bekommt dieser himmlische Leib neue und höhere Sinne, so wird er auch ganz neue Vorstellungen von der Welt erhalten, und einen neuen Himmel und eine neue Erde schauen. Auch läßt es sich wohl denken, daß dieser himmlische Leib zwischen den vollendeten Menschen selbst ganz neue und innigere Verbindungen vermitteln könne, und daß auch von dieser Seite unser Leben und unsere Seligkeit das höchste Ziel erreiche.

Wie aber, m. Fr., sind dieses nicht hohe, Gottes würdige Absichten, welche uns das Evangelium bey dieser wichtigen Begebenheit erkennen läßt? Sollten wir nicht die Belehrungen der Schrift hierüber mit freudigem Glauben ergreifen? — Ist nicht die Hoffnung, welche uns das Evangelium so kräftig verbürgt, die Hoffnung eines so vollendeten Lebens, ein Blick in die geheimnißvolle Zukunft, der uns mit Entzücken erfüllt? — Und ist nicht der Gedanke einer solchen Veredlung des menschlichen Leibes für jedes menschlich fühlende Herz eine theure und rührende Hoffnung?

Ja, meine Freunde,

4) der Glaube an die Auferstehung unsers Leibes ist auch erfreulich für jedes

fühlende Herz. — Der Körper ist in unserm irdischen Leben ein wichtiger Theil unsers Wesens, unser zweytes Ich; er ist von der Wiege bis zum Grabe unser Begleiter durch das längste Leben; er ist gleichsam unser Eigenthum, und uns, wenn er uns auch manchen Schmerz verursacht, dennoch lieb und theuer geworden. Er ist aber noch mehr, er ist auch das Mittel, wodurch wir uns gegenseitig mittheilen, und uns unsre Gedanken offenbaren; er ist der Spiegel der Seele und des Herzens; seine Gestalt, seine Bewegung, der Ausdruck des Gesichts, des seelenvollen Auges der Wiederschein des innern Menschen; er ist es, der die Liebe und das Wohlwollen zwischen unsern Seelen vermittelt, und an ihn ist die Freundschaft und Liebe, die unsre Herzen aneinander zieht, gleichsam gebunden. Und wir sollten den Gedanken, daß dieser Körper, daß alles Sichtbare an den Personen, die wir lieben, auf ewig zerstört wird, nicht höchst abschreckend finden? Soll denn der Staub geliebter Todten nichts Besseres seyn, als der gemeine Staub, den unser Fuß zerstreut? Soll das Herz, das für uns so lebhaft schlug, nicht edler seyn, als der Staub, in den der fühllose Fels aufgelöset wird? Soll denn die Asche eines Leibes, der vernünftigen Absichten im Leben diente, keinen Vorzug haben vor gemeiner Erde? — Nein, Freunde, nein! Uns bürgt das Wort des Herrn, daß auch der Staub des Leibes einst wieder aufblühen soll zu einer himmlischen Gestalt! — Darum zittert nicht, wenn auch die Gräuel der Verwesung den blühenden Leib eurer Geliebten, und die ehrwürdige Gestalt verehrter Menschen verwüsten; einst nach der langen Nacht des Todes wird

auch dieſer Staub am Morgen der Auferſtehung erwachen! — Ueberlaſſet euch unbeängſtigt dem ſtillen Entzücken an der Unſchuld, Liebe und Freundſchaft an der Weisheit und Tugend, die ſich in dem ſichtbaren Weſen eurer Freunde ſpiegelt; der Tod kann zwar dieſe Züge entſtellen, aber die Auferſtehung wird ſie in reinerer Klarheit wieder herſtellen! Folget freudig und glaubensvoll dem dunkeln Zuge des menſchlichen Herzens, das uns mahnet, den Staub der Todten heilig zu halten, ihre Leiber in einem ſtillen, vor Entweihung geſicherten Orte zu vereinigen, und ihre Gräber mit unſern Thränen zu begießen; denn heilig iſt dieſer Staub; wieder erwachen ſollen ſie, dieſe Leiber, aufblühen zu einer himmliſchen Geſtalt, in welcher wir einſt am Tage der Auferſtehung mit Entzücken die Eigenthümlichkeiten wieder finden werden, die hier uns aneinander zogen. — O welch ein Tag unausſprechlicher Wonne wird dieſer Tag für alle gute Seelen ſeyn! — Neues Entzücken und neue Seligkeit muß unſre Seelen durchſtrömen, wenn ſie die Geſtalt, die Züge, an denen ſie ihr Herz hingen, in himmliſcher Klarheit wieder erblicken; alle Erinnerungen an die edlern Freuden des jetzigen Lebens werden, wie ein neuer, herrlicher Tag, unſerm Geiſte lebendig aufgehen, enger werden ſich Freunde an Freunde ſchließen, und in erhöhter Liebe die Wonne der Unſterblichkeit doppelt empfinden.

O wohl uns, meine Brüder, daß wir Chriſten ſind, und uns dieſer großen und troſtreichen Hoffnung mit ganzer Seele überlaſſen können! Wohl uns, daß wir nicht traurig ſeyn müſſen über die, die da ſchlafen, wie die andern, die keine Hoff-

nung haben; ſondern daß wir wiſſen, daß Chriſtus, der Auferſtandene, auch uns die Auferſtehung und das Leben geben wird! Nun verſchwindet auch das letzte Schreckniß, das der Tod für unſer Herz hat; nun wiſſen wir, daß er nicht nur unſrer Seele, ſondern einſt auch unſerm Leibe neues und herrliches Leben bringen wird! Mit Freudigkeit folgen wir, wenn Gott uns ruft; getroſt überlaſſen wir unſern Körper der Zerſtörung, wir zittern nicht, wenn die Blume des irdiſchen Leibes der Verweſung Raub wird. Denn aus ihrer Aſche wird ſich die Blume des himmliſchen Leibes glanzvoll erheben, wenn einſt der ſchöpferiſche Ruf zu neuem Leben über die weiten Gefilde der Erde erſchallt und die Tiefen der Gräber erſchüttert.

O dann, dann — du Richter der Lebendigen und der Todten! — dann dringe dein Ruf zum Leben auch in unſre Gräber; dann rufe du auch den Staub geliebter Todten, den unſre Thränen benetzten, zu neuem Leben, und führe uns alle, neugeſtärkt und neubeſeligt, mit dir in das ewige Reich deines himmliſchen Vaters! Du wirſt es thun; du kannſt es thun! Denn dir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden! Leben wir, ſo leben wir dir, ſterben wir, ſo ſterben wir dir! Darum wir leben oder ſterben, ſo ſind wir dein! — ewig dein! Amen!

Am 16. Sonntage nach Trinitatis,

1822.

Ich will dich noch im Tod' erheben,
Selbſt noch' am Grabe preiſ' ich dich.
Zum Segen gabſt du mir das Leben;
Du nimmſt es mir, — du ſegneſt mich.
Du rufſt mich ab, das Licht zu ſchau'n,
Drum folg' ich ohne Furcht und Grau'n.

Man ſollte glauben, mit keiner Erſcheinung müſſe der Menſch vertrauter ſeyn, als mit der Erſcheinung des Todes. Denn unausgeſetzt fordert er ſeine Opfer, unausgeſetzt ſtellt uns alles, was auf Erden lebt, den ewig fortgehenden Wechſel zwiſchen Geburt und Tod vor Augen. Zwar ſind viele Menſchen, beſonders die, welche immer mit Erſcheinungen des Todes umringt, oder vielen Lebensgefahren ausgeſetzt ſind, auch wirklich mit dem Anblick des Todes ſo bekannt, daß er keinen, oder nur einen geringen Eindruck auf ſie macht; aber der größere Theil der Menſchen fürchtet doch den Tod; viele erſchüttert die Erinnerung an ihn ſo, daß ihnen dadurch jeder Freudengenuß verbittert wird, daß ſie ſeinen Anblick mit ängſtlicher Sorgfalt fliehen. Dieſe Furcht aber wird weniger bey der lebensluſtigen Jugend als bey dem mittlern und höhern Alter angetroffen. Denn die Jugend wähnt ſich durch ihre Jahre und des Lebens Blüthe noch lange vor der Macht des

Todes gesichert; aber der im Alter vorgeschrittene Mensch fühlt es nur zu deutlich, daß die Zeit dahin geht, das Grab aber mit jedem Tage näher rücke. Denn der Mensch, dem der Schöpfer Vernunft gab, sieht in die Zukunft. Er weiß, daß der Tod seiner wartet; er kann die Jahre berechnen, die er noch zu leben hoffen darf, er kann mit Bestimmtheit die Zeit wissen, wo er gewiß nicht mehr unter den Lebendigen wandelt; er legt sich auf sein Sterbelager mit dem klaren Bewußtseyn, daß sein sterbliches Auge sich bald auf ewig schließen werde.

Aber der gütige Schöpfer, der das Grab und seine Zerstörungen vor unserm Auge aufdeckte, damit wir weise und gerecht würden, hat uns auch die Mittel gegeben, des Todes Furcht zu besiegen. — Jeder kann sich damit waffnen, wenn er nur will; und jeder sollte sich damit waffnen, da das bange Fürchten des Todes ein Zustand ist, der den Menschen nicht nur als sehr bedauernswürdig, sondern auch als seiner höhern Bestimmung aus Schwäche ungetreu darstellt. Besonders geziemt es uns als Christen, die wir wissen, daß Christus dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat, uns mit der Erscheinung des Todes zu befreunden, und uns zu der Weisheit und Glaubensfestigkeit zu erheben, welche die Wichtigkeit des Todes weder leichtsinnig verkennt, noch furchtsam vor ihm zittert.

Evangel. Luk. Kap. 7, v. 11—17.

Als der Herr zu der Stadt Nain kam, trat ihm, was auch uns so oft begegnet, ein Leichenzug ent-

gegen, und nicht einen lebensmüden Greis brachte man zu seiner Ruhe, sondern einen Jüngling, den einzigen Sohn einer trostlosen Wittwe, wollte man dem Schooße der Erde zurück geben.

Häufig und in verschiedener Gestalt tritt auch uns das Bild des Todes vor Augen, und nicht wenige sind, die sich vor ihm entsetzen, und das scheue Auge zitternd abwenden, — noch mehrere, die wenigstens dadurch mit Niedergeschlagenheit und Furcht erfüllt werden, und das Bild des Todes ängstlich fliehen. — Ist es aber weise, etwas zu fliehen, was uns doch erreicht? etwas abweisen zu wollen, was sich uns immer wieder aufs Neue darstellt? — Nein, weise ist es vielmehr, eine Furcht zu besiegen, die einmal nicht entfernt werden kann.

Wodurch aber können wir die ängstliche Furcht vor dem Tode besiegen?

Hierüber laßt uns nachdenken!

Es sind aber hauptsächlich vier Dinge, mit denen wir uns gegen die Furcht des Todes waffnen können:

Zuerst die Betrachtung der Natur. — Alle Gebilde, mit denen Gott die Erde geschmückt hat, altern und sterben, und der Tod ist ein allgemeines Gesetz für alle sichtbare Dinge. — Das Reich der Pflanzen, das Reich der Thiere — überall herrscht der Tod, unter den größten wie unter den kleinsten, unter den stärksten wie unter den schwächsten. Auch die Erde selbst ist der Veränderung unterworfen; Land und Meer haben ihre Plätze gewechselt, und auch für den Erdball selbst wird eine Zeit kommen, wo er absterbt, und alles

Leben auf ihm, sollte auch sein Leben noch Millionen Jahre dauern. Der Tod ist also ein Gesetz, dem alles Irdische unterworfen ist.

Kann aber dieser Gedanke den Zerstörungen des Todes seine Schrecken nehmen? — Nicht ganz vermag er dieß, aber doch kann er vieles dazu beitragen. Der Tod erscheint uns nun nicht als etwas Besonderes, als ein blos das menschliche Geschlecht betreffendes Uebel, sondern als etwas Allgemeines, das wir mit allem Sichtbaren auf Erden theilen; nicht als etwas Zufälliges, Willkührliches, Vermeidliches, sondern als etwas Nothwendiges, Unvermeidliches. Schon dadurch wird er erträglicher. Denn leichter fügt sich der Mensch dem Allgemeinen als dem Besondern, leichter der Regel als der schmerzlichen Ausnahme, und williger ergibt er sich dem Nothwendigen und Unvermeidlichen, als dem Zufälligen und Willkührlichen. Schon der Gedanke ist tröstend, daß das, was uns trifft, alle Menschen ohne Ausnahme, die höchsten wie die niedrigsten, ergreift. Wenn wir aber erwägen, daß auch alle unsre Väter den Weg zum Grabe wandeln mußten; so werden wir auch gefaßt mit dem Propheten (2 König. Kap. 19, 4.) sprechen: „Es ist genug! So nimm, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser denn meine Väter!“ — Denn mit welchem Rechte wollte ich mich auch beklagen, daß mich das trifft, was von Adam an alle haben leiden müßen? mit welchem Rechte wollte ich für mich eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze des Sterbens verlangen? — Ja selbst der frühe Tod, das Dahinsterben in der Blüthe der Jahre; es hat statt ge-

funden von Anbeginn! So wie nicht jede hervorkommende Pflanze zur Blüthe und Frucht kommt, sondern tausende noch unentwickelt zerstört werden; so auch die Pflanze des menschlichen Leibes. Auch hier waltet ein allgemeines Gesetz; — und daß wir erkennen, es walte ein solches, das macht den Schmerz erträglicher, das erweckt zur geduldigen Ergebung.

Denn das Gesetz, dem Menschen geschrieben: du bist Erde, und sollst zur Erde werden! ist ein Gesetz des Schöpfers. Alles aber, was Gott geordnet hat, ist löblich und herrlich, denn es kommt von dem weisesten und besten; alle seine Gesetze, auch wenn sie uns schmerzen, sind freundlich und wohlthätig, weil sie seine Gesetze sind. — So auch das Gesetz des Todes. — Es ist ein wohlthätiges und freundliches Gesetz, das bey der Einrichtung, welche die irdischen Dinge ursprünglich empfangen haben, nicht wohl entbehrt werden mag. Es erhält nämlich die Welt in spiger Jugend, und gibt dem Leben seine Anmuth und Frische. Ein alter Baum, dessen vertrocknete Wurzelfüße kein Leben aus Erde und Luft mehr einzusaugen vermögen, der nur kümmerlich noch einzelne Blätter treibt, aber weder Blüthen noch Früchte, — er gewährt keinen freudigen Anblick mehr; — er stirbt ab, und macht einer jungen frischblühenden Pflanze Raum. — Und dem greisen Menschen, der dem Leben keine Freude mehr abgewinnt, keine Kraft besitzt, zu wirken, den ein gebrechlicher, untauglicher Körper niederdrückt, der ihm ein längeres Leben zur Last macht, — kann ihm wohl etwas Wohlthätigeres widerfahren, als die Auflösung im Tode? Wünscht ihm nicht in solchem

Falle unſre Liebe den Tod, als Befreiung von einer unheilbaren und traurigen Schwachheit? — Der Tod iſt alſo eine Wohlthat für alles, was altert und fürs Leben unbrauchbar wird. — Wollte man aber beklagen, daß der Menſch überhaupt altert; ſo müßte man auch beklagen, daß es ein liebliches Kindesalter, eine Blüthe der Jugend gibt. Die Geſetze Gottes ſind Ein Ganzes, und ſie alle bedingen das Glück des Lebens. Eins kann nicht ſeyn ohne das andere, — Geburt nicht ohne Tod, die Blüthe nicht ohne die Frucht, das reizende Aufwachſen und Sich-entfalten, nicht ohne das Altern und Welken. Wer alſo das Geſetz des Todes beklagt, der beklagt die ewige Jugend der Welt und die fortdauernde Friſche des Lebens.

Doch die Beruhigung, die uns die Natur über den Tod gewährt, iſt keine vollkommene. Sie beruhigt uns nur über das Abſterben unſers Körpers. Aber es lebt auch etwas Höheres und Geiſtiges in uns, das, nicht unterworfen den Geſetzen der ſichtbaren Natur, ſich gebeugt und verletzt fühlt durch das Geſetz des Todes. Darum wird zu einer vollſtändigen Rüſtung gegen des Todes Schrecken auch

Zweitens der feſte Schild des religiöſen Glaubens erfordert. — Möchte auch die tiefgebeugte Mutter, von der unſer Evangelium erzählt, in dem Gedanken, daß der Tod eine nothwendige und wohlthätige Einrichtung der Natur ſey, einigen Troſt finden; ſo blieb ihr doch immer noch der Schmerz, daß es ihr einziger Sohn war, den ſie verloren hatte; daß alle Hoffnungen, die ſie auf ihn baute, mit ihm ins Grab ſanken; daß er für ihre Liebe auf

ewig verloren war. Ueber dieſen Schmerz konnte ſie nur der religiöſe Glaube mit ſeinen Hoffnungen tröſten, der ihr die Fortdauer des geiſtigen Lebens ihres geliebten Sohnes, und ihre Wiedervereinigung mit ihm jenſeit des Grabes verhieß.

Denn die Natur kann uns nur tröſten über den Tod des Leibes, der, wie die Pflanze, ihren Geſetzen unterworfen iſt. Aber daß auch das Geiſtige in dem Menſchen, daß das Licht ſeiner Vernunft, daß der zur Sittlichkeit gereifte Wille, daß das edle Gefühl ſeines Herzens mit zerſtört werden ſoll; darüber gibt uns nur der religiöſe Glaube, der uns die Unſterblichkeit unſers Geiſtes verbürgt, vollkommne Beruhigung. Er ruft uns zu: „in der Pflanze des menſchlichen Leibes lebt ein Gottverwandter, ſchaffender Geiſt, den keine irdiſche Kraft aufzulöſen vermag, weil er nicht irdiſcher Natur iſt; der den Körper nur empfing, um ins Daſeyn eingeführt zu werden, und ſeine erſte Ausbildung zu erlangen; der aber, ſobald er dem Stande der irdiſchen Kindheit entwächſet, dieſen ſterblichen Leib abwirft, wie der Schmetterling die Raupenhülle, und im Tode geboren wird für ein zweites, vollkommneres Daſeyn.“ Dieß iſt das tröſtende Wort des religiöſen Glaubens, deſſen Wahrheit uns durch unſern Geiſt ſelbſt, durch den Anblick des Weltalls, durch das Daſeyn des höchſten Geiſtes und ſeine Weisheit und Liebe, durch die Stimme der göttlichen Offenbarung verbürgt wird.

Dieſes theure Wort iſt es, das uns die Kraft gibt, nicht nur den Tod nicht zu fürchten, ſondern uns auch ſeiner zu erfreuen, und ihn als einen Wohlthäter

zu empfangen. Denn durch ihn wird nicht nur der Zuſtand der Schwachheit, in welchem wir uns hier befinden, beendiget, ſondern auch ein neuer Zuſtand verjüngter Kraft begonnen; für den unſterblichen Menſchen iſt das Geſetz des Todes die Bedingung nicht nur der ewigen Jugend der irdiſchen Dinge, ſondern auch der ewigen Jugend des Geiſtes und ſeiner Geburt zu einem neuen Daſeyn. Der Tod iſt uns, und uns allein unter allem Irdiſchen, weil nur in uns der vernünftige Geiſt, des Schöpfers Ebenbild, wohnt, nicht ein Feind, der uns zerſtört, ſondern ein Freund, der die Hülle der unſterblichen Seele löſet, daß ſie frei ihre Schwingen entfalten kann zu einem ſchönern Daſeyn. Nur über den Leib, aus Erde gebaut, übt der Tod ſeine Macht; über den Geiſt, der nicht, wie der Leib, zuſammengeronnen iſt aus irdiſchem Stoffe, hat er keine Gewalt empfangen. — Dieſen ſtarken, undurchdringlichen Schild des religiöſen Glaubens mußt du alſo ergreifen, wenn du dich völlig gegen die Schrecken des Todes rüſten willſt. Mit dieſem waffneten ſich die weiſeſten Menſchen aller Zeiten, und ſtarben nicht nur mit Ruhe, ſondern auch mit Freudigkeit. Mit ihm bedeckt, wirſt auch du dich freuen können, wenn dir der Tod die Hand reicht, um dich der Pforte eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnet, entgegen zu führen.

Wenn es aber, geliebten Freunde, im Tode keinen vollkommnern Troſt geben kann, als den Glauben, daß uns das Sterben zu einem neuen, vollkommnern Leben führt; iſt es da wohl möglich, daß ein menſchliches Herz vor dieſem Glauben ſelbſt erſchrecken, und

ihn vielleicht noch mehr fliehen ſollte, als den Tod ſelbſt? — Ihr werdet ſagen, ein ſolches Herz müßte krank, und in einen widernatürlichen Zuſtand verſunken ſeyn! — Aber es gibt kranke Seelen, die vor der Unſterblichkeit mehr als vor dem Tode zittern, und denen es tröſtlicher iſt, zerſtört zu werden als fortzudauern. Und dieſes ſind die laſterbefleckten Seelen. Wollen wir daher durch die Kraft des religiöſen Glaubens die Schrecken des Todes beſiegen; ſo müßen wir

Drittens damit ein noch dem göttlichen Geſetz eingerichtetes Leben verbinden. — Der Gerechtigkeit Gottes ſollſt du während deines ganzen Lebens eingedenk ſeyn, um Gottes Geſetz heilig zu halten, und deine Seele nicht mit Laſtern zu beflecken. Denn verachteſt du deines Schöpfers Gebothe, ſo erſtirbt der Troſt der Unſterblichkeit in deiner Seele, und Furcht und Schrecken ziehen in dieſelbe ein. Denn was dir auch die Leidenſchaft vorgaukeln, die Begierde verſprechen mag; Eins wird, kann ſie dir doch nimmer halten, ob ſie es gleich tauſendmal verſpricht, nämlich, dich zu ſchützen gegen die richtende Stimme des Gewiſſens und das furchtbare Gericht der ewigen Wahrheit. Denn immer aufs Neue erwacht das Gewiſſen, und übt ſein unwillkommnes Richteramt, und mit immer erneuter Kraft macht ſich die Wahrheit geltend in deiner zerrütteten Seele, indem ſie dir den treuen Spiegel der Unwürdigkeit deines Lebens vorhält. Dein Mund läugnet zwar, daß Gott die Sünde ſtrafe; aber dein Herz bejaht es mit Zittern. Deine Leidenſchaft überredet dich zwar, daß nichts von dem jetzigen Leben in eine Zukunft nach dem Tode übergehe; aber deine Ver-

nunft fühlt ſich immer wieder überwältigt von der Wahrheit des Gegentheils. — Da greifſt du, unglückſeliger Sclav der Lüſte, nach dem Unglauben an ein künftiges Seyn, als dem letzten Mittel der Verzweiflung, um einige Ruhe zu finden. Du läugneſt, du ſpotteſt, daß der Menſch im Tode wieder leben ſoll; du ſuchſt dich zu tröſten, daß, wie ſchlimm du auch gelebt habeſt, doch das Grab alle deine Laſter auf ewig bedecke.

Aber ſo wie der Fieberkranke fühlt, daß er in einem widernatürlichen Zuſtande iſt, ſo fühlſt du es auch. Wie kannſt du geſund ſeyn, da dich das ſchreckt, was aller guten Menſchen ſüßeſte Hoffnung iſt? da du in einer Zerſtörung deines Weſens dein Heil ſuchſt, von welcher ſich jedes menſchliche Herz mit Entſetzen wegwendet? Fühlſt du nicht, daß du mit dir ſelbſt ſtreiteſt, und Fleiſch und Geiſt in dir in einem unglückſeligen Widerſpruche ſtehen? — Ja! dieß fühlſt du! dein beſſeres Selbſt ſtraft dich ohne Unterlaß. Du wagſt nicht zu glauben, was dich tröſten könnte, weil du ſo lebſt, daß dir der Troſt zum Gifte wird. Und doch kannſt du auch das Gefühl in dir nicht vertilgen, daß der Glaube, den du flieheſt, wahr iſt! — O, ſo kehre um! Wirf des Laſters ſchnöde Bande von dir, daß du dich auch der Unſterblichkeit freuen lerneſt! Gehorche dem heiligen, dir ins Herz geſchriebenen Geſetze Gottes; denn es iſt Leben und Heil! Lebe, wie du, wenn du ſtirbſt, wünſchen wirſt gelebt zu haben; ſo wirſt du in der Ewigkeit keine Hölle, ſondern das Paradies erblicken. Und wähne nicht, es ſey für dich zu ſpät, umzukehren zu dem Vater der Wahrheit und Gerechtigkeit. Der himmliſche Vater iſt immer bereit, den verlornen

Sohn wieder aufzunehmen, wenn er wirklich zu ihm zurückkehrt, nicht blos mit Mund und Geberde, sondern mit Herz und Leben. Das versichert uns Jesus Christus; das verbürgt uns die Gnade Gottes; das verheißet uns der Tod Jesu, der uns offenbart, daß Gott kein anderes Opfer der Versöhnung verlange, als daß wir der Sünde ernstlich absterben und die böse Begierde seinem heiligen Willen zum Opfer bringen.

Willst du also durch des Glaubens Kraft des Todes Furcht überwinden, und der schönsten Hoffnung, welche eine menschliche Brust bewegen kann, dich erfreuen lernen; so habe Gott stets vor Augen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Geboth.

Aber endlich ist noch ein Umstand, der den Tod mit Schrecken umgibt, und für den wir zu unserer Beruhigung auch des Glaubens an Gottes Vorsehung und an die Liebe der Menschen bedürfen. — Der Jüngling, dessen Begräbniß unser Text erzählt, wenn er auch für seine Person den Tod nicht scheute, sondern seine Schrecken durch das Bewußtseyn eines reinen Herzens und die Macht des Glaubens überwand, — er war der einzige Sohn seiner Mutter, und sie war eine Wittwe. Sie aber, die er liebte, deren einzige Stütze er war, der er alles verdankte, die er so gern glücklich gemacht hätte, — sie sollte er verlassen? — hülflos zurücklassen?

Ach, wie viele sind nicht in einem ähnlichen Falle, wie dieser Jüngling? — Längst haben sie sich vielleicht mit dem Tode für ihre Person befreundet, und scheuen ihn nicht; aber sie haben eine Gattin, — haben Kin-

der, — haben andere theure Personen, die durch ihren Tod das Glück ihres Lebens verlieren. Werden sie da nicht aus Liebe zu den Ihrigen vor dem Tode zittern, und durch einen Blick auf die, welche durch ihren Tod Schutz, Unterhalt und die besten Freuden des Lebens verlieren, tief erschüttert werden? —

Doch auch diese Schrecken verschwinden, wenn wir den Glauben an Gottes väterliches Walten, und an die Liebe der Menschen in uns befestigen, und uns der Liebe Gottes und unsrer Mitmenschen würdig zu machen wissen. — Auch hier bewährt sich die Religion als die treueste und wohlthätigste Freundin des Lebens. Es ist ein Gott, — ruft sie uns zu, — ohne den kein Haar von deinem Haupte fällt, ohne dessen Willen also auch deine irdischen Tage nicht endigen können. Es ist ein Gott, der die Vögel unter dem Himmel nährt, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heisset im Himmel und auf Erden, der daher auch Wittwen und Waysen nicht verlassen wird. Wenn er den Vater abruft von seiner Familie, so wird er Vater seyn; wenn er den Beschützer abruft von den Schutzbedürftigen, so wird er die Verlassenen bedecken mit dem Schilde seiner Gnade. — Und hat er dieß nicht gethan? Stehen nicht tausend Beyspiele in der Erfahrung da, die seine fürsorgende Liebe für Verlassene beweisen?

Und hat er nicht auch seinen Engeln befohlen, über die Schutzbedürftigen zu wachen, und sie auf ihren Händen zu tragen? Gab er nicht den Menschen als das erste und heiligste Geboth, dieses: sie sollten andere lieben wie sich selbst? Will er nicht seine ächten Kinder an der Liebe erkennen, die sie gegen einander

ſelbſt tragen, die ſie ſich beſonders in den Stunden der Trübſal erweiſen? Und — pflanzte er nicht, damit dieſes Geboth geübt werde mit Freude, — pflanzte er nicht in die menſchliche Bruſt das zarte Mitleid, die helfende Barmherzigkeit, das weinende Mitgefühl? Verläugnet ſich dieſes wohl je unter den Menſchen? Iſt etwa die Zahl guter Menſchen ſo gering, die ſich von der Vorſehung berufen fühlen, die Werke der Liebe und der Barmherzigkeit an Verlaſſenen zu üben?

O, ſo vertraue Gott! vertraue dem guten Geiſte der Menſchheit, und ſorge dann nicht, wie früh du ſtirbſt! deine Zeit iſt Gottes Sache! — Dafür aber ſorge, daß du durch einen reinen Wandel dich des Segens des Himmels würdig machſt. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer; und denen, die Gott lieben, und ſeine Gebothe halten, will Gott vergelten, auch an ihren Kindern bis ins tauſendſte Glied. Dafür ſorge, daß du dich der Achtung und Liebe deiner Mitmenſchen würdig machſt, und die Freundſchaft edler Menſchen ſuchſt und bewahreſt. Denn dieſe Freundſchaft, wenn ſie mit ihren Dienſten uns nicht mehr erreichen kann, ſucht dann die auf, die uns theuer waren, und ſchüttet das Füllhorn ihrer Gaben dankbar in der Verlaſſenen Schoos. — Der Fluch des Himmels aber, den der Sünder auf ſich herabruft, er wirkt auch fort auf ſein Geſchlecht; und der Haß, den der Ungerechte, Boshafte, Rachſüchtige und Stolze auf ſein Haupt lud, ihn haben auch noch ſeine Kinder zu tragen, er macht alles, was ſeinen Namen führt, verhaßt, und ruft die ſpäte Vegeltung auf für ſeine Kinder und Enkel.

Nicht ohne Schuz hat uns alſo Gott gelaſſen gegen die Schrecken des Todes. Mögen wir uns nur mit den Waffen zu rüſten wiſſen, die er uns darreicht! Möge nur Glaube wohnen in unſrer Seele, und Gerechtigkeit, Liebe und Vertrauen gefunden werden in unſerm Leben! Dann wird es uns auch nicht an der Freudigkeit fehlen, die den Herrn des Lebens auch noch im Tode preiſet. Nicht fliehen ſollen wir den Gedanken des Todes; denn wir entfliehen ihm doch nicht: ſondern beſiegen ſollen wir ihn, ſo beſiegen, daß wir vor unſrer Auflöſung nicht nur nicht zittern, ſondern ihr auch mit Freudigkeit entgegen gehen können. Der iſt in Wahrheit weiſe und glücklich geworden, der es vermag, was uns ein frommer Sänger zuruft:

„Lern nicht nur, den Tod nicht ſcheu'n;
Lern auch ſeiner dich zu freu'n!“

Am erſten Oſterfeyertage.

2 Kor. 5, 7. „Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen.“

Zu den Dingen, welche dem menſchlichen Verſtande hier ewig räthſelhaft bleiben, gehört auch die nähere Kenntniß unſers Uebergangs in die Ewigkeit und der Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens. Dieß zwar ſteht für den Glauben feſt, unerſchütterlich feſt wie der Erde Gründe, daß uns nach dem Tode ein neues Daſeyn erwartet, und daß in ihm das Gute ſeine Belohnung, das Böſe ſeine Beſtrafung finden wird; aber alle Fragen, welche die menſchliche Neugier weiter thun mögte, bleiben von der Vernunft und von der heil. Schrift unbeantwortet. Fragen wir, wo iſt der Wohnſitz der Vollendeten; ſo haben wir hierüber blos den Ausſpruch des Herrn: „in meines Vaters Hauſe (dem grenzenloſen Weltall), ſind viel Wohnungen“ (Joh. 14, 2). Welcher dieſer Wohnungen aber einſt uns aufnehmen ſoll, das iſt uns nicht eröffnet. Fragen wir, wie wird der Uebergang unſrer Seele in das zukünftige Leben geſchehen; ſo verweiſet uns der Apoſtel auf das Gleichniß des Waizenkorns, das in die Erde fällt, um aus ihrem Schooße empor zu keimen. Forſchen wir, wie die Welt beſchaffen ſeyn wird, in die wir eintreten ſollen; ſo ſagt zwar die Schrift, daß ein andres Loos die Guten, ein andres die Böſen er-

wartet, ſo beſchreibt ſie zwar beyder Schickſal, aber nur in Bildern, die von dem irdiſchen Leben hergenommen und nur Bilder einer unausſprechlichen Sache ſind; wie denn der Apoſtel ſelbſt erklärt: „es habe es kein Auge geſehen, und kein Ohr gehört und ſey in keines Menſchen Herz gekommen, was Gott denen bereitet habe, die ihn lieben.

Ein undurchdringlicher Schleyer ruht alſo auf der Zukunft jenſeit des Grabes. Nicht hineinſchauen können wir in das Land der Vollendeten, ſondern uns muß durch die Kraft des Glaubens zu ihm erhoben. — Wir wandeln im Glauben, und nicht im Schauen!

Iſt es denn aber auch gut, daß uns das Jenſeits ſo verſchleyert iſt? — Es muß wohl gut ſeyn, weil es Gott ſo geordnet hat, und alles löblich und herrlich iſt, was Gott ordnet. Doch ſo ſehr wir auch Urſache haben, uns bey der höhern Weisheit Gottes zu beruhigen; ſo iſt es doch erlaubt, dieſe Unterwerfung unter Gottes Ordnung durch andere Gründe, wenn ſie vorhanden ſind, zu befeſtigen, und dadurch die Zweifel, die aus dieſer Dunkelheit der Zukunft jenſeits des Grabes ſo leicht entſtehen, zu beſiegen. Bey näherer Erwägung aber finden wir

Daß eine genauere Kenntniß unſrer Zukunft jenſeits des Grabes für uns weder möglich, noch heilſam ſeyn könne.

Dem menſchlichen Vorwitz, der mit dem, was uns Gott über unſer Schickſal nach dem Tode bekannt gemacht hat, nicht zufrieden iſt, ſondern mehr Aufklä-

rung und eine anschaulichere Kenntniß der Zukunft wünscht oder fordert, muß man natürlich zuerst die Frage zur Beantwortung vorhalten: ob es denn auch überhaupt möglich seyn dürfte, mehr von dem Leben nach dem Tode zu wissen, als uns jetzt geoffenbart ist? — Der menschliche Verstand setzt diese Möglichkeit zwar als unzweifelhaft voraus; aber es findet sich für die Bejahung dieser Frage nicht nur kein Grund, sondern wir haben vielmehr alle Ursache, die Möglichkeit einer genauern Kenntniß der Zukunft jenseits des Grabes gradezu zu bezweifeln.

Denn was die Verwandlung, die mit uns im Tode vorgeht, selbst betrifft, die Entwickelung eines neuen Lebens aus den Zerstörungen des Todes; so lehrt uns die Erfahrung des jetzigen Lebens, daß alle Lebensentwickelungen überhaupt unserm Verstande unbegreiflich sind. Rings um uns her auf Erden entwickelt sich Leben; tausendfältige Verwandlungen und Geburten geschehen unter unsern Augen; jedes Frühjahr erzeugt eine Welt voll Blüthen und Lebenskeimen, und die Erzeugung und Geburt der lebendigen Wesen geht unausgesetzt fort. Aber doch ist diese Erscheinung des Erzeugens und Belebens ein unerforschliches Geheimniß. Doch hat kein menschlicher Verstand jemals begriffen, wie es zugehe, daß die Pflanze geheimnißvoll neue Lebenskeime entwickele, die auch schon wieder die Keime folgender Geschlechter in sich tragen, woher dem Punkte im Ey die Lebenskraft komme, um ein Küchlein daraus zu entwickeln, und wie durch die Vermischung zweyer Geschlechter die Erzeugung eines neuen Wesens gleicher Art erfolge. Wir sehen zwar solche

Wunder tausendfältig vor unsern Augen geschehen; aber wir begreifen sie nicht, und der Schöpfer scheint dieses Geheimniß blos sich selbst, oder vielleicht Geistern höherer Ordnung vorbehalten zu haben. Da wir nun unfähig sind, die Geburt zum irdischen Leben zu verstehen, die doch unsre Sinne schauen; wie wollen wir fähig seyn, die Geburt des Menschen im Tode zum Geisterleben zu verstehen, das unsern Sinnen nimmer offenbar werden kann? — Darum schweigt auch die Schrift hierüber, oder spricht nur in Bildern, die von der irdischen Geburt entlehnt sind: Wie sich der Halm aus dem Saamenkorn entfaltet, sagt der Apostel, so entwickelt sich neues Leben aus dem Tode; wie dabei der Keim die Hülle, die ihn barg, abwirft und der Zerstörung überläßt, so bricht das Geistige Leben durch die Hülle des Körpers, der es umfangen hielt, und überläßt diesen der Verwesung. So räthselhaft und unerklärt uns aber die Entstehung des Pflanzenkeims ist, so räthselhaft bleibt uns auch die Entwickelung des Seelenlebens im Tode. Und ist es uns wohl nöthig zu wissen, wie der Geist die Unsterblichkeit anziehe? wie er eingehe in die ihm bereitete himmlische Wohnung? — Jesus sagt: „Lazarus starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Dieses ist zwar Bild; aber in diesem Bilde liegt doch klar dieß: daß der Uebergang ins andere Leben nicht Sache des Sterbenden ist, daß dieser nicht dafür zu sorgen hat. Darum bedarf es auch für den Sterbenden keines Wissens, wie dieser Uebergang geschehe. Wie wir in dieses Leben traten ohne zu wissen, was uns geschah, ohne etwas dabey zu thun; so wird uns der Schöpfer auch in

ohne höhere Welt einführten, ohne daß wir den Weg dahin suchen, oder zu kennen brauchen.

Aber sollten wir nicht wenigstens fähig seyn, einen nähern und anschaulichern Unterricht über die Beschaffenheit der zukünftigen Welt zu verstehen? — sollten wir es nicht begreifen, wenn uns bekannt gemacht würde, worin unsre Thätigkeit bestehen, in welche Verbindungen unser Geist treten, von welcher besondern Beschaffenheit sein neuer Wohnplatz seyn werde? Etwas können wir davon allerdings fassen, nämlich was davon mit irdischen, uns schon bekannten Verhältnissen verglichen werden kann; und so viel hat uns auch die Schrift bekannt gemacht. Ihre Beschreibungen von der Ewigkeit, von den Belohnungen der Frommen, von Bestrafung der Bösen, von den äußerlichen Verhältnissen beider sind Brüder vom jetzigen Leben entlehnt. Mehr aber, als sich vergleichungsweise aussprechen läßt, kann auch unserm Verstande nicht erkennbar seyn. Für alle Beschaffenheit der Ewigkeit also, für welche es im jetzigen Leben keine Vergleichung gibt, haben wir auch kein Fassungsvermögen. — Dieß lehrt uns die Natur aller Erkenntnisse, die wir im jetzigen Leben besitzen, und uns aneignen können. Nur auf doppelte Weise können wir Andern neue Vorstellungen mittheilen; nämlich daß wir ihren Sinnen den Gegenstand in der Wirklichkeit zur Beschauung oder Betastung vorhalten, oder daß wir den Gegenstand durch Worte menschlicher Sprache beschreiben und vor das Auge ihres Geistes stellen. Das sieht wohl jeder ein, daß die zukünftige Welt unsern Sinnen zur Beschauung nicht vorgehalten wer-

den kann, wie man etwa eine fremde Pflanze dem Auge vorhält; alſo könnte uns nur durch Worte menſchlicher Sprache eine ſolche Kenntniß mitgetheilt werden. Alle Worte menſchlicher Sprache aber beziehen ſich auf menſchliche Dinge, alſo auf Gegenſtände, die unſern Sinnen oder der Vernunft ſchon an ſich erkennbar ſind. Für die uns noch unbekannte Welt nach dem Tode aber und deren Beſchaffenheiten hat die menſchliche Sprache keine Worte, die Vernunft keine Begriffe. Was ſich alſo nicht mit irdiſchen Dingen vergleichen läßt, das iſt uns auch unverſtändlich. Wenn alſo auch ein Unſterblicher jemals wieder auf Erden wandeln, und für menſchliche Ohren vernehmbar ſprechen könnte, wiewohl dieſes unmöglich iſt, weil das Sichtbare am Menſchen, der Leib, im Grabe ruht oder zerſtört iſt; ſo würde er doch für das, was er uns mittheilen könnte, keine Worte in unſrer Sprache finden, und, ſpräche er in ſeiner Sprache, von uns ſchlechthin nicht verſtanden werden. Sein Unterricht würde uns eben ſo unverſtändlich ſeyn, als wenn wir einem noch Ungebohrnen in der Mutter Schoos dieſe Erde und das Leben auf ihr beſchreiben wollten.

Wenn es aber unmöglich iſt, von dem Leben der Unſterblichen mehr zu faſſen, als uns in Bildern und Gleichniſſen gegeben iſt; ſo darf uns das Dunkel, das auf der Ewigkeit ruht, nicht befremden, wir dürfen darum nicht zweifeln, daß wir einſt erwachen werden nach dem Bilde Gottes. Wir wußten auch nicht, wie wir aus der Mutter Schoos in dieſes Leben eintreten ſollten, und und ſahen es doch; ſo wird uns die Barm-

herzigkeit des Schöpfers auch zur höhern Welt führen, ob wir gleich nicht begreifen, wie es geschehen wird.

Wäre es aber auch möglich, daß wir eine deutlichere und anschaulichere Kenntniß von dem Zustande nach dem Tode haben könnten; so wäre sie doch nicht einmal wünschenswerth; denn mehr Licht, als wir jetzt haben, wäre uns nicht heilsam, weder für unsere Zufriedenheit noch für unsre Tugend.

Vieles Schöne und Gute hat der gütige Schöpfer auf unsrer Erde zu unsrer Freude bereitet, aber es auch mit vielem Unangenehmen vermischt, so daß unsre Erde ein treues Bild unsers eigenen sittlichen Zustandes ist, wo sich auch Gutes und Böses, Tugend und Sünde in Vermischung finden. Doch ist des Glücks und der Freude auf Erden immer weit mehr als der Tugend und des Verdienstes. So viele der Freuden aber auch der Schöpfer für uns bereitet hat, so befriedigen sie uns doch nicht, weil sie zu flüchtig, zu vergänglich sind, weil sie der geheimen Sehnsucht unsers für die Unsterblichkeit erschaffenen Geistes nicht genugthun. Dieses fühlt unser Herz; und darum fühlt es sich von allen Genüssen des Lebens nicht befriedigt, sondern wird so oft von einem heimlichen Weh nach etwas Besserem und Höherem ergriffen. Der Thor sucht die Ursache davon außer sich in den Freuden selbst; er vervielfältigt sie daher, sucht neue und künstlichere Freuden, und macht dadurch das Uebel nur ärger, fühlt sich nur leerer, unbefriedigter, unglücklicher. Darum können so viele mitten in allem Glanz der Ehre, der Macht und des Reichthums des Herzens Zufriedenheit nicht finden.

Der weisere Mensch aber erkennt, daß jene geheime Sehnsucht auf eine höhere Heimath hinweiset; er erkennt, was ihm fehlt, nämlich mehr Licht der Erkenntniß, mehr Reinheit der Tugend, ein weiterer Wirkungskreis der Thätigkeit, eine gesicherte Ruhe von aussen, vollkommnere äußere Verhältnisse. Diese edlere Sehnsucht ist aber nichts anders als ein Werk der uns vom Schöpfer unauslöschlich ins Herz gepflanzten Hoffnung der Unsterblichkeit, die er uns gab, damit wir über des Lebens Genüssen unsrer höhern Bestimmung nicht vergessen und unser Herz nicht ganz an das Irdische kletten möchten. Wenn aber schon die Hoffnung der Unsterblichkeit uns das Unbefriedigende irdischer Verhältnisse und Gute so fühlbar macht, was würde erst geschehen, wenn die Ewigkeit unsern Blicken offen stünde, wenn Augen und Herz in das Paradies jenseits wie in einen lieblichen Garten hineinschauen, wenn unser Geist schon in den Gefilden der Seligkeit seyn, und ihre Freuden im Vorgenuß empfinden könnte? Ach wie unschmackhaft würden uns dann nicht alle Freuden der Erde werden, wie klein und verächtlich das Leben erscheinen, wie unerträglich seine Gebrechen und Leiden, wie widrig und langweilig die Geschäfte, die wir hier zu besorgen haben, wie verhaßt des Lebens enge Verhältnisse? Wer würde dann noch Lust haben, den Acker zu bauen, mit der Hand zu arbeiten, in das Verhältniß des Dienenden einzutreten, und die so oft beschwerlichen und langweiligen Geschäfte seines Berufs mit Eifer und Lust zu erfüllen? — Das wollte der weise Schöpfer nicht; er wollte, wir sollten uns des irdischen Daseyns freuen, und in ihm mit Lust wirken

können; darum verhüllte er die Ewigkeit. Nur daß sie kommt, gewiß kommt, that er uns kund, aber nicht, was sie bringen werde. Er gab uns das süße Hoffen, damit uns der Ewigkeit Vorgefühl läutre, erhebe, tröste, und über das Irdische emporhalte; er versagte uns aber das Schauen, damit uns das Volllicht nicht blende, und uns der Freude am jetzigen Leben verlustig mache. Ein weiser und gütiger Vater macht seine Kinder im kindlichen Alter nicht schon mit den Freuden und Geschäften der Erwachsenen bekannt, weil er weiß, daß ihnen sonst ihre kindlichen Freuden gleichgültig werden würden, und weil er sie um diese schuldlosen Freuden des Lebens nicht bringen will. So thut der himmlische Vater mit uns, so lange wir noch hier leben, wo wir Kinder der Unsterblichkeit sind.

So wenig aber eine anschauliche und deutlichere Kenntniß des zukünftigen Lebens für unsre Freuden ersprießlich wäre, so wenig würde sie auch heilsam seyn für unsre Tugend. Dieses ist schon klar aus dem bisher Gesagten. Wenn uns eine solche Kenntniß der zukünftigen Herrlichkeit die Geschäfte des Lebens und unsers Berufs zum Eckel machen, wenn sie in uns ein unruhiges Verlangen, eine heiße Sehnsucht erzeugen würde, die nach dem jetzigen Leben und seinen Verhältnissen nicht mehr fragte; so müßte sie der Erfüllung unsrer Pflichten und der nützlichen Thätigkeit in unserm Berufe nur hinderlich werden. Statt uns zu begeistern, und die Kräfte zu reger Thätigkeit zu erwekken, würde sie nur ein dumpfes Hinbrüten, ein müßiges Sehnen erzeugen, wie wir es bey denen finden, die

hier ſchon im Anſchauen des Unſichtbaren und Ewigen leben wollen.

Aber ſollte nicht der Anblick der Belohnungen der Tugend und der Strafen des Laſters einen großen Eindruck auf uns machen, und jeden Sünder belehren und jeden Tugendhaften noch eifriger im Guten machen? — Wenn wir aber wirklich gegen den Anblick dieſer Strafen und Belohnungen nicht eben ſo gleichgültig würden, als wir es oft gegen die Strafen ſind, die hier ſchon das Böſe treffen, und gegen die irdiſchen Belohnungen, ſondern der Anblick der Ewigkeit wirklich eine ſo große Gewalt über uns ausübte: ach, dann wäre auch aller Werth und alle Belohnungsfähigkeit der Tugend dahin! Denn was iſt denn die Tugend? was gibt dem Gehorſam gegen Gottes Geſetz ſeinen Werth und ſeine Würde? — Nicht das iſt es, daß nur Gottes Geſetz erfüllt werde; denn dieß thut die Pflanze, dieß das Thier auch, und gehorchen dem Gebothe des Schöpfers, das ihnen gegeben iſt. Nein, das Freiwillige in unſerm Handeln iſt es, was den Gehorſam gegen Gottes Geſetz zur Tugend macht, die freie Ergebung unſers Willens in die Liebe zu Gott und dem Guten. Einen kindlichen Gehorſam fordert die Schrift, der das Gute vollbringe, um ſeinem Schöpfer wohlzugefallen, ohne zu fragen nach Belohnung. Ohne durch die Freuden der künftigen Welt gelockt zu werden, und ſelbſt wenn es kein ewiges Leben gäbe, vollbringt das wahre Kind Gottes den Willen des himmliſchen Vaters, weil es ihm wohlgefallen will; ohne die Strafen der Ewigkeit vor Augen zu haben, und ſelbſt wenn es keine Hölle gäbe, unterläßt es das Böſe, weil es ſeinem Schöpfer

nicht mißfallen will. Könnten wir aber wirklich die Seligkeit des Himmels schon hier schauen, schon hier im Voraus genießen, und übte dieser Anblick auf uns eine zwingende Kraft zum Verbleiben beym Guten aus; so hätte solcher Gehorsam vor Gott keinen Werth. Es wäre ein Dienst, nicht Gotte, sondern unsrer Sehnsucht unsrer Begierde nach Glückseligkeit geleistet; wir wären denen gleich, die ihren Mitbrüdern deßwegen Dienste erweisen, weil sie von ihnen wieder Güte zu empfangen hoffen; wir hätten dann, wie Jesus sagt, unsern Lohn dahin! Auch wäre ein solcher Vorgenuß der Freuden der Ewigkeit etwas, was wir durch keine Tugend unsers Lebens bey Gott verdienen können. Denn wenn wir nach Gottes Gesetzen leben, so bezahlen wir dem Schöpfer nur erst den schuldigen Dank für das schon empfangene irdische Leben. Nicht als ein Tugendhafter, der des Lebens würdig wäre, wird der Mensch geboren; dieß wird er nur erst, wenn er das Leben und seine Güter schon lange genossen hat, und im Alter lernt, Gottes Gesetze standhaft zu befolgen. Unsre Tugend hat daher ihren Lohn; wir können sie nicht fürs Zukünftige, sondern wir müßen sie fürs Vergangene rechnen. Lebten wir aber schon im Vorgenuß der Freuden der Ewigkeit, forderten wir einen solchen Vorgenuß; so wäre solche Forderung unverschämt und undankbar zugleich. — Sähen wir aber die Strafen der künftigen Welt vor Augen, könnten wir Gottes Gericht über die Sünde schon hier empfinden, und schreckte uns dieses vom Bösen ab; welchen Werth hätte denn dann das Unterlassen des Bösen? — Was ist denn edler, verdienstlicher, schö-

ner, das Kind, das des Vaters Willen zu übertreten sich scheut, weil es ihn liebt, und ihm wohlgefallen will, oder der Sclav, der in Ordnung bleibt, weil er die Geißel fürchtet, die über seinen Rücken geschwungen ist? — Und wie nun, wenn das Anschauen der Belohnungen und der Strafen der künftigen Welt den Leichtsinnigen und Rohen nicht besserte, wenn er dennoch der Sünde diente? Würde er sich dann nicht noch in höherem Grade strafbar machen? —

So ist es denn auch für unsre Tugend heilsam, daß wir von dem ewigen Leben nicht mehr wissen, als uns geoffenbart ist, daß wir im Glauben und nicht im Schauen leben.

Darum laßt uns zufrieden seyn mit dem Strale der Hoffnung, in welchem wir selig sind. Volles Licht, Sonnenlicht konnte uns Gott nicht geben; unsre Augen würden es nicht ertragen, und unter seinen kräftigen Stralen würde die Blume irdischer Freude und sittlicher Würde verdorren. Aber Licht der Hoffnung, Mondenlicht gab er uns, dessen sanfter Schimmer die Gräber verklärt, in die irdische Freude das süße Hoffen des Himmlischen, in das irdische Leid den mächtigen Trost der Ewigkeit mischt, und das Herz zur Liebe Gottes bewegt, ohne es zu überwältigen und ohne die Selbstständigkeit der Tugend zu zerstören. — So hast du, o Herr, alles weise und gütig geordnet, und auch der Schleyer, mit dem du die Wonne der Ewigkeit uns verhüllt hast, ist ein Zeugniß deiner weisen Güte! O Dank dir, daß wir wissen, wir werden leben! Ge-

preißen ſeyſt du für die ſanfte Morgendämmerung eines neuen Lebenstages, die im Oſten der Ewigkeit für uns aufgeht, wenn das Abendroth des irdiſchen Lebens ſich zur Dämmerung, zur Nacht verdunkelt! — Es iſt noch nicht erſchienen, was wir einſt ſeyn werden; aber daß es einſt erſcheint, das iſt uns gewiß! Ruhig und getroſt harren wir des großen Tages deiner Offenbarung!

Am zweyten Osterfeyertage.

1819.

(In der Hofkirche gehalten.)

Ehre sey Gott, dem Retter der Unschuld, daß er Jesum auferweckte von den Todten, und seine Ehre richtete vor seinen Feinden! — Dank und Preis aber auch ihm, daß er uns dadurch wiedergeboren hat zur Hoffnung eines ewigen Lebens! — Selig ist das Herz, das der Stimme dieser Hoffnung, womit uns der himmlische Vater auf dem dunkeln Wege durchs irdische Leben tröstend grüßt, mit kindlichem Sinne vertraut! Ihm wird die Nacht zum Licht, — der Tod zum Leben! Amen!

Evangel. Luk. Kap. 24, v. 13—35.

Wie räthselhaft den Freunden Jesu das ganze Schicksal ihres Herrn, als er den Tod erlitten hatte, seyn mußte, das läßt sich nicht nur aus ihrer ganzen Lage ermessen, wenn wir uns in dieselbe lebhaft versezzen, sondern es ergibt sich auch insbesondere aus dem Evangelium des heutigen Festes. — Von tiefer Traurigkeit ergriffen wanderten zwey von Jesu Freunden am dritten Tage nach Jesu Tode nach einem nahe bey Jerusalem liegenden Flecken. Wovon ihr Herz voll war, davon sprach ihr Mund; von ihrem unvergeßlichen Meister und Herrn. — Räthselhaft war ihnen sein Schick-

ſal. Er, ein Prophet mächtig von Thaten und Worten, hatte das Loos gemeiner Verbrecher erduldet. — Er, berufen, wie ſie glaubten, Iſrael zu erlöſen, und die jüdiſche Nation zum höchſten Glanze zu erheben, war in ſeines Lebens Blüthe vertilgt aus dem Lande der Lebendigen! — Er, der von keiner Sünde wußte, und nur wohlgethan hatte, war des Todes des Sünders, ja des ärgſten Verbrechers geſtorben, und ſein himmliſcher Vater, der ihn ſo hohe Gaben gegeben hatte, ſchien ſeine ſchützende und vergeltende Hand gänzlich von ihm abgezogen zu haben! — Wie konnten ſie dieſes vereinigen mit den Hoffnungen, die Jeſus während ſeines Erdenlebens in ihnen erregt, mit den hohen göttlichen Gaben, die er entfaltet, mit der erhabenen Beſtimmung, für die er gelebt, und mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes, die er ſo eindringend gelehrt hatte?

Zwar hatten ſie ſchon von Jeſu Auferſtehung vernommen, aber noch glaubten ſie nicht an die Wahrheit dieſer frohen Bothſchaft. Denn noch hatten ſie Jeſum, den Wiederbelebten, nicht geſehen! — Da trat der Auferſtandene zu ihnen; da lehrte er ſie, daß ihnen ſein Tod nicht räthſelhaft ſeyn dürfe, weil er erfolgt ſey nach Gottes Willen, und ſein großes Werk auf Erden vollenden ſolle; — da erkannten ſie ihn an dem, daß er das Brod brach.

Da verſchwand aber auch alle Dunkelheit ſeines Schickſals vor ihren Blicken; die Verwirrung, die ſie vorher darin fanden, löſete ſich auf in weiſe Ordnung, und das Räthſel des Lebens und Todes Jeſu wurde ihnen verſtändlich durch das Licht ſeiner Auferſtehung.

Es konnte ihnen auch nur dadurch verständlich werden, daß sie überzeugt würden, der Tod am Kreuze sey nicht das Ende von Jesu Daseyn gewesen, sondern der Eingang zu einem höhern Seyn.

Auch unser ganzes menschliches Seyn auf Erden, unser Streben, unsre Schicksale, unser Ende, — es sind Räthsel, die sich demjenigen nimmer lösen, der nicht an Fortdauer nach dem Tode glaubt. Dagegen

ist es der Glaube an Unsterblichkeit, der die Räthsel des menschlichen Lebens befriedigend löset.

Räthselhaft ist in dem Menschen 1) das Mißverhältniß seiner geistigen Anlagen zu der eingeschränkten Ausbildung derselben, die in diesem Leben möglich ist.

Alle irdische Geschöpfe, den Menschen allein ausgenommen, haben sehr beschränkte Anlagen, die sie in dem gewöhnlichen Ablaufe ihres Lebens entwickeln, weil sie der Länge ihrer Lebensdauer und ihren Verhältnissen angemessen sind. Es wird alles aus ihnen, was sie nur immer werden können, und dann sterben sie ab. — So die Pflanzen. Wenn keine äußere Gewalt sie hindert, so erreichen sie ihre Größe, blühen, tragen Frucht, — und damit ist alles erschöpft, was nur immer aus ihnen werden kann. — So das Thier. Wenn keine äußere Gewalt es hindert, so wächset es aus, freut sich seines Daseyns, erzeugt seines Gleichen, gewinnt seine Nahrung, und ist dann alles, was es werden kann. Lebe es nun auch ein Jahrtausend, so wird es nicht vollkommner, thut nichts anderes, und kann es

auch nicht. Es verzehrt und verbraucht die Armuth ſeiner Anlagen ganz in ſeinem irdiſchen Daſeyn. — Auch des Menſchen kunſtvoll gebauter Leib iſt der Pflanze, dem Thiere gleich; beſchränkt iſt ſeiner Kräfte Maaß, und was er werden kann, das wird er in dem gewöhnlichen Zeitraume eines menſchlichen Lebens.

Aber im Innern des menſchlichen Leibes lebt eine geheimnißvolle Kraft ganz anderer Art; — die Seele, den Geiſt nennt ſie der Sterblichen Sprache. Dieſer Geiſt, ein Sohn einer unſichtbaren Weltordnung, hat Kräfte und Gaben empfangen, die in keinem menſchlichen Leben ihre volle Ausbildung erlangen.

Er iſt ein Sohn des Lichts, und empfing in der Vernunft eine Kraft zur Erforſchung der Wahrheit, die unerſchöpflich iſt, ihr Wiſſen immer mehr ſowohl in die Breite als in die Tiefe erweitert, die unermüdlich eindringt in die Geheimniſſe der Schöpfung, deren Fortſchritt in einzelnen Menſchen eben ſo wie in dem ganzen Geſchlechte keine Grenzen kennt, und deren Lauf auf der Bahn der Erkenntniß nichts hemmt als der Tod. Aber dieſer, nicht abhängig von dem Leben des Geiſtes, ſondern von der Pflanze des Leibes, trift den Menſchen mitten im Laufe ſeiner Entwickelung an. Wenn unſer Geiſt erſt anfängt zu reifen, wenn er gelernt hat, wie er lernen ſoll, wenn ſeine Fortſchritte am größeſten werden, da kommt das Alter, da tritt der Tod des Leibes ein, und unterbricht gewaltſam ſeine Entwickelung. Wäre uns vergönnt ſtatt ſiebenzig Jahre tauſend Jahre zu leben, ſo würden wir nicht aufhören an Erkenntniß der Natur und unſers eigenen Weſens zu wachſen. Unverkennbar iſt alſo ein Mißverhältniß

der erhaltenen Erkenntnißkraft zu der kurzen Dauer unſers Lebens.

Dieſe Erkenntnißkraft fühlt ſich aber auch während des Lebens gefeſſelt und gleichſam in Gefangenſchaft gehalten durch den ſchweren irdiſchen Leib. Dieſer feſſelt uns an die Erdſcholle, die wir grade bewohnen; er hindert uns, den Erdball, den wir bewohnen zu erforſchen, und läßt uns nur einer Hand breit von ihm erblicken. Er macht es dem Geiſte unmöglich, ſich aufzuſchwingen zu den Millionen Welten Gottes, die im unermeßlichen Weltraume ſchweben. Er nimmt mit den Bedürfniſſen ſeiner Erhaltung den größten Theil unſrer Kraft und Zeit in Anſpruch, und verhindert dadurch Tauſende an der Ausbildung ihres Geiſtes, oder hält ſie doch auf einer ſehr niedern Stufe zurück. — Sichtbar alſo iſt auch ein offenbares Mißverhältniß zwiſchen den Gaben und dem Streben des Geiſtes, und der Kraft und den Bedürfniſſen des ſterblichen Leibes.

Dieſes Mißverhältniß tritt noch bedeutender hervor in Hinſicht der ſittlichen Natur unſers Geiſtes. Der Geiſt iſt auch ein Sohn des Rechts, und es iſt dringendes Bedürfniß für ihn, das Recht zu ſuchen und daſſelbe in ſich ſelbſt zum einzigen Geſetz zu erheben. Doch dieß gelingt ihm nie! Denn wir tragen neben dem göttlichen Geſetze des Rechts auch noch ein anderes Geſetz in uns, — das Geſetz der ſinnlichen Begierde; das Fleiſch, wie der Apoſtel ſagt, gelüſtet wider den Geiſt, und dieſes mit ſolcher Macht, daß auch der das Recht liebende Menſch nicht immer thut, was der Geiſt will, und die heilige Stimme des Gewiſſens fordert. Und dieſer Zwieſpalt in uns, dieſer

Kampf des Fleiſches mit dem Geiſte, er endet während des irdiſchen Lebens nimmer und auch der Beſte muß bekennen: wir ſind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir bei Gott haben ſollen! — Und wie könnte es auch anders ſeyn? — Iſt denn die Tugend, iſt das Recht etwas anderes, als die Wahrheit im Handeln? — Wenn nun das Leben die Erkenntnißkraft der Vernunft nur unvollkommen entwickelt, wenn es den Geiſt mit Schatten in Finſterniſſen erfüllt, die hier nicht zu zerſtreuen ſind: muß da nicht nothwendig auch das Handeln des Menſchen weit hinter der Vollkommenheit zurückbleiben, die es erreichen könnte, und ſollte? —

Und was ſoll ich ſagen von den Kräften des Geiſtes für Wiſſenſchaft und Kunſt? Werden ſie entwikkelt? kommt jeder Menſch in die Lage, daß er für dieſes Leben wirklich wird, was er werden könnte? Ach, in tauſend Menſchen bleiben die herrlichſten Kräfte unentwickelt, weil ihre Bildung abhängig iſt von der Geburt, dem Stande, der Wohlhabenheit und der ganzen äußerlichen Lage des Menſchen, und weil der Zwang des geſelligen Lebens uns nothwendig hinreiſet auf ein Geſchäft und einen Beruf, dem alle Zeit und alle Kraft gewidmet werden muß.

Offenbar alſo ſteht der Reichthum der Kräfte und Gaben, mit denen der Menſch ausgerüſtet iſt, in einem unerklärlichen Widerſpruche mit dem, was ihm das Leben zu werden verſtattet.

Unerklärlich iſt aber dieſer Widerſpruch, da man nicht einſieht, wie die ſchaffende Weisheit, der alles ſein Daſeyn verdankt, bey dem Menſchen allein von ih-

rer ſonſt ſo ſtreng befolgten Regel abgewichen ſeyn ſollte. Dieſe Weisheit hat nichts vergebens gethan, und ſie wirkt wohl mit kleinen Mitteln Großes, nicht aber mit großen Mitteln Kleines. So zeigt ſie ſich bey Pflanzen und Thieren. Sie hat ihnen nicht mehr gegeben, als ſie in ihrem Daſeyn brauchen können. Nur dem Menſchen gab ſie mehr, als er im Leben gebrauchen kann; nur bey ihm ſcheint ſie, die ſonſt alles nach ſo feſtem Maaße geordnet hat, eine Verſchwenderin geworden zu ſeyn.

Dieſer Widerſpruch hat nur eine befriedigende Löſung, und dieſe iſt: daß wir glauben, das Geiſtige in dem Menſchen ſey noch für ein zweites, höheres Daſeyn erſchaffen. — Sobald wir dieß glauben; ſo iſt das Räthſel völlig gelöſet. Mag es nun auch ſeyn, daß der Geiſt einen Reichthum von Anlagen hat, den er hier nicht entwickeln kann, ſo iſt dieß doch keine Verſchwendung. Denn ihn erwartet ein höheres Daſeyn, wo er deſſelben bedarf, und wo alle Blüthen ſeines Geiſtes, die ſich hier nicht öffnen, erblühen ſollen an dem Lichte einer neuen Sonne. Die Weisheit und Güte des Schöpfers verläugnete ſich daher an ihm nicht, ſondern ſie bewährt ſich; denn ſie ſteuerte ihn aus für mehr als ein Daſeyn, und gab ihm daher mehr, als er hier bedarf, und hier verbrauchen kann.

Räthſelhaft wäre uns ohne unſers Geiſtes Unſterblichkeit auch 2) der heilige Ruf unſers Gewiſſens zur Pflicht. — Gegeben iſt dem Menſchen das Geſetz der Tugend als das höchſte ſeines Handelns, dem er unbedingt gehorchen ſoll. Das ſagt jedem ſein Bewußtſeyn, das ſpricht die höchſte Kraft un-

sers Wesens aus, die Vernunft, die das Wahre und Gute erkennt, und unbedingten Gehorsam für dasselbe fordert. Daher auch die unfreiwillige Achtung, die selbst der schlechte Mensch vor der Tugend empfindet; daher das allgemeine Gefühl der Nothwendigkeit des Rechts in jeder menschlichen Gesellschaft, eine Nothwendigkeit, die auch der Räuber anerkennt, wenn er zu verbrecherischer Absicht sich mit seines Gleichen verbindet.

Das Geboth der Pflicht, das wir in unserm Innern vernehmen, ist aber unbedingt; es will befolgt seyn ohne alle Rücksicht auf Wohlergehen, um sein selbst willen. Wir fühlen uns daher verpflichtet, den Gehorsam gegen dieses Geboth nicht nur unser äußerliches Wohlergehen, sondern in vielen Fällen auch das Leben selbst zum Opfer darzubringen, oder wenigstens den Lebensgefahren kühn entgegen zu treten. Auch hierin herrscht eine wunderbare Zusammenstimmung des Gefühls bey allen Menschen. Wer verachtet nicht den Krieger, der sein Leben durch feige Flucht rettet, und das Vaterland dem Feinde preis gibt? — Aber warum verachtet ihr ihn? — Ist nicht das Leben und seine Erhaltung das Höchste? — Nein! sagt ihr; höher noch ist die Pflicht, und verächtlich ist der, welcher nicht das Leben für sie wagen will! — Und ihr urtheilet recht, und könnet nicht anders urtheilen. — Oder, wer würde nicht den Arzt verachten, der Kranken, die an ansteckenden Krankheiten leiden, seine Hülfe versagen wollte, um nicht sein Leben in Gefahr zu setzen? Aber warum würdet ihr ihn verachten? —

Iſt nicht das Leben das Höchſte, dem man alles Andere zum Opfer bringen darf? — Nein! ſagt euer Gefühl; höher iſt die Pflicht, und verächtlich iſt, wer ſie aus Todesfurcht feig verläßt! — Und ihr urtheilt recht. — So ſpricht die Vernunft, ſo das ſittliche Gefühl in uns.

Aber welches Räthſel iſt der Menſch? Welche widerſtreitende Elemente ſind in ihm vereinigt? Wie kommt ſein Inneres zu dieſer Forderung der Pflicht, die, wenn er nur ein Sterblicher iſt, mit ſeinem ganzen Weſen ſtreitet? — Wie kann ſein eigenes Weſen ihn verbindlich machen, ſich der Selbſtzerſtörung auszuſetzen? — Und doch iſt dieſe Forderung da! doch wiſſen wir ſie mit nichts abzuweiſen! — Aber ihr Räthſelhaftes verſchwindet gänzlich, wenn wir ſie im Lichte der Unſterblichkeit betrachten. Erwartet den Menſchen ein zweytes Leben, ſo iſt der Tod kein unermeßliches, ſondern ein mäßiges Opfer, und kein unerſetzlicher ſondern ein erſetzlicher Verluſt. Nicht alles Seyn für alle Zeiten ſollen wir dem Rufe der Pflicht zum Opfer bringen, ſondern nur das irdiſche Seyn, das ohnehin kurz und unvollkommen iſt. Das Geboth der Pflicht iſt nicht blos eine Regel für den ſterblichen Menſchen, ſondern eine Regel für das ganze Reich ſittlicher Weſen im unermeßlichen Weltall. Darum iſt es heiliger als das Leben; darum iſt es höher als unſer eingeſchränktes Daſeyn; darum kündigt es ſich im Gewiſſen unbedingt an, und kann und darf alles Irdiſche, und ſelbſt das Leben, zum Opfer fordern. — Räthſelhaft wäre ohne die Unſterblichkeit?

3) das Verhältniß des Ergehens, das die Menſchen trifft, zu ihrer Schuld und

ihrem Verdienſte. — Alle unſre irdiſchen Mitgeſchöpfe ſind weder gut noch böſe; denn ſie haben keine Vernunft, alſo auch keine Freiheit. Sie ſind, was ſie ſeyn müſſen nach der Eigenthümlichkeit ihres Geſchlechts, daher wir dem Tiger, ſeine Grauſamkeit nicht zur Schuld, dem Lamme ſeine Frömmigkeit nicht zum Verdienſte anrechnen. Wenn daher das Thier ſtirbt, ſo hat es weder eine ſittliche Schuld zu büßen, noch eine Belohnung der Tugend zu fordern. — Nicht ſo der Menſch! Er hat Vernunft und Freiheit, und darum Verdienſt oder Schuld. Das ſagt uns das tiefſte Gefühl unſers eigenen Herzens und die unbeſtechliche Stimme des richtenden Gewiſſens, und unabweislich macht unſre ſittliche Natur die Forderung, daß ſowohl der Tugend als der Sünde ihre Genugthuung werde, und ihr äußeres Vergehen ſich genau abmeſſe nach ihrer Schuld oder ihrem Verdienſte. Dieſe Forderung iſt ſo tief in unſerm Weſen gegründet, daß auch der Verworfene, wenn er umkehrt und ſich beſſert, durch die Beſſerung allein mit ſeinem ſittlichen Gefühle noch nicht ausgeſöhnt iſt, ſondern dieſe Ausſöhnung in freiwilligen Leiden und Uebeln ſucht, die er ſich ſelbſt zur Strafe, zu ſeiner Verſöhnung mit der Heiligkeit des Geſetzes, auflegt.

Aber entſpricht denn das äußere Ergehen des Menſchen ſeinem ſittlichen Zuſtande? — Nichts weniger als dieſes! Kaum wird unter hundert Menſchen einer gefunden werden, dem es im Leben ganz ſo gehet, wie er verdient hat. Bey den meiſten bleibt ein ſichtbares Mißverhältniß zwiſchen dem, was ſie verdienen, und dem, was ſie empfangen, und oft — ach! oft wird

dieſes Mißverhältniß ſo groß, daß es uns ſchwer darniederdrückt oder tief erſchüttert. Einen Jeſus, der von keiner Sünde wußte, der ein Prophet war, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volke, der das ſchönſte Glück der Erde verdient hätte, — ihn ſehen wir verfolgt, geläſtert, gekreuzigt; dagegen eine Bosheit, die unſer Inneres empört, ſehen wir einen wilden und ſchändlichen Triumph feiern! — Wie groß aber iſt nicht zu allen Zeiten die Anzahl edler Menſchen geweſen, die von der Bosheit, dem Haſſe, der Kabale, dem Neide verfolgt, die Freuden ihres Lebens zerſtört, und Kummer, Schmerz und Gram auf ihr Haupt gehäuft ſahen? Wie viele Unſchuldige ſahen ſich nicht, ohne es verdient zu haben, von der Bosheit, der Gewalt angefallen, überwältigt, gemartert, zerriſſen, und mit Hohn ins Elend und den Tod geſtoßen? — Und was ſollen wir ſagen von ſchändlichen Tyrannen, welche das Blut der Gerechten und Unſchuldigen gefühllos vergoſſen, was von Räubern und Mördern, die den ſchuldloſen Wandrer unter Qualen ſein Leben aushauchen laſſen? was von grauſamen Kriegern, die, gleich eingefleiſchten Teufeln erfinderiſch ſind, die Wehrloſen zu quälen? — Ach, bey ſolchem Anblick empört ſich unſre ganze Seele, und fordert laut einen Richter und Rächer, der den Angſtruf des Schuldloſen höre, und ihn für ſeine unnennbaren Leiden entſchädige, den quälenden Teufel aber nach Verdienſt beſtrafe.

Doch ein ſolcher Rächer wird auf Erden nicht gefunden! Denn keine menſchliche Macht kann das durch Gram zerrüttete Leben wieder erneuern, den Getödteten wieder lebendig machen, oder nur für die verlohrne

Freude des Lebens eine Entſchädigung geben; eben ſo wenig aber iſt ſie im Stande, den, der mehr verdient hat durch ſeine Grauſamkeit als den Tod, angemeſſen zu beſtrafen. Und wo wäre auch nur eine irdiſche Macht, die alles Unrecht nach Verdienſt ſtrafen könnte? — Feiert nicht die Bosheit ihren Triumph in guter Ruhe, und genießt ihres ſchändlichen Raubes, ohne von dem Arme menſchlicher Gerechtigkeit erreicht zu werden? —

Wenn nun aber das Leben in tauſend Fällen ein ſo ſchreiendes Mißverhältniß zwiſchen dem äußerlichen Ergehen der Menſchen und ihrer ſittlichen Beſchaffenheit darſtellt; iſt es nicht räthſelhaft, woher dem Menſchen das unaustilgbare Verlangen komme, jenes Mißverhältniß aufgehoben zu ſehen? warum er ein Gefühl in ſich trägt, mit welchem die Wirklichkeit faſt immer in Streit iſt? — Und wenn uns Gott dieſes Gefühl gab, iſt es nicht räthſelhaft, warum er ein Gefühl ſo tief in unſre Bruſt ſenkte, das uns nur alles Unrecht, was uns widerfährt, doppelt empfindlich macht? — Doch alles Räthſelhafte verſchwindet, wenn das Licht des Glaubens an Unſterblichkeit in unſrer Seele aufgeht. Nun wiſſen wir, daß alle Ungleichheiten dieſes Lebens ihre Ausgleichung finden werden. Die leidende Tugend, die ſterbende Unſchuld, ſie bedarf hier keiner Vergeltung; ſie bedarf keines Rächers: ſie findet beides jenſeit des Grabes. Die unbeſtrafte Bosheit, das glückliche Laſter, es entgeht ſeiner Schuld nicht durch den Tod: denn es harret ſeiner das Gericht und die Vergeltung Gottes. Da uns ein Tag der Vergeltung in der Ewigkeit erwartet, ſo bedurfte es hier keiner vollſtändigen und an-

gemeſſenen Vergeltung; aber wohl bedurfte es des tiefen Gefühls für Recht und Unrecht, damit wir einen ſtillen Führer hätten auf der ſchlüpferigen Bahn des Lebens, der zukünftigen Vergeltung eingedenk blieben, und um den Preis der Tugend unermüdlich kämpften, auch wenn uns die Erde den Lohn der Tugend ſchuldig bleibt, das Laſter aber verabſcheueten, auch wenn es hienieden keinen Rächer findet.

Räthſelhaft endlich wäre uns ohne die Unſterblichkeit

4) die tiefe Sehnſucht des menſchlichen Herzens nach Fortdauer und einem höhern Glück, und der ſtille Gruß der Hoffnung der Unſterblichkeit an unſre Seele auf ihrer irdiſchen Wallfahrt.

Wenn ein liebliches Kind, das ein ſchönes Leben zu entwickeln verhieß, in die Arme des Todes ſinkt; wenn uns ein geliebter Freund, mit dem unſer Herz gleichſam verwachſen war, durch das Grab entriſſen wird; wenn der Tod Aeltern von den Kindern, Gatten von den Gatten ſcheidet; wenn wir auf den Gräbern unſrer Väter wandeln und von dem Gedanken tief ergriffen werden, daß auch wir bald Staub und Aſche ſeyn werden: wohin richtet ſich dann die Sehnſucht unſers Herzens, worin ſucht die mit der Wirklichkeit in Zwieſpalt gerathene Seele ihren Ruhepunkt? — Nur allein, — dieß weiß jeder aus ſolchen ſchmerzlichen Erfahrungen! — nur allein in dem Gedanken der Unſterblichkeit, der uns dann mit unwiderſtehlicher Macht antritt, und ſich als heiße Sehnſucht oder als mächtiger Glaube in unſrer Seele tröſtend erhebt. Denn den

Gedanken, die geliebten Todten auf ewig verloren zu haben, erträgt kein fühlendes Herz, er ist ein Abgrund, in welchem das Gemüth untergehen müßte, und den nur allein der Glaube an Unsterblichkeit auszufüllen vermag. Länge vorher, ehe die menschliche Vernunft über die Gründe dieses Glaubens nachdachte und die Offenbarung ihn bestätigte, fand sich daher dieser Glaube bey den Völkern der Erde. Er entsproß als Ahnung in dem menschlichen Gemüthe und die tiefe geheime Sehnsucht des Herzens war die Mutter, die ihn gebahr, geweckt durch den Schmerz des ersten Todes. — Aber es tritt noch mehr hinzu, was ihn lebendig macht und kräftiget. Die hohen Erwartungen von künftiger Befriedigung, mit denen die Jugend das Leben begrüßt, wenn es sich vor ihren Blicken entfaltet, bleiben meistens unerfüllt. Weder das Licht, dem der Geist zustrebt, noch das Recht, dem er huldigt, noch die ungehemmte Thätigkeit, die er zu erstreben hofft, werden ihm in dem Maaße zu Theil, wie er es sich so gern vorstellte; sondern tief, oft tief herab stimmt die Erfahrung die Ansprüche an das Leben. Reich ist ferner das Leben an Freuden und Abwechselungen; aber diese Freuden befriedigen die Seele nicht, und die Mängel des Lebens wecken das leise schlummernde Verlangen nach einem bessern und dauerhaftern Glück, als die Erde gibt. Bekannte doch selbst der Erzvater Jakob, so glücklich auch sein irdisches Leben war, als er ein Greis von 130 Jahren, vor Pharao stand: „die Tage meiner Wallfahrt waren böse!“ — Wenn aber unsere Seele die Nichtigkeit alles Irdischen tief empfindet, und es schmerzlich fühlt, daß alles Glück

nur ein kurzer, nichtiger Traum sey; so erhebt sich mit Macht die Sehnsucht nach einem vollkommnern Daseyn, wo des Lebens enge Schranken fallen, und der Geist aus der Quelle eines reinern und unvergänglichen Glücks trinken kann. — Und wenn unser sterbliches Auge in stiller Nacht die Sterne Gottes sieht, wie sie Welt an Welt am Himmel schweben, und in stiller Majestät ihre Bahnen wandeln, so unermeßlich an Zahl, daß sie noch kein Sterblicher zu zählen vermocht hat; so reich an Licht, daß alles Licht auf Erden nur ein Almosen ist, das sie uns spenden; so groß, daß unsre Erde gegen sie fast zu Nichts verschwindet; wenn unser Auge diese heiligen Heere Gottes, unermeßliche Schauplätze der Weisheit und Gnade des Schöpfers, und des Glücks und der Thätigkeit für vernünftige Wesen, mit hoher Bewunderung schaut; dann grüßt ihr stiller Glanz uns wunderbar mit der Hoffnung, daß sie auch *für uns* vorhanden seyn werden, und weckt in der Tiefe der Seele das freudige Sehnen nach einem Auferstehungsmorgen, wo ihr Licht uns weckt, und zu einer Heimath einladet, in welcher die Wechsel, die Leiden, der Harm, die Niedrigkeit und Schwachheit dieses Lebens nicht mehr gefunden werden.

Aber, Sterblicher, wie kam doch dieses stolze Hoffen und Sehnen in deine Brust? Wie kommst du, wenn du nichts bist als Staub und Asche, wie kannst Du dazu, ihn zu denken, den süßen Gedanken der Unsterblichkeit, und zu wünschen, zu glauben, daß er Wahrheit werden wird? — Die Blume ist befriedigt, wenn der heitre Strahl der Sonne ihre Blätter entfaltet, und ihren Kelch mit der Pracht glänzender

Farben ſchmückt; mehr begehrt ſie nicht; ſie will die Sonne nicht ſchauen! — Das Thier iſt zufrieden, wenn die himmliſchen Geſtirne ihm ihr Licht und ihre Wärme ſpenden, und ſein irdiſches Daſeyn erheitern; ein Höheres kennt und begehrt es nicht. — Und du, auch ein Sohn des Staubes wie ſie, kannſt es denken, ein höheres ewiges Seyn? — Du kannſt es hoffen? du kannſt das Verlangen nach ihm empfinden? — Du wagſt es zu glauben, daß dein Hoffen und Sehnen dich nicht täuſche? —

O, wahrlich! ein unerklärliches Räthſel wäre der Menſch, wenn er nicht mehr wäre als die Blume und das Thier des Feldes! —

Nur dadurch, daß wir wiſſen, es lebt ein unſterblicher und der Unſterblichkeit geweihter Geiſt in der ſterblichen Pflanze des Leibes, nur dadurch allein löſet ſich das Räthſel, wie der Staubgebohrne die Unſterblichkeit denken, ahnen, glauben kann. — Sonnenklar iſt es, daß dieſer Geiſt in uns nicht entſprungen iſt aus irdiſchen Stoffen, ſondern abſtammt aus einer höhern geiſtigen Ordnung der Dinge. Denn nicht aus dem vernunftloſen irdiſchen Stoffe kann es entſpringen das Licht der Vernunft und der nimmer befriedigte Durſt nach Erkenntniß. Nicht aus dem ſinnlichen mit dem Geiſte ſtreitenden Fleiſche kann er erzeugt ſeyn, jener heilige Beruf zur Pflicht und zu jedem Opfer für ihre Erfüllung. Nicht aus der ſichtbaren Natur, wo nur das Geſetz der Macht und der Nothwendigkeit herrſcht, kann es hervorgehen, das heilige Gefühl für Recht, und das unabweisliche Verlangen nach Vergeltung. Nicht von der Erde kann es erzeugt ſeyn, das

Sehnen nach einem Glück und Frieden, den die Erde nicht hat, nicht gewähren kann, und den sie durch die Gewalt ihrer Kräfte und Wirkungen so mächtig stört. Nicht aus dem vergänglichen Staube kann er entsprossen seyn, der Glaube und das Hoffen eines unvergänglichen Seyns, das uns über alles Sichtbare so unendlich erhebt. Wollten wir dieses dennoch wähnen, so müßten wir das Widersprechende für möglich halten; müßten glauben, daß der Erzeugte höher und herrlicher sey als die Erzeugerin, daß die Erde uns gegeben habe, was sie selbst nicht hat, und nimmer haben kann.

Doch ein Wort, — ein großes Wort löset alle diese Räthsel. Das hohe Wort: wir sind unsterblich! — Nun wird die Dunkelheit zum Licht, und verständlich wird die Verbindung der himmlischen und der irdischen Natur in dem Wesen des Menschen; durch jenes hohe Wort wird klar, weise und gut, was ohne dasselbe dunkel, zweckwidrig und grausam wäre. Dieses ist aber die theuerste Bürgschaft, daß es ein Wort der Wahrheit ist. Denn nur der Wahn stiftet Verwirrung in der menschlichen Seele; die Wahrheit aber stiftet Frieden und Eintracht.

Nun so erhebe sich denn mein Geist zu dem hohen Gefühle seines höhern Ursprungs und seiner Unsterblichkeit, und lerne mit kindlichem Vertrauen dem Worte der Hoffnung glauben, das die Widersprüche meines Wesens in schöne Harmonie auflöset, und den Frieden Gottes in meine Seele bringt.

Dir aber, Allgütiger, sey Dank, daß du mir dein geheimnißvolles ewiges Reich geoffenbaret, und das Wort des Lebens zu meiner Seele gesprochen hast.

Mit festem kindlichen Vertrauen folge ich deiner Stimme.

Denn, ewiger Vater! Du täuschest mich nicht!
Du gabst mir die Ahnung des Lebens.
Und was uns dein wahrhafter Mund verspricht,
Das hofft der Mensch nicht vergebens.
Leis tönt uns im Herzen dein himmlisches Wort,
Und zeigt uns im Sturme den sichern Port!

Am 16. Sonntage nach Trinitatis,

1820.

Der Greis, dessen Leben nur noch mit schwachen, sich immer mehr lösenden Fäden an diese Erde geknüpft ist, sieht seiner Auflösung mit Ruhe entgegen; ja er kann sich freuen, daß ihm eine Verjüngung zu einem schönern und kraftvolleren Seyn bevorsteht, und die, welche ihn lieben, mögen ihm diese Wiedergeburt gern gönnen. Denn erreicht hat ja der Greis das natürliche Ziel des Lebens; das Gute der Erde hat er genossen; des Lebens süße Hoffnungen, welche des Jünglings Brust schwellen, sind ihm Wahrheit geworden; er hofft im Irdischen nichts mehr, auch ruht auf ihm keine Hoffnung der Lebendigen; wirken kann er nicht mehr auf Erden wie vormals, und nichts bleibt ihm übrig als des Schöpfers Wort zu erfüllen: du bist Erde, und sollst zur Erde werden! und diese Erfüllung ist wohlthätige Erlösung aus seiner Schwachheit.

Aber der Mensch in der jugendlichen Blüthe oder in der Kraft der besten Jahre wendet mit Grauen den Blick ab von dem Bilde des Todes. Noch füllen seine Seele des Lebens frohe Hoffnungen, noch liebt er das Leben und fühlt die rege Kraft zu genießen und zu wirken; darum erfüllt des Todes harte Nothwendigkeit, wenn sie ihn unerwartet antritt, seine Seele mit tiefer

Wehmuth. Noch heftiger aber erschüttert oft der Schmerz die Ueberlebenden, die in dem früh Verstorbenen ein geliebtes Kind, einen hoffnungsvollen Sohn, eine blühende Jungfrau, einen theuern Gatten beweinen; und dieser Schmerz wird oft so heftig, daß er Jahre lang fortdauert, alle Lebensfreuden zerstört, die Lebenskraft durch stillen Harm aufreibt, und dem Trauernden auch ein früheres Grab bereitet.

Sicher vor solchem Schmerze ist kein Sterblicher. Denn der räuberische Arm des Todes ergreift nicht nur das lebensmüde ruhebedürftige Alter, sondern auch die aufblühende Kindheit, die lebensfreudige Jugend, und die Vollkraft des mittleren Alters.

Das Gleichgewicht der Empfindungen aber, wo weder Schmerz noch Freude uns überwältigen, die glückliche Ruhe der Seele, wo uns die Stürme des Lebens zwar bewegen, aber nicht niederwerfen, ist so sehr die erste Bedingung eines glücklichen Lebens, daß sie jeder als ein theures Kleinod sich zu eigen machen sollte. Es ist ein köstlich Ding, sagt der Apostel, daß das Herz fest werde! —

Aber wie wird es fest? — welcher Zauber vermag es unverwundbar zu machen gegen die Schläge des Schicksals?

Es ist nur die sanft tröstende Stimme der Religion, die dieses vermag. Ihre Kraft besänftiget die Wogen des empörten Gefühls, ihr Trost heilt die tiefen Wunden des Herzens.

Laßt uns diesen Trost, mit dem sie uns an den frühern Gräbern geliebter Personen aufrichtet, hören,

und durch ihn ſtark werden, mit Ruhe zu tragen, was Gott uns auflegt.

Evangelium Luk. 7, v. 11 — 17.

Das Evangelium ſtellt uns an die Bahre eines Jünglings, der ein einziger Sohn war ſeiner Mutter, und ſie war eine Wittwe. Wer könnte hinzutreten, ohne den tiefen Schmerz einer Mutter, die das Liebſte ihres Lebens verlor, mit zu empfinden? — Auch Jeſu menſchenfreundliches Herz war von Mitgefühl tief ergriffen. Tröſtend ſprach er: weine nicht! und rief ihr den Liebling zurück ins Leben.

Sichtbar wandelt zwar der Herr, des Todes Beſieger, nicht mehr auf Erden; aber noch immer ruft er uns zu: weine nicht! noch immer berührt er auch die Särge unſrer Todten. Denn hinterlaſſen hat er uns ſein tröſtendes Wort, und durch Lehre, Tod und Auferſtehung ſie uns verbürgt, des neuen Lebens feſtgegründete Hoffnung, die unſern Schmerz beſänftiget, wenn wir an frühen Gräbern weinen. Laßt uns ihn hören

Dieſen Troſt der Religion bei unſern Klagen an den Gräbern der Jugend.

Es iſt aber hauptſächlich eine vierfache Klage, in welche der Schmerz an frühen Gräbern ausbricht.

So jung, ruft der Schmerz aus, ach ſo in voller Lebensblüthe wurde der Verſtorbene dahingerafft! Noch hatte ſein Leben nur erſt begonnen; noch war es unreif zum Tode, denn es hatte ſich noch nicht entfaltet; gewaltſam zerriß das Schick-

fal den Faden ſeines Lebens, ehe er nach dem Laufe der Natur ausgeſponnen war; abgeſchlagen iſt vor der Zeit Blüthe und Frucht vom Sturme; niedergetreten in den Staub ſind die Hoffnungen, die ſeine Seele lieblich umſpielten. — So klagt der Schmerz; ſo klagt er menſchlich! — Wer wollte daher nicht dem liebenden Herzen ſolche Klage verzeihen? — Sie iſt dem Lebenden natürlich, weil das Leben für ihn einen Werth hat, weil man von jedem Geſunden hoffe, daß er das gewöhnliche Lebensalter erreichen werde, und weil man, wenn dieſes der Fall nicht iſt, darüber trauert, als über ein dem Frühverblichenen geſchehenes Unrecht.

Doch was ſagt die Stimme der Religion? — Was antwortet ſie dieſer Klage? —

Sie ruft uns zu durch den Mund des Apoſtels: wir haben hier keine bleibende Stadt, ſondern die zukünftige ſuchen wir! — Hört, ihr ſchmerzlich Betrübten, hört dieſes wichtige Wort der Religion! Es gibt euch eine Anſicht vom Leben und vom Tode, bey welcher eure Klage über den frühen Verluſt des Lebens verſtummen wird.

Wir alle, auch die, deren frühen Tod ihr beweinet, haben hier keine bleibende Stadt; die Erde iſt nicht unſre Heimath, in welcher das Leben feſt und ewig wurzeln ſollte, ſondern ein vorübergehender Aufenthaltsort, in dem wir, Pilgern und Reiſenden gleich, nur auf unbeſtimmte und kurze Zeit unſern Aufenthalt nehmen. Das Leben auf Erden hat daher nur einen untergeordneten Zweck. Wir leben nicht, nur zu leben; wir werden nicht geboren, um grade 80 Jahre auf der Erde zu wandeln, das irdiſche Daſeyn bis auf

die Neige aufzuleben, und den möglichſt längſten Weg bis zur Schwachheit des höchſten Greiſenalters zurückzulegen; wir leben vielmehr, um zu ſterben, das künftige Leben zu ſuchen, und während der Dauer unſerer irdiſchen Wallfahrt reif zu werden für die himmliſche Heimath. In meines Vaters Hauſe, ſpricht Jeſus, ſind viele Wohnungen. Auch die Erde iſt eine uns von Gott bereitete Wohnung, aber eine vorübergehende. Der Tod iſt Wechſel der irdiſchen Wohnung mit der himmliſchen; früher Tod früher Wechſel. — Die rechte Zeit zum Sterben tritt daher nicht grade dann erſt ein, wenn wir alle Lebenskräfte durch das Leben abgenutzt und aufgezehrt haben, wenn der alternde Körper reif geworden iſt zum Tode; ſondern jede Zeit iſt die rechte, wo uns der Schöpfer vorbereitet und geſchickt findet, uns in einen andern Wohnplatz zu verſetzen. So kann er aber das Kind, den Jüngling eben ſo gut finden, als den lebensmüden Greis. „Denn das Alter iſt ehrenvoll, nicht das lange lebet oder viel Jahre hat; ſondern Weisheit iſt das rechte graue Haar; und ein unbefleckt Leben iſt das rechte Alter.“ (Weisheit Kap. 4, v. 8. 9.) So ſtirbt denn auch das ſchuldloſe Kind wenn auch zu früh für ſeine Bildung fürs irdiſche Leben, doch nicht zu früh für ſeine himmliſche Heimath. Noch unbefleckt iſt ſeine Seele von des Lebens Laſtern, darum gefällt ſie Gott wohl; darum eilt er mit ihr aus dem böſen Leben. (v. 14.) — Sind wir denn den Roſſenden gleich, hienieden ohne bleibende Stadt, ſondern berufen, die Wohnungen des allmächtigen Schö-

pfers zu durchwandern, die er für seine vernünftigen Wesen erschaffen hat; so laßt uns dem Schmerze gebiethen, wenn der eine frühzr, der andere später abgerufen wird, und Viele nur kurz hier verweilen. Ein Weg führt uns zum Ziele, und die Bahnen der Wandrer, wenn sie sich auch hier und da trennen, laufen doch wieder zusammen jenseit der Gräber.

Aber auch eine andere Klage erschallt an frühen Gräbern und weckt und schärft den Schmerz, die Klage, daß der Frühverstorbene von des Lebens Gütern und Freuden nichts genossen habe.

„Liebe — so klagt die Wehmuth — Liebe und Freundschaft bereiteten dem Frühverblichenen ihre Rosenkränze; Wohlstand, Gesundheit, Talent, reine Sitten verhießen ihm ein glückliches Loos; das Morgenroth süßer Hoffnungen war in seiner Seele aufgegangen; die Blüthen des Lebens sproßten auf vor seinen Tritten, ihm ihre besten Früchte verheißend. Doch nicht pflücken sollte er des Lebens labende Frucht; sie nicht erlangen die Belohnungen seines Fleißes und Verdienstes; es nicht erreichen das würdige Ziel seines Strebens; sie nicht tragen die Kränze, die ihm Liebe und Freundschaft bereiteten! Denn verschlungen wurde das heitere Morgenlicht seines Lebens von der bangen Nacht des Todes! Das zerreißt unser Herz! Darum weinen wir, die wir ihn liebten, in sein zerstörtes Erdenglück! Darum will sich unser Herz nicht trösten lassen!“

Doch wenn auch solche Klage menschlich, und dem ersten Schmerze treu liebender Herzen erlaubt ist; so

müßt ihr Klagenden doch euer Ohr der Stimme der Religion öffnen, die euch tröstend zuruft: „weinet nicht! — Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach Gottes Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet. (2 Petr. 3, 13.) — Leicht täuscht sich euer liebendes Herz über das Lebensglück, das ihr für den frühe Sterbenden hofftet; denn nur zu gern hofft man das, was man wünscht, weil man es wünscht. Gleicher Betrug der Hoffnung läßt auch nicht selten die frühe Sterbenden den Verlust ihrer Aussichten auf Lebensglück bitter beklagen. — Doch wäre auch solche Hoffnung keine Täuschung gewesen, so verdienen doch die Lebensfreuden, die dem frühe Verstorbenen dahin welkten, das Bedauern und die Thränen nicht, die ihr ihnen widmet. Sie sind ja flüchtig und vergänglich; sie befriedigen die edelsten Bedürfnisse des Herzens wenig; sie lassen nach dem Genusse keine wahre Zufriedenheit zurück in unsrer Seele. Fragt nur die, welche alles genossen haben, was uns das Leben von Glück darbietet, fragt sie, was ihnen geblieben ist, und welchen Werth sie auf den gehabten Genuß legen? Gewiß werden die Verständigen alle in jene Worte eines weisen Königs einstimmen, der nach dem Genusse aller Lebensfreuden ausrief: es ist alles eitel unter der Sonne! Es ist alles ganz eitel. Ich sprach in meinem Herzen wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben; aber siehe! das war auch eitel! (Pred. Salom. Kap. 1, v. 2. Kap. 2, v. 1.) — Ja, wir müssen gestehen, meine Freunde, daß es nicht sowohl der Genuß selbst ist, der uns beglückt, son-

dern vielmehr die Hoffnung, die Erwartung deſſelben, welche die Einbildungskraft mit lieblichen Bildern ausmahlet, hinter denen dann die Wirklichkeit weit zurück bleibt.

Doch wäre auch ein wirklicher Verluſt der Lebensfreuden für früh Verſtorbene zu beklagen, ſo frage ich auch: konnte die Hoffnung nicht täuſchen? Wer wagt es, zu behaupten, daß alles Gute, was die Hoffnung verhieß, auch wirklich gekommen ſeyn, und daß nicht auch das Unglück ſeine Rechte, die ihm die Unvollkommenheit alles Irdiſchen gibt, ausgeübt haben würde? Ach!

Leben und Leiden iſt immer vereinigt,
Iſt der Menſchheit Loos!
Wonne, von allem Verdruſſe gereinigt,
Herrſchet im Himmel blos.

Was aber auch immer von Lebensfreuden auf einem frühen Grabe verwelken mag, das erſetzt überſchwänglich ein neuer Himmel und eine neue Erde, die wir nach Gottes Verheißung erwarten. Dort wird, nach des Herrn Wort, Gerechtigkeit wohnen! Der Gerechten Seelen ſind in Gottes Hand, und keine Qual rühret ſie an. Abwiſchen von dem Auge des Vollendeten wird Gott alle Thränen des irdiſchen Lebens. — Und dieſe Seligkeit einer ſchönern Welt, von welcher wir hier nur einen ſchwachen Vorſchmack haben, wollten wir ihnen nicht gönnen? wollten troſtlos ſeyn, daß ſie das untreue und gemiſchte Glück des Lebens mit der beſtändigen und reinen Freude des Himmels vertauſcht haben? — Es ſind ja nach des Apo-

stets Wort selbst die Leiden dieser Zeit nicht werth der Herrlichkeit, die dort an uns soll offenbaret werden; wie könnten es denn dieser Zeit arme und vergängliche Freuden seyn?

Doch schweigt der Schmerz noch nicht! Er nährt sich auch

3) mit dem Glauben: daß die früh Verstorbenen noch nichts Gutes auf Erden wirken, sich nicht schmücken konnten mit dem Kranze des Verdienstes. — Dieser Stachel des Schmerzes haftet vorzüglich in edleren Seelen, die es lebhaft fühlen, daß die Würde des Menschen nicht darauf beruht, was er im Leben genießt, sondern was er wirkt und vollbringt. Sie freuten sich im voraus der würdigen Entwickelung des Lebens, welche der Verstorbene hoffen ließ; je inniger sie ihn liebten, desto schmerzlicher ergreift es sie, daß alles Gute und Schöne, was ihr Geliebter verhieß, in der Blüthe geknickt worden ist, und auf einem frühen Grabe verwelken muß; je fester in ihnen der Glaube steht, daß Gott vergelten wird einem jeden nach seinen Werken, desto mehr betrübt es sie, daß der früh Verstorbene sich wenig Verdienst für die Ewigkeit erwerben konnte.

Doch so edel auch der Grund ist, aus welchem solche Trauer hervorgeht, so müßen wir auch hier die tröstende Stimme unsers Herrn hören, welche uns über den Mangel an sittlichem Verdienste im Leben der früh Verstorbenen völlig beruhigt. Er sagt: wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert; wem wenig gegeben ist, von dem wird wenig gefordert. Und im Gleichnisse von den An-

heitern im Weinberge läßt er denen, die ohne ihre Schuld, weil man sie spät zur Arbeit berufen hatte, nur eine Stunde gearbeitet hatten, gleichen Lohn geben, mit denen, die den ganzen Tag gearbeitet, und des Tages Last und Hitze getragen hatten. Damit gibt er uns die tröstende Lehre, daß es vor Gott genug des Verdienstes sey, wenn die früh Verstorbenen geschickt und bereit waren, ihm zu dienen. Das sich geschickt machen, den edlen Willen rechnet er ihnen zur That an, und versetzt sie in einen höhern Wirkungskreis, wo sie seinen heiligen Willen immer vollkommener zu vollbringen vermögen. Denn dieses verheißt uns des Herrn bekanntes Wort: „Du frommer und getreuer Knecht, du bist mir über wenig getreu gewesen; ich will dich über vieles setzen! Gehe ein zu deines Herren Freude!“ Und von den Kindern, welche die Mutter auf den Armen zu ihm brachten, daß er sie segnete, sagte er ja ausdrücklich: lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes! Wie geschickt ihre schuldlosen Seelen seyen für ein höheres Leben, sprach er ja deutlich aus, wenn er seinen erwachsenen Freunden zurief: wahrlich, ich sage euch, so ihr nicht umkehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen. Also auch diesen Stachel des Schmerzes zieht euch die Religion aus dem Herzen, ihr Trauernden! — So weinet nicht! — Mag auch denen, über die ihr trauert, kein Kranz irdischer Verdienste geblühet haben; sie werden dort darum nicht zurück stehen, wenn nur ihre Seele Gott wohl gefällt. Der gerechte Rich-

ter fordert von ihnen nicht, was er ihnen nicht gab. — Wenn sie nur bereit und willig waren, ihm zu dienen, so wird ihnen das Reich des Herrn zu Theil, wenn sie über wenig getreu waren, so wird sie Gott über vieles setzen.

Noch aber schweigt der Schmerz nicht; denn seine reichste Quelle liegt noch in der Klage, daß

4) mit dem frühe Verstorbenen auch so manche theure Hoffnung und ein Theil unsers eigenen Lebensglücks zerstört wird.

Der Todte, von dem im Evangelium die Rede ist, war ein einziger Sohn seiner Mutter. Wer möge die Thränen der tief gebeugten Mutter tadeln? — Den einzigen Sohn hatte sie verloren, und mit ihm gewiß die schönsten Hoffnungen des Lebens; denn schönere Hoffnungen gibt es wohl für Mütter nicht, als die, welche sie auf gute Kinder setzen! — Den einzigen Sohn hatte sie verloren, und sie — war eine Wittwe! — Ach, wie einsam und verlassen mußte sie sich in der Welt fühlen? Wer sollte solchen Verlust ersetzen, und die Leere, die dadurch in ihr häusliches Leben gekommen war, ausfüllen? Denn eine treuere Liebe gibt es kaum, als die Liebe guter Söhne zu ihren Müttern! — Gleicher Schmerz ergreift auch uns nicht nur bey dem Tode einziger Kinder, sondern auch bey dem frühen Verluste jeder theuern und geliebten Person. Immer sterben uns da schöne Hoffnungen ab; immer wird ein engverbundenes Glied aus der Kette unsers häuslichen Lebens gerissen, immer ein Theil unsrer Lebensfreuden zerstört.

Ich will euch jetzt nicht darauf verweisen, daß uns die Hoffnungen, die wir auf Menschen setzen, oft

recht bitter täuschen, daß ihr keine Bürgschaft habt, daß der geliebte Todte, den ihr beweinet, euern Erwartungen nothwendig hätte entsprechen müßen. Denn, möchtet ihr auch mit gutem Grunde das Beste von ihm hoffen, — wer ergründet das menschliche Herz? Wer mag den möglichen Einfluß verderblicher Beispiele und unglücklicher Verhältnisse auch auf das edelste Gemüth voraus berechnen? — Doch es soll nicht dieser allerdings schmerzliche Trost seyn, den ich euch vorhalte, sondern das beruhigende Wort der Religion, bey dem wir nicht nöthig haben, den Werth geliebter Todten, um uns über ihren Verlust zu beruhigen, herab zu setzen.

Der Herr sagt: alle Haare auf euerm Haupte sind gezählt; es fällt kein Sperling ohne den Willen des himmlischen Vaters. Es ist also nicht ein blinder Zufall, nicht ein hartes und unweises Geschick, was deinem Geliebten ein frühes Grab bereitet; sondern es ist Fügung dessen, der allweise, der die Liebe selbst ist. Kannst du noch zweifeln, daß seine Fügung, so wenig du sie auch begreifst, dennoch weise, und so schmerzlich sie dir auch ist, dennoch gütig ist? — Weißest du nicht, daß das wohlgethan ist, was Gott thut? — Bist du ihm nicht Unterwerfung, willige Ergebung in seinem Willen schuldig, und kannst du diese wohl anders beweisen als in der standhaften vertrauensvollen Ertragung widriger Schicksale? — Du sollst deine Hoffnung nie auf sterbliche Menschen bauen, sondern sie setzen auf deinen Herrn und Gott, der ewig und unveränderlich ist. Du sollst auch nicht die Sterblichen mehr lieben, als deinen

Schöpfer, sondern deine höchste Liebe wenden zu deinem himmlischen Vater, durch den du lebst und selig bist. Was er von dir fordert, sollst du ihm geben, im festen Glauben, daß es so gut sey. Abraham war bereit, Gott sein Liebstes, seinen Sohn zum Opfer zu bringen, und dieß wurde ihm gerechnet zur Gerechtigkeit. Hiob rief nach dem Verluste aller seiner Kinder aus: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobt! — Das heißt Gotte vertrauen, das ihn lieben über alle Dinge. — Und wenn eure menschliche Schwäche noch einer Unterstützung bedarf, um euch aus der Tiefe des Kummers zu dieser Höhe der Gottergebenheit zu erheben, so erinnert euch der trostreichen Versicherung der Religion, daß wir ja einst alle hinan kommen zu der Stadt Gottes, zu den Seelen vieler tausend Gerechten, und zu dem Mittler des neuen Bundes; daß uns also eine himmlische Heimath aufnimmt und wiedervereinigt! —

Darum, wenn ihr auch an den Gräbern der früh Verstorbenen der menschlichen Schwäche ihren Zoll in bittern Thränen darbringt; so müßt, so könnt ihr euch doch an dem festen Stabe der Religion wieder aufrichten, und das traurige Haupt getrost erheben. — Nur der Ungläubige kann an frühen Gräbern verzweifeln; denn für ihn gibt es keinen Trost, als die zu vergessen, (wenn er dieß anders vermag!), die einmal verloren sind. Wo aber die Religion die Särge berührt; da stellt sich der himmlische Bogen des Friedens über das düstre Gewölk irdischer Trauer; da löset sich auch die

Klage der Liebe an frühen Gräbern auf in den Triumpfgesang: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? — Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!

Am 2. Osterfeyertage.

1817.

„Ach bleibe bey uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.“ (Luk. Kap. 24, v. 29.)

Erschüttert von dem schrecklichen Schicksale ihres Herrn gingen zwey der vertrauten Freunde Jesu am Sabbath nach einem Flecken nahe bey Jerusalem. Ihr Gespräch war der, den sie liebten, und ihr Herz war voll Trauer. — Da trat der Auferstandene, von ihnen unerkannt, zu ihnen, und tröstete sie über das traurige Schicksal ihres Freundes und Lehrers. Wie der Thau auf die lechzende Flur, so fiel sein Trost auf ihr nach Troste dürstendes Herz. Als sie daher der Tröster nahe am Flecken, dem sie zuwanderten, verlassen wollte, da flehten die Trauernden: „bleibe bey uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“

Die Nähe des stillen Abends, der dunkeln Nacht, welche alle Schmerzen des Herzens aufwachen läßt, machte ihnen den Trost dieses Fremdlings besonders theuer.

So ist es auch mit uns am Abende unsers Lebens! — Am Morgen und Mittag unsers Lebens, wo wir in der Fülle der Kraft stehen, da verlangen wir

oft nicht nach dem Troste der Religion, und wenn sie sich auch zu dem frohen Wandrer gesellt, so nimmt er doch keinen Theil an ihr, scheut ihren Ernst, wähnt sie entbehren zu können, und — findet vielleicht gar ihre Tröstungen lustig. Denn frisch ist noch die Kraft; voll die Seele von Gedanken zukünftiger Thaten und Genüsse; das Licht des Bewußtseyns wächset, bis es am Mittag des Lebens den hellsten Tag in unsre Seele bringt. — Aber so wie an jedem Erdentage, wenn die Sonne sich neiget zum Untergange, die Schatten länger werden, und endlich die graue Dämmerung sich über die Fluren und Berge herzieht, die ermattete Kraft sich sehnt nach dem stillen Frieden des Hauses und der erquickenden Ruhe des nächtlichen Lagers; so ändert sich auch am Abende des Lebens unser Sinn, und es erwacht die Sehnsucht nach den Tröstungen der Religion. Wenn mit dem Abend des Alters auch das Licht des Bewußtseyns sich verdunkelt, die Schatten in ihm länger werden, die Kräfte erschöpft sind, und die Ermüdung des Lebens eintritt, da sucht man dich, himmlische Trösterin! Religion! — Da bist du dem Sterblichen eine willkommene Freundin; da fleht man auch zu dir: bleibe bey uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!

Eine merkwürdige Erfahrung,

daß am Abend unsers Lebens die Sehnsucht nach den Tröstungen der Religion so mächtig zu erwachen pflegt.

Was ist es, das sie weckt, und was fordert sie? —

Sie fodert 1) den Trost der Gnade Gottes, weil wir unsre sittliche Verfassung nun richtiger beurtheilen, als es vorher geschah.

Am Abend so manchen Tages drängt sich uns die Frage von selbst auf: wie haben wir den Tag hingebracht? was haben wir verrichtet? — Auf diese Frage gibt uns die Stille des Abends oft andere Antwort, als wir erwartet hatten. Die Gewalt der Empfindungen, die uns am Tage beherrschte, hat sich beruhigt, und anders fühlen wir in der Stille der Einsamkeit als im Geräusche des Lebens. Die Gegenstände, die unsre Seele erfüllten, berauschten, mächtig bewägten, sie treten mit der Nacht ins Dunkel zurück, und die vernünftige Ueberlegung behauptet ihre Rechte. Anders, — strenger und wahrer urtheilen wir über uns und unsre Bestrebungen, und oft erfüllt uns das, was wir am Tage mit kühner Zuversicht vollbrachten, auf unserm nächtlichen Lager mit Schaam und Reue.

Am Vormittage und am hohen Mittage des irdischen Lebenstages kommen auch Viele nicht ernstlich zu der Frage: wie hälteſt du Haus mit der Gabe des Lebens? was sagt dein Gewissen zu deinen Thaten? welches Schicksal verdienst du, und was kannst du von einer gerechten Vergeltung jenseit des Grabes erwarten? Und werden auch diese Fragen in ihrer Seele angeregt, so fehlt ihnen doch leicht die nöthige Ruhe, sie nach ihrer Schwere zu erwägen und aufrichtig zu beantworten. Noch tief verwickelt in des Lebens Geschäfte, bewegt von der ganzen Lebhaftigkeit des Gefühls, beherrscht von Neigungen, Begierden — Leidenschaften, oder

doch durch die Arbeiten, Verwickelungen und Vergnügungen des Lebens zerſtreut, gleiten ſie entweder über jene Fragen leichtſinnig hinweg; oder rechtfertigen ſich ſelbſt mit allen ihren Schwachheiten und Laſtern, oder dünken ſich wohl auch im Unglauben weiſe, und ſchläfern des Gewiſſens Stimme durch Beruhigungsmittel ein, die, ſo nichtig ſie auch ſind, doch leicht ein Herz befriedigen, das nicht ernſtlich beruhigt iſt.

Aber wenn der Abend des Lebens herannahet, die Schatten lang werden, die Begierden entſchlummern, die Kräfte ſchwinden, das Leben ſich von dem Ermatteten zurück zieht, und das Geräuſch des irdiſchen Treibens für ihn verſtummt; wenn ſich die traurigen Folgen früher begangener Thorheiten und gehegter Sünden allmählig einſtellen; wenn der lockende Preis der Begierden ſeinen Zauber verliert, und das Grab, das früher in unermeßlicher Ferne zu liegen ſchien, ſeine unwillkommene Nähe verkündet: da wird die Seele nüchtern; da wacht die Vernunft auf; da zeigen ſich alle falſche Beruhigungsmittel in ihrer Nichtigkeit; da weckt des Grabes und des Gerichts furchtbare Nähe das Gefühl unſrer Schuld aus ſeinem Schlafe, und die Seele erkrankt — erkrankt, um wahrhaft zu geneſen! — an dem tiefſten Gefühle der Reue und ihrer Unwürdigkeit vor Gott. — Dann fühlt ſie, was ſie vorher nicht fühlte, oder ſich nicht geſtehen wollte, das Bedürfniß der Verſicherung der Gnade Gottes, der den verlornen Sohn, wenn er ſich mit Herz und Leben zu ihm wendet, gnädig aufnimmt; und, indem ſie von Reue und Gram ergriffen, ſeufzet: „Vater, ich habe geſündiget vor dir, und bin hinfort nicht werth, daß

ich dein Sohn heiße!" — so fragt sie zugleich mit zweifelnder Sehnsucht: wirst du auch verzeihen? kannst du verzeihen? und was forderst du von mir, daß ich thun soll, um mich auszusöhnen mit deinem heiligen Gesetze? — — Auf diese Fragen aber gibt ihm nichts Antwort als die Religion. Darum wendet er sich an sie; darum kehrt er zu ihr, der früher Vernachläßigten, mit Sehnsucht zurück, und erkennt, daß sie, — und sie allein es ist, an welcher das zagende Herz sich aufrichtet, welche am Abende des Lebens Glaube und Hoffnung, gleich einer neuen Morgensonne, über der Nacht des Todes aufgehen läßet, und uns Bürgschaft leistet von der Gnade Gottes gegen den ernstlich Reuigen und unsrer Versöhnung mit dem Himmel und seiner unwandelbaren Gerechtigkeit. —

Mit dieser Sehnsucht nach Gottes Gnade erwacht zugleich am Abende des Lebens

2) Die Sehnsucht nach vollkommener Entwickelung unsers Geistes, geweckt durch die Erfahrung, daß ihn des irdischen Lebens Schranken in dem Zustande der Kindheit erhalten. —

Wenn der Jüngling anfängt, der Erkenntniß der Dinge seine Aufmerksamkeit zu widmen, da wähnt er leicht ein Meister zu werden in Kunst und Wissenschaft, alles zu ergründen, und zu erschöpfen, das Verwikkelteste aufzulösen, das Verborgenste zu erforschen. Aber am Abend seiner Tage übersieht er die Leistungen seines Lebens. Nun weiß er, wie wenig er fortgerückt ist in Erkenntniß der Wahrheit, wie vieles ihm unaufgeschlossen bleibt, wie unübersteiglich die Hindernisse

sind, die unsern Geist, so lange er in dem sterblichen Leibe eingeschlossen ist, in seinem Aufschwunge zur Erkenntniß zurückhalten. Nun erkennt er, daß wir hier ewig Schüler bleiben und die Meisterschaft nicht erlangen, daß alles unser Wissen Stückwerk ist und bleibt, und daß das Licht der Erkenntniß, das wir errangen, uns nicht die Welt offenbart, sondern uns nur die Dunkelheit, in der unser Geist befangen ist, erkennen lässet. — Soll denn aber die rege Kraft, die in uns ist, nie zur vollen Entwickelung kommen? Sollen wir das Licht, dem wir zustreben, nicht erreichen? Soll die hohe Kraft des Geistes verkümmern und untergehen in den Schranken des schweren aus Erde erbauten Leibes? — Soll des Weltalls Herrlichkeit und des Schöpfers Größe, die wir hier nur als ein Traumenbild fassen, nimmer unserer Sehnsucht offenbar werden in ihrem vollen Glanze? — Nur die Religion ist es, die uns Antwort gibt auf diese Fragen; nur sie ist es, die uns Befriedigung dieser Sehnsucht verheißt, indem sie uns im Glauben das neue Leben zeigt, wo alle Schwachheit von uns abgethan werden, und die Nacht verschwinden soll.

Ferner; wenn der Mensch seine Laufbahn als Jüngling zu wandeln beginnt, welche edle Vorsätze faßt er da? wie gerecht, menschlich, weise, tugendhaft will er leben? wie viel Nützliches und Gutes hofft er auszuführen? — Aber wenn nun der Abend des Lebens herannahet, ach! wie weit ist er da hinter seinem Ziele zurück geblieben? wie wenig ist es, was er geleistet hat? Dann erkennt er, daß nicht nur unser Wissen, sondern auch unser Thun und Wirken Stückwerk bleibt; dann

ſchlägt er demuthsvoll den Blick zur Erde, und geſteht vor ſich ſelbſt, daß in dieſem unvollkommenen Leben, wo Neigungen, Begierden, Verhältniſſe, böſe Beiſpiele, ſo großen Einfluß auf uns haben, wo die engen Verhältniſſe unſern Willen ſo oft feſſeln, und unſre Thätigkeit beſchränken, nur ein Anfang des Gebrauchs unſrer geiſtigen Kräfte gemacht werden kann, daß die ſittliche Bildung nur beginnt, daß ſie aber, ſo lange der Geiſt gebunden iſt an den irdiſchen Leib, ihre Vollendung nicht finden kann. Dann erwacht mit Macht die Sehnſucht nach einem Zuſtande, wo unſre Kräfte ſich freier bewegen können, wo unſre Thätigkeit weniger Hinderniſſe findet, wo unſer beſſerer Wille kräftiger zu wirken vermag; und der Greis, ergriffen von dieſer Sehnſucht, und ermüdet von dem fruchtloſen Kampfe mit laſtenden Verhältniſſen, die ſeine Kraft lähmen, ruft mit dem Apoſtel (Röm. 7, 24.) ſchmerzlich aus: „ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes!“ — Der Unglaube, der nichts über das Grab hinaus hofft, hat hierauf keine Antwort; aber die Religion ruft uns tröſtend zu: „dein Wiſſen und dein Weiſſagen iſt zwar Stückwerk! Wenn aber kommen wird das Vollkommene, ſo wird das Stückwerk aufhören! Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angeſicht zu Angeſicht. Jetzt erkenne ich's ſtückweiſe; dann aber werde ichs erkennen, gleich wie ich erkennet bin.“ (1 Korinth. 13, 9 ff.) —

Mit dem herannahenden Alter erwacht ferner die Sehnſucht nach einer reinern und dauerhaftern Glückſeligkeit, geweckt durch die Er-

fahrung von dem Unbestande und der Vergänglichkeit alles irdischen Lebensglücks.

Diese Erfahrung ist dem Jüngling noch unbekannt. Mit den freudigsten Hoffnungen geht er der Zukunft entgegen; unbestimmte Bilder der Lust und Freude umgaukeln seine Seele; die Einbildungskraft, noch wenig durch die Erfahrung berichtigt, leiht der ganzen Zukunft ein sanftes Rosenlicht, und Freude, und Hoffnung bewegen sein Herz. Die Welt scheint ihm die beste zu seyn, und ein unerschöpflicher Strom der Freude in ihr zu fließen. Das darf uns nicht befremden. Der Jüngling hat sie noch nicht versucht die Güter des Lebens, und kennt sie nur aus den Bildern seiner frischen und warmen Einbildungskraft; er hat sie noch nicht empfunden die Eitelkeit der irdischen Freuden, und hält es für unmöglich, daß Genüsse, die ihn so mächtig anziehen, ihm jemals gleichgültig und unschmackhaft werden könnten; er hat ihn noch nicht erfahren den Unbestand der irdischen Güter, und er hält in seiner Unbefangenheit die Menschen und die Welt für viel vollkommener, als sie sind, weil er selbst noch so sehr unvollkommen ist, und sein schwaches Auge die eigenen Mängel noch nicht erkennt.

Wie aber der Jüngling die irdische Welt leicht für die beste nimmt, so erscheint sie dem Greise leicht als die böseste. Er ist reif geworden für ein besseres Daseyn; darum befriedigt ihn das Leben nicht mehr, wie es ihn befriedigt, da er noch ein Jüngling war. Für ihn liegt der Lebensgenuß nicht mehr in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit; er mißt daher den Werth desselben mit dem Maaßstabe einer alles ver-

ſchönernden Einbildungskraft, ſondern nach der Wahrheit und Erfahrung. Er hat ſie verſucht und genoſſen des Lebens Freuden und Herrlichkeiten, und iſt ſatt geworden, hat gelernt, daß das Glück nicht im Genuſſe, ſondern im Hoffen der Freude beſteht, und daß der Genuß immer weit zurück bleibt hinter der Hoffnung. Er hat ſie empfunden der irdiſchen Güter Eitelkeit, und weiß und fühlt es, daß ſie den Leib ermüden, aber die Seele nicht befriedigen, die von geheimnißvoller Sehnſucht hingezogen wird zu etwas Höherem, Beſtändigerm und Seligerm. Er hat ihn erfahren, den Unbeſtand des irdiſchen Glücks, er kennt die Treuloſigkeit, mit welcher es uns oft verläßt, und die Leiden und Plagen, mit denen es vermiſcht iſt, und die Gewalt menſchlicher Begierden und Leidenſchaften, die es erſchüttern oder zerſtören. Er fühlt dieſen Unbeſtand auch an den reinſten und ſchönſten Freuden des Lebens, an denen, welche die Liebe und Freundſchaft gewähren. Denn ein glückliches Band nach dem andern löſet der Tod auf; einen Freund nach dem andern begleitet er zur ſtillen Ruhe des Grabes; immer einſamer wird es um ihn her, je weiter er im Alter vorſchreitet.

Da fühlt es der Greis tief und ſchmerzlich, daß alles Glück und Gut der Erde ſeinem Hoffen und Sehnen nicht entſpricht; da erkennt er, daß das Glück des Lebens ſeinen Geiſt nur reizen und zur Thätigkeit wekken, nicht aber ihn befriedigen ſollte; da erhebt ſich ſeine Sehnſucht zu dem Himmel und fordert dauernden Frieden, ein reines Glück wie der Glanz der Geſtirne; da begehrt er daheim zu ſeyn bey dem Herrn, und die Geliebten wieder zu finden, die er hier verlor; da war-

tet er eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wo Gerechtigkeit wohnet, und Schmerz, Kummer, Thränen, Angſt, und der Tod nicht mehr gefunden werden. — Dieſes Glück verheißeſt du ihm, himmliſche Tröſterin, Religion! — Darum ſucht dich das Alter mit Sehnſucht, und iſt ſelig in deinen Hoffnungen! —

Es ſucht dich aber endlich auch getrieben von der Sehnſucht nach einem neuen Daſeyn, erweckt durch das Gefühl der Vergänglichkeit des irdiſchen Lebens.

Wenn die Sonne ſich glänzend aus Oſten erhebt, ſo verſchwindet das ſanfte Licht der Sterne, und ſo lange der Tag währet überdeckt ihr Glanz den entfernten Schimmer von Millionen Sonnen, die eben ſo herrlich und glänzend ſind als ſie, und nur ſie allein ſcheint dem geblendeten Auge in dem unermeßlichen Raume des Himmels zu ſchweben. — Wenn der Morgen des Lebens für uns beginnt, und der jugendliche Glanz des Lebenstages unſer Auge füllt, da verſchwindet auch der ſanfte Schimmer der Ewigkeit, den die Religion wie ein reines Sternenlicht über den Gräbern ausbreitet; das Leben ſcheint ſich ſelbſt genug, es ſcheint allein die Sphäre alles menſchlichen Seyns vollkommen auszufüllen. Doch ſo wie, wenn die Sonne ſich zum Untergange neigt, und ihr reicher Glanz allmählig zum matten Lichte des Abendroths (dem treuen Bilde des dahin ſchwindenden Menſchenlebens!) erliſcht, dann die Düſterheit der Nacht von Oſten hereinbricht, aber in ihr auch der im Glanze des Tages verborgen geweſene Schimmer von tauſend entfernten Sonnen vor unſern Blicken aufgeht uns des Weltalls Unermeßlichkeit

verkündigend; ſo tritt auch, wenn das Leben ſich zum Untergange neigt, aus der Düſterheit des Grabes das ſanfte Licht der Ewigkeit für unſer geiſtiges Auge hervor, und die Sehnſucht nach Unſterblichkeit und das ſtille Hoffen auf ſie gehen gleich freundlichen Sternen in unſerm Innern auf. Das Grab, das dem Jüngling in unermeßlicher Ferne zu liegen ſchien, iſt geöffnet vor unſern Füßen; die Lebenskräfte, die am Morgen uns unerſchöpflich däuchten, ſind aufgezehrt; die Arbeiten, die unſre Luſt und Freude waren, müßen verlaſſen werden; die Hülfe, die wir andern leiſteten, müſſen wir jetzt von ihnen heiſchen; die Güter des Lebens, die uns früher ergötzten, ſind uns nun ungenießbar; der Geiſt iſt zwar noch willig zum Leben und Wirken, aber das Fleiſch iſt ſchwach, der irdiſche Leib welkt ſeiner Zerſtörung entgegen. — Doch vom Leben kann der Geiſt ſich nimmer trennen! Das irdiſche Daſeyn entwickelt ſeine Kräfte nicht, erſchöpft ſie nicht; berufen fühlt er ſich zu einem neuen Seyn, und fähig ein höheres, dauerhafteres, kräftvolleres Leben zu beginnen. Mit Schaudern wendet er ſeinen Blick von dem Gedanken der Zerſtörung, und kettet ſich feſt an die Hoffnung, im Tode wieder geboren zu werden, zu einem herrlichern Daſeyn. — Dieſe Hoffnung aber verbürgt ihm nur die Religion! — Darum wird er am Abend ſeines Lebens unwiderſtehlich zu ihr hingezogen, findet bey ihr nur Frieden, und wendet ſich vom Zweifel zum Hoffen, vom Kaltſinn zur Liebe, vom Irrthum zur Wahrheit.

So wird dem Menſchen am Abende ſeines Lebens eine Freundin theuer, die er oft im Lenze und Mittage ſeines Lebens nicht hören will; ſo ſucht er ſie mit Sehn-

ſucht und Vertrauen, die er im Geräuſche des Lebens oft leichtſinnig von ſich wieß; ſo findet er in ihr ſeine einzige Tröſterin, die er früher in der Befangenheit ſeiner irdiſchen Begierde oft als eine Störerin ſeiner Genüſſe abſichtlich vermied.

Erkennet aber hierin eine weiſe und gütige Anordnung des Schöpfers, der uns dadurch zum Eintritte in eine beſſere Welt vorbereitet.

Das Erdenleben biethet uns, wenn wir in der Jugend erwachen zum Bewußtſeyn unſers Daſeyns, und die Blüthen unſers Geiſtes und Körpers ſich dem Lichte der irdiſchen Sonne aufſchließen, ein ſo wunderbares und reizendes Schauſpiel dar, daß es unſre Seele ganz ergreift und erfüllt, und uns ſehr leicht in einen Zuſtand des Rauſches verſetzt, wo wir es vergeſſen, daß es nicht ewig, daß es nur ein kurzes Bruchſtück unſers Seyns, nur Vorbereitung auf die beſſere Welt iſt. Umfangen von den Banden irdiſcher Verbindungen, verſtrickt in des Lebens Geſchäfte, gefeſſelt von ſeinen Reizen, gerathen wir leicht in einen Zuſtand des Rauſches, wo wir der Zukunft vergeſſen, einzig der Gegenwart leben, den erwachten Neigungen gehorchen, der ſchmeichelnden Luſt uns überlaſſen, und den großgezogenen Begierden dienen, die uns in Thorheit und Irrthum ſtürzen. Damit aber der Menſch, der ſich nicht ſelbſt nüchtern zu erhalten weiß, aus dieſem Rauſche geweckt werde; ſo hat es der gütige Schöpfer ſo geordnet, daß die Sehnſucht nach den Tröſtungen der Religion mit den anſteigenden Jahren von ſelbſt erwache. Er hat es ſo geordnet, daß er uns theuer wird der Troſt der

Gnade Gottes, weil wir es mit unſrer ſittlichen Beſchaffenheit ſtrenger nehmen als ſonſt; daß wir uns ſehnen nach dem Vollkommenen, weil uns des Lebens Schranken ſchmerzlich fühlbar werden; daß wir ein dauerndes Glück lieben und ſuchen lernen, weil uns des Lebens Unbeſtand weiſe gemacht hat; daß wir den Blick hoffend auf die Zukunft wenden, weil wir fühlen, daß die Gegenwart verſchwindet wie ein Traum. Dadurch weckt uns des Ewigen weiſe Güte, und mahnt uns ernſtlich und eindringend, nicht nur für die Erde, ſondern auch für den Himmel zu leben. Dadurch löſet er das Band, das uns ſo feſt mit dieſem Leben verband, allmählig auf; dadurch wendet er, wenn die Nothwendigkeit des Scheidens für uns herbei kommt, unſer Herz am Abende des Lebens von der Erde ab zur ewigen Heimath, und macht uns durch die wachende Sehnſucht nach einem höhern Leben den Tod zu einem Bothen des Friedens, dem wir willig die Hand reichen.

Erkennt aber auch hieraus die Würde und Wohlthätigkeit der Religion! — Wohl gibt es viele Güter und Freuden auf Erden, aber kein Freund iſt treuer, kein Führer zuverläſſiger als die Religion, kein Glück beſeligender als der Friede, den ſie der Seele gibt. Andere Güter, an welche ſich unſre Liebe heftet, reizen uns leicht zu Thorheiten und Fehlern, ſind dem Zufalle preis gegeben, und laſſen uns, wenn ſie treulos verſchwinden, nichts zurück als ein verwundetes Gewiſſen und den Stachel ſpäter, aber vergeblicher Reue. Die Religion aber biethet uns Güter dar, die uns nur deſto weiſer, beſſer und zufriedener machen, je mehr wir mit ihnen vertraut werden; ſie

führt und erhält ſtets auf ebener Bahn, und aus dem Gehorſam gegen ſie entſpringt keine Reue, ſondern Zufriedenheit, aus der Vertraulichkeit mit ihr keine Gefahr der Verderbniß, ſondern die Gewißheit der Heiligung.

Andere Freuden und Güter verlaſſen uns mit den Jahren, oder wir werden ſelbſt für ſie unempfänglich, und wenn man das Alter das freudenloſe nennt, ſo ſpricht man damit nur die Erfahrung aus, daß des Lebens Luſt und Freude ſich in eben dem Maaße von dem Menſchen zurück zieht, in welchem er im Alter vorſchreitet. Aber die Freuden und Güter, die uns die Religion gewährt, ſind nicht nur vorhanden und beglückend für jedes Alter, ſondern ſie folgen uns auch mit unverbrüchlicher Treue bis zum Grabe; ja ſie ſind es allein, welche ſich uns dann mit ihrem himmliſchen Troſte nahen und die Gräber mit Hoffnung ſchmücken, wenn alle andere Freuden des Lebens ſich von uns wenden, und die Erde nichts mehr für uns hat, als die Finſterniſſe und Schauer des Grabes.

O ſo laßt uns denn ſorgen, daß wir uns die Religion eher zur Freundin machen, als der Abend unſers Lebens hereinbricht!

Am Morgen des Lebens, wo alle unſre Wünſche beſchloſſen ſind in der irdiſchen Zukunft, da denkt der Menſch freilich oft nicht daran, was er am Abende ſeines Daſeyns ſuchen und brauchen wird. Eine ſo ernſte Freundin, als die Religon iſt, die bey dem Irdiſchen immer auf das Ewige, bey der Begierde immer auf das Geſetz und die Vergeltung, bey dem Leben auf den Tod hinweiſet, iſt dem in irdiſche Luſt Verſtrickten nicht immer eine angenehme Gefährtin des Lebens. Er wei-

ſet ſie von ſich, weil ihn ihr Ernſt beſchwerlich iſt; er glaubt ihrer Hülfe entbehren zu können, weil ihm das Leben Alles iſt. — Aber die Täuſchung iſt kurz; der Rauſch verfliegt; die Jahre verſchwinden, und es kommt die Zeit, wo man die Nichtigkeit alles deſſen, was das Herz heiß begehrt, erkennt, und andre Güter, andern Troſt ſucht. — Wehe dir, wenn du dieſen Troſt dann nicht finden kannſt! wenn in deine von Unglauben, Thorheit und Leidenſchaft zerrüttete Seele der einzige Troſt des Alters, der Troſt der Religion, keinen Eingang findet! wenn du der Gnade Gottes, die du heiß begehrſt, nicht zu vertrauen, wenn du an das Erwachen zu einem beſſern Daſeyn, ohne welches kein Friede in deine Seele kommt, nicht zu glauben vermagſt! wenn der Unglaube, dem du dich dahin gabſt, weil er ſich freundlich vertrug mit deiner Sünde, die nun nichts zeigt als eine Nacht, vor welcher deine Seele zurückſchaudert! —

So wähle dir denn die Religion zur treuen Begleiterin deines ganzen Lebens. Sie wird dich leiten als Jüngling deine Bahn unſträflich zu wandeln; ſie wird am Mittag deines Lebens deine irdiſche Thätigkeit ordnen mit Weisheit und Gerechtigkeit; ſie wird dir in jedem Schmerz tröſtend, bey jeder Arbeit ermunternd, an jedem Scheidewege warnend, bey jeder Verwirrung freundlich ſtrafend zur Seite ſtehen; ſie wird, wenn alles Irdiſche treulos weicht, nicht von dir weichen, im Alter deine treueſte Freundin ſeyn, und dein ſterbendes Auge erfreuen mit dem Morgenrothe eines jungen Tages.

Ja, ſuchen will ich dich, Tröſterin von Gott geſendet! ſuchen am frühen Morgen, ſuchen am Mittag, — damit du bey mir bleibeſt, wenn es Abend werden will, und der Tag ſich neiget. An deiner Hand finde ich als Jüngling den Weg der Unſchuld und Unſträflichkeit, als Mann den Weg der Weisheit und Gerechtigkeit als Greis die Kraft des Gottvertrauens und den Troſt der Unſterblichkeit. Und ob gleich alles um mich her eine Beute der Zerſtörung wird; ſo kenne ich doch durch dich meinen Schöpfer und ſeine Gnade, und kann ſterbend beten zu meinem Gott: ich aber will ſchauen dein Antlitz in Gerechtigkeit! Ich will ſatt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde!

Am 24. Sonntage nach Trinitatis,

1819.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf, und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt
O Allmacht, dir, die mein Erlöser heißt! —

Eine der schönsten Hoffnungen, mit denen die Religion die Herzen der Menschen beseligt, ist die Hoffnung der Fortdauer unsers Geistes nach dem Tode. Sie ist uns so werth und theuer, daß ohne sie unser Leben seine edelsten Reize verlieren, und für die schmerzlichsten Leiden, welche die Seele am tiefsten erschüttern, keine Tröstung vorhanden seyn würde. Darum grub sie auch der Schöpfer tief in unser Herz, und kein Volk der Erde, wenn es nur einiger Maßen gebildet ist, wird gefunden, das nicht die erfreuliche Hoffnung festhielte, daß seine Todten leben.

Indessen ist nichts so heilig, so beseligend, so gewiß, das nicht von der Thorheit der Menschen verworfen, bezweifelt, — verspottet würde. — Auch die Hoffnung der Unsterblichkeit wird von manchen für Thorheit gehalten. Denn wenn auch die Anzahl derer nicht eben groß ist, die sich nicht scheuen, ihren Unglauben offen auszusprechen; so dürfte dagegen die An-

zahl derer nicht gering seyn, welche in ihrem Herzen dieser Hoffnung lachen, und sie für einen leeren Traum, oder wenigstens für etwas sehr ungewisses halten, das sie ganz dahin gestellt seyn lassen wollen. Dieses von ihnen zu vermuthen, berechtiget uns ihr Leben. — Gleichgültig ist vielen die Religion überhaupt, und alles Unsichtbare ist ihnen ein Wahn; wie könnten sie also eine Hoffnung, die auf das Unsichtbare geht, mit Glauben umfassen? — Kaltsinnig entziehen sie sich den religiösen Handlungen, welche jene Hoffnung erwecken, nähren, befestigen sollen; wie könnte ihnen diese Hoffnung theuer seyn? — Leichtsinnig verachten sie die mit der Unsterblichkeit innig verbundene Erwartung der Vergeltung durch ein ungöttliches Leben, und gehorchen ihren Begierden; wie könnten sie die Fortdauer nach dem Tode für etwas anders als Wahn und Täuschung halten? —

Mancher Gläubige nimmt an diesem Lachen des Unglaubens Anstoß; mancher, der selbst nicht recht befestigt ist im Glauben, wird dadurch beunruhigt und wankend gemacht; der Leichtsinnige, der Sünde geneigte aber wird durch solche Beyspiele desto leichter zu gleichem Unglauben hingerissen, da dieser der Befriedigung seiner sinnlichen Lüste schmeichelt.

Laßt uns daher erwägen, was wir bey dem Lachen des Unglaubens über die religiöse Hoffnung der Unsterblichkeit zu bedenken haben.

Evangel. Matth. K. 9, v. 18—26.

Ein zärtlicher Vater hatte eine geliebte Tochter durch den Tod verloren, und eilte zu Jesu, um Hülfe

bey ihm zu ſuchen. „Herr, ſprach er, meine Tochter iſt jetzo geſtorben; aber komm und lege die Hand auf ſie, ſo wird ſie leben.“ Dieſes war freilich, wie es ſchien, eine grundloſe Hoffnung; denn der Tod pflegt ſeinen Raub nicht zurück zu geben. Darum theilten ſie auch die Seinigen nicht, ſondern trafen, während der Vater zu Jeſu ging, alle Anſtalten, die vermeintliche Todte zu begraben. (Denn nach der Gewohnheit der Juden wurden die Verſtorbenen ſehr bald, und innerhalb der erſten vier und zwanzig Stunden nach ihrem Ableben begraben.) Jeſus fand daher, als er ankam, ſchon alles zur Beerdigung bereitet. Er erkannte aber, daß, wie er ſelbſt ſagte, das Mägdlein nicht todt ſey, ſondern nur ſchlafe, in einer dem Tode ähnlichen Betäubung liege. Als er aber dieſes ſagte, und die Hoffnung ausſprach, das Kind wieder zu beleben, ſo verlachten ihn die andern; es ſchien ihnen etwas unmögliches.

Auch wir ſagen nach unſerm religiöſen Glauben von den Verſtorbenen: ſie ſind nicht todt; — ſie ſchlafen nur! — Auch wir hoffen, daß für die Verſtorbenen, wenn auch nicht hier, doch in einer andern Welt ein neuer Morgen des Lebens aufgehen werde. Aber auch wir werden nicht ſelten mit unſrer Hoffnung von dem Unglauben verlacht, der ſie für Wahn und Thorheit hält. — Laßt uns daher erwägen,

was wir bey dem Lachen des Unglaubens über die Hoffnung der Unſterblichkeit zu bedenken haben?

Wir ſollen bedenken 1) daß dieſes Lachen ein ſehr

grundloſes iſt; vieles auf einem vorſchnellen Urtheile beruht, das ſich auf den äußern Schein gründet. Grundlos war das Lachen der Umſtehenden im Evangelium, weil ſie in Täuſchung befangen die Hoffnung der Wiederherſtellung des todt ſcheinenden Kindes aufgegeben hatten. Denn der Funken des Lebens ſchlief nur in ihm, und wurde neu erweckt. Sie urtheilten indeſſen nach dem äußern Scheine. Das Kind lag wie todt; darum glaubten ſie ohne nähere Prüfung, daß es auch wirklich todt ſeyn müße. Sie wurden aber durch den Erfolg beſchämt, und mußten lernen, daß der äußere Schein oft täuſche.

Daſſelbe gilt auch von denen, die unſrer Hoffnung der Unſterblichkeit ſpotten. Sie verwerfen ſie nach einem vorſchnellen Urtheile, das ſich auf den äußern Schein gründet.

Wohl ſehr ſelten mag es der Fall ſeyn, daß der Unglaube an die Unſterblichkeit aus einer Prüfung der Gründe, auf denen die Hoffnung unſrer Fortdauer beruht, hervorgehe. Denn dieſe Gründe ſind ſo mächtig und einleuchtend, daß ſie jeden, der ſie ernſtlich und völlig prüft, überwältigen werden. Doch ſollte es geſchehen, daß eine ſolche redliche und gründliche Prüfung dennoch keinen vollkommenen Erfolg hätte; ſo würde der Prüfende dennoch dieſe Hoffnung nach ihrem ganzen Werthe erkennen, und es daher nie über ſich gewinnen, ſie zu verſpotten oder vor andern als nichtig darzuſtellen; ſo würde er doch wenigſtens ſo weit gelangen, daß er ſie für möglich und ſelbſt wahrſcheinlich halten, und daher immer als eine ſchöne und troſtreiche Blüthe des menſchlichen Geiſtes ehren müßte. — Nicht alſo nach

Gründen verlacht der Unglaube unſre religiöſe Hoffnung, ſondern aus einem vorſchnellen Urtheile, das ſich allein auf den äußern Schein ſtützt.

So wie das Mädchen im Evangelium von den Umſtehenden für todt gehalten wurde, weil kein Zeichen des Lebens mehr an ihm zu entdecken war; ſo hält auch der Unglaube den Todten für gänzlich, nach ſeinem ganzen Weſen zerſtört, weil ſich an ihm kein Zeichen irgend einer Empfindung mehr offenbart. „Siehe — denkt er, — dieſe ganze Maſchine ſteht ſtill, und löſet ſich auf in ihre Theile. Das Herz, das ſo lebendig ſchlug, das Auge, in dem ſich die Welt ſpiegelte, die Hand, die ſo kräftig wirkte; alles — alles zerfällt in Staub und Aſche. Nichts ſehe ich, was bliebe, empfände und lebte; kein einziges Zeichen des Empfindens und Lebens thut ſich mehr an dem Todten kund; alles, was ich an ihm ſah, fühlte, vernahm, verwandelt ſich in Staub, den der Wind zerſtreut. Wie ſollte er irgendwo in den Räumen der Schöpfung noch denken, empfinden, wirken?“

Das iſt des Unglaubens gewöhnlichſte aber auch grundloſeſte Sprache; denn ſie ſagt mit allem nicht mehr als das Eine: weil ich den Todten nicht als Menſchen ſehe, höre und fühle, ſo iſt er gar nicht mehr. — Iſt aber ein ſolcher Schluß richtig? iſt er in gegenwärtigem Falle zuläſſig?

Nicht alles, was iſt, kann von unſern Sinnen empfunden werden; und darum iſt es doch. So namentlich das Geiſtige in dem Menſchen während ſeines irdiſchen Lebens. Denn wer ſieht denn den Gedanken des Menſchen? wer ſieht das Gebeth, das ſtill und

wortlos aus ſeiner Bruſt zu Gott aufſteigt? Wer kann ſeine Vorſätze, wenn er ſie nicht ausſpricht, ſehen oder fühlen, wer die Empfindungen, die ſein Herz bewegen, mit Händen greifen? Aber wer wollte ſo thöricht ſeyn, daraus zu ſchließen, daß wir keine Gedanken hätten, nicht beteten, keine Entſchließung faßten, nichts empfänden? Mit welchem Rechte wähnt alſo der Unglaube, daß der Seele geheimes Leben nichts ſey, wenn er es nicht mit Augen ſehe, mit den Ohren höre, mit Händen greife? — Iſt nicht die Gottheit, iſt nicht ihr Einwirken in die Welt auch etwas, was von den Sinnen nicht bemerkt wird? — Und wie vieles iſt nicht ſelbſt in der phyſiſchen Welt, was ſich ſeinem Weſen nach der Erkenntniß der Sinne gänzlich entzieht, und ſich uns blos durch ſeine Wirkungen in der Sinnenwelt offenbart? Hat ein Sterblicher noch die geheime Kraft, welche die Magnetnadel nach den Nordpol wendet, mit ſeinen Augen geſehen, oder ſeinem Gefühle betaſtet? Iſt nicht die Lebenskraft ſelbſt, welche die Weſen beſeelt, iſt nicht die Schwere, welche Körper mit Körper verbindet, etwas, das ſeiner Natur nach für unſre Sinne unvernehmbar iſt?

Der Unglaube iſt daher in einem groben Irrthume befangen, wenn er alles für nichtig halten will, was ſich ſeinen Sinnen weiter nicht offenbart. Denn wer hat dir geſagt, du ſterblicher Menſch, daß die Sinne, mit denen du ausgerüſtet biſt, dir alle und jede Dinge, und alle ihre Eigenſchaften darſtellen müſſen? Mit welchen Gründen willſt du behaupten, daß es durchaus nichts außer dir geben könne, was deine Sinne nicht empfänden? wie alſo läugnen, daß es im

großen Reiche der Wirklichkeit nicht Millionen Dinge und Eigenschaften der Dinge geben könne, von denen dir deine Sinne gar nichts berichten, weil sie nicht so eingerichtet sind, um etwas davon empfinden zu können? Ist doch selbst das, was du von der Welt in deinen Sinnen empfindest, nicht das Wesen der Dinge selbst, sondern nur der Eindruck, den sie auf deine Sinne machen! — Erkennst du also nicht, daß deine Behauptung, alles sey nichts, was du nicht mehr siehest, höreſt, empfindest, eine unverschämte und verwegene Behauptung ist, mit welcher du dich eben so betrügst wie der Taubgebohrne, der die Wirklichkeit der Harmonie läugnet? —

Der Schluß des Unglaubens also, daß der Mensch nach dem Tode nicht mehr sey, weil das, was die Sinne an ihm erkennen, die äußere Hülle, zerstört werde, ist eine grundlose und verwegene Anmaßung, welche noch überdieß den ganz unerweislichen Satz voraussetzt, daß für das Geistige in dem Menschen dieses irdische Sinnenleben die einzig mögliche Art von Daseyn sey. Denn die Behauptung, daß alles Leben des geistigen Menschen beendigt sey, wenn das sichtbare Sinnenleben aufhört, setzt offenbar voraus, daß eine andere Art des Lebens für ihn nicht möglich sey. Diese Unmöglichkeit aber darzuthun, vermag kein Sterblicher, weil er sonst allwissend seyn, und alle mögliche Arten des Daseyns überschauen müßte, was allein der Schöpfer aller Dinge vermag.

Nur so viel erkennen wir also an dem sterbenden Menschen, daß sein irdisches Sinnenleben aufhört, weil der Körper, durch den es allein vermittelt wurde, zerstört

wird; mehr aber nicht, und weiter dürfen wir nicht gehen, wenn wir nicht Machtsprüche thun wollen. Daraus ist auch klar, daß der Unglaube etwas Thörichtes fordert, wenn er verlangt, der Unsterbliche Geist, der nun sein Sinnenleben im Leibe vollendet hat, soll ein Zeichen von seinem Fortleben für Auge, Ohr und Hand geben. — Dieses könnte er nur, wenn er wieder aufs Neue einträte in das Sinnenleben. Dieses hat er aber eben beendigt; zu diesem kann und soll er nicht zurückkehren. Und könnte er uns auch ein solches Zeichen geben, wie würden wir im Stande seyn, zu erkennen, daß es von ihm, dem Verstorbenen, herrühre? Wir würden höchstens die Wirkung in den Sinnen empfinden, aber nimmer die Ursache von der sie ausgegangen wäre, weil diese nicht mehr zur Sinnenwelt gehört, also nicht wissen, woher, und daß sie von dem Geiste eines Verstorbenen komme. Auch die Raupe, die träge auf dem Blatte klebt, erkennt in dem Schmetterling, der neben ihr die Blüthe umflattert, ihren wiedergebornen oder höhergebornen Bruder nicht, dem auch sie einst ähnlich werden soll, sondern hält ihn für ein ganz andres Wesen.

Das Lachen des Unglaubens beruht also auf einem vorschnellen Urtheile, daß sich auf den äußern Schein gründet, und ist darum ein grundloses. Es ist aber auch

2) ein voreiliges Lachen, weil die Hoffnung, die es verspottet, an sich selbst etwas sehr mögliches und wahrscheinliches ist. — Die Umstehenden im Evangelium hielten das Mädchen für todt, und lachten, als Jesus versicherte,

ſie ſey nicht todt, ſondern ſchlafe nur, und die Hoffnung ausſprach, ſie wieder zu erwecken. Sie hätten den Erfolg abwarten ſollen. Nur dann erſt, wenn das Kind nicht wieder hätte erweckt werden können, hätten ſie Grund gehabt, ihr Lachen zu rechtfertigen. Sie mußten aber doch von Jeſu gehört haben, mußten es wiſſen, daß er außerordentliches zu leiſten vermöge, daß für ihn alſo auch das, was er hier verhieß, nicht unmöglich ſeyn dürfte.

Eben ſo iſt das Lachen des Unglaubens bey unſrer Hoffnung der Unſterblichkeit ein voreiliges, denn es betrifft eine Sache, die ſchon an ſich betrachtet, möglich und wahrſcheinlich iſt.

Lachen mag man wohl über ſolche Erwartungen, die an ſich unmöglich ſind, aber doch ſo unwahrſcheinlich, daß ihre Erfüllung der Unmöglichkeit beynahe gleich iſt. Spotten mag man des Thoren, der glaubt durch irgend eine Wunderarznei aus einem abgelebten Greiſe wieder zum blühenden Jüngling zu werden; ſpotten des Leichtgläubigen, welcher ſeine Erſparniſſe im Glücksſpiele opfert, und nichts gewiſſeres erwartet, als den größten Gewinn; ſpotten des Verſchwenders, der ſich ſchmeichelt, ſein Vermögen werde ſich nicht erſchöpfen laſſen; ſpotten des Laſterhaften, der den Saamen des Böſen ausſtreuet, und ſich ſchmeichelt, er werde nie keimen, aufgehen und die bittre Frucht der Strafe tragen. Dieſe alle erwarten das Unmögliche, oder das, was dem Unmöglichen gleich iſt, und darum hält der Verſtändige ihre Hoffnung für Thorheit.

Aber die Hoffnung, welche der Unglaube verlacht, iſt von ganz andrer Beſchaffenheit. Daß uns ihre Wahrheit durch die wichtigſten Gründe verbürgt wird, davon will ich hier nicht ſprechen, ſondern nur daran den Unglauben erinnern, daß ſie in ſich ſelbſt möglich, und dem Menſchen ſo natürlich iſt, daß er immer wieder auf ſie zurückkommt. — Denn, ſagt ſelbſt, was iſt denn unwahrſcheinliches darin, daß ſich im Tode aus des Körpers gröberer Hülle etwas feines und geiſtiges ausſcheidet, das ein neues und ſelbſtſtändiges Leben beginnen ſoll? — Ein ſolches geiſtige iſt ja in dem Menſchen unwiderſprechlich vorhanden; es bleibt in den meiſten Menſchen bis auf den letzten Augenblick thätig; es überdauert hier ſchon das Altern des Körpers. Warum ſollte es im Tode nicht ganz von dem irdiſchen Leibe getrennt werden, und in neue Verbindungen mit Fortdauer ſeines Bewußtſeyns eintreten können? Erblicken wir nicht in der Natur ähnliche Auswickelungen aus Keimen, wo ſich ein neues und ſelbſtſtändiges Leben aus alternden Hüllen entfaltet? — Hat nicht auch das Saamenkorn einen lebendigen Keim in ſich, der ſich zu einer neuen Pflanze geſtaltet, wenn die Hülle des Keims, das Korn ſelbſt, in der Erde zerſtört wird? — Ruht nicht der Keim des Küchleins tief verborgen im Ey, und wird dadurch zum Leben erweckt, daß ſeine Umgebungen zerſtört werden? Zeigt uns nicht die Raupe, wenn ſie ſich verpuppt, und eine Zeitlang in einem todähnlichen Schlafe zubringt, daß ſich unter der häßlichen Schaale ein neues ätheriſches Geſchöpf ganz anderer Art, der Schmetterling, bildet, und mit der Zerſtörung ſeiner Hülle ins Leben tritt? Iſt nicht

endlich des Menſchen Geburt zu dieſem Leben auch eine ähnliche Entwickelung, mit welcher ein Aufhören des erſten Lebens im Mutterſchooße verbunden iſt? —

Wenn uns aber die Erfahrung ſo viele Wandlungen des Lebens, ſo viele Entwickelungen eines höhern Daſeyns aus frühern Zerſtörungen darſtellt; mit welchem Rechte wollten wir die Möglichkeit läugnen, daß auch die Zerſtörung des ſterblichen Leibes eine ähnliche Entwickelung für unſer geiſtiges Weſen ſeyn könne? — Kann man zweifeln, ob auch wohl derſelbe Schöpfer, der aus der unförmlichen Raupe einen Schmetterling hervorgehen läßt, nicht Macht genug habe, um aus der Puppe des menſchlichen Leibes den unſterblichen Geiſt zu einem höhern Leben hervorzurufen? Kann man zweifeln, ob er Güte genug habe, um dem Menſchen ein zweites Leben zu geben, da er ihm die Vorſtellung davon mittheilte, und die Sehnſucht darnach ſo tief in ſeine Seele ſenkte? Darf man zweifeln, ob es der Weisheit des Schöpfers gemäß ſey, einem Geſchöpfe, dem er Kräfte und Anlagen für mehr als eine Art des Daſeyns gab, ein zweytes Daſeyn zu gewähren, da das erſte dieſe Kräfte weder ausbildet noch erſchöpft? — Oder fehlt es etwa an Wohnplätzen zu einem neuen Daſeyn für unſre Seele? Iſt nicht die Zahl der Weltkörper, die unſer Auge erblickt, unendlich? Sind aber alle dieſe Welten nicht auch Schauplätze des Lebens? Verſchwindet nicht ihre Entfernung, ſo groß ſie auch iſt für den ſchweren irdiſchen Leib, für den geiſtigen Gedanken in Nichts? Durcheilt nicht das dem Geiſte verwandte Licht den Raum von einigen und zwanzig Millionen Meilen von der

Sonne bis zur Erde in einigen Minuten, der Gedanke, des Geiſtes aber in einem Augenblicke? Sind nicht jene fernen Welten Gottes unſerm denkenden Geiſte eben ſo nahe, als unſerm ſterblichen Leibe der Erdboden, der ihn trägt?

Wenn wir nun aber in der Schöpfung ähnliche Verwandlungen, wie wir ſie für unſern Geiſt erwarten, erblicken; wenn eine ſolche Verwandelung weder über des Schöpfers Macht geht, noch ſeiner Güte und Weisheit widerſpricht; wenn neue Himmel und neue Erden im großen Weltall in unberechneten Schaaren vor unſern Augen ſchweben; wenn die phyſiſche Verbindung, in der ſie ſtehen, ſchon im Voraus wahrſcheinlich macht, daß auch eine geiſtige Verbindung zwiſchen ihren vernünftigen Bewohnern ſtatt findet: was wäre da in jener beglückenden Hoffnung der Unſterblichkeit unmögliches, ja nur unwahrſcheinliches? Was könnte irgend einen Sterblichen berechtigen, dieſer Hoffnung im Voraus als einer thörichten zu ſpotten? —

Nein, voreilig iſt jenes Lachen des Unglaubens, denn es betrifft etwas, das ſchon an ſich ſelbſt nicht nur als möglich, ſondern auch als wahrſcheinlich anerkannt werden muß.

Es iſt aber auch

3) ein unſeliges Lachen, denn es ſtreitet wider das Leben und den Frieden der Seele. — Für den gebeugten Vater im Evangelium gab es wohl in dem erſten Augenblicke des Schmerzes keinen kräftigern Troſt als das Wort Jeſu. Das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläfet nur! und die daran ſich knüpfende Hoffnung, daß ſie Jeſus zum Leben wie-

der erwecken werde. Dieſer Hoffnung zu lachen, war grauſam; ſolcher Sport mußte das Herz des troſtloſen Vaters zerreißen.

Aber weit troſtloſer und unſeliger iſt es, wenn der Unglaube der Hoffnung der Unſterblichkeit lacht. Er tödtet damit das Leben und den Frieden ſeiner eigenen Seele. — Denn welche Hoffnung wirft der Unglaube von ſich? — Nicht etwa einen ſpitzfündigen Glaubensſatz, deſſen Annahme oder Verwerfung nirgends einen Einfluß auf unſer Leben und unſre Beruhigung äußert; nicht einen Aberglauben, der den Menſchen ablenkt von der Erfüllung ſeiner Pflichten, und ihn zu Thorheiten und Ausſchweifungen verlockt; ſondern einen Glauben, welcher die edelſten Gefühle unſers Herzens in Anſpruch nimmt, uns unſre menſchliche Würde verbürgt, über unſer ganzes Daſeyn ein wohlthätiges und erfreuliches Licht verbreitet, die ſtärkſte Stütze aller Tugend und Rechtſchaffenheit, und der einzige und höchſte Troſt für jedes menſchliche Herz iſt gegen die Schrecken des Todes.

Denn wären wir nicht unſterblich, was hätten wir dann voraus vor dem Thiere, das den Staub der Erde iſſet? — Etwa die menſchliche Geſtalt? Iſt ſie nicht eben ſo dem Staube geweiht, wie der Körper des Thieres? — Oder die Vernunft? — Ja dieſe iſt unſer Vorzug, unſre Würde! Aber was wäre ſie ohne Unſterblichkeit? Was hülfe uns dann unſre Einſicht, unſer Wachsthum an Erkenntniß der Wahrheit? Es wäre dann doch alles in kurzem verloren, und das göttliche Leben, zu dem ſich unſer Geiſt zu erheben vermag, wäre nicht dauerhafter als die kurze Pracht der Blume,

die aufblüht und hinwelkt an der Sonne eines Jahres. Nichts hätten wir dann vor den vernunftlosen Geschöpfen voraus, als den traurigen Vorzug, daß uns die Vernunft das Grab mit seinen Schrecken lange vorher zeigt, ehe es uns aufnimmt, während das vernunftlose Thier nur das Leben nicht aber den Tod schauet. — Und wären wir nicht unsterblich, was wollten wir unserm Geiste zur Entschädigung darbiethen, wenn er durch dieses kurze, mühselige, unvollkommene Leben sich nicht befriediget fühlt? wenn er ergriffen wird von der Sehnsucht, auszutreten aus dem Dunkel, das hier sein Auge umschleiert, und des Weltalls Herrlichkeit vollkommener zu schauen? wenn er gedrückt von des irdischen Lebens Unvollkommenheiten und gefesselt durch die unauflöslichen Banden nachtheiliger Verhältnisse nach einem freiern, gerechtern und seligern Wirkungskreise strebt? — Und womit wollten wir, wenn wir nicht unsterblich sind, den Widerspruch lösen, daß die heilige Stimme des Gewissens, die wir nimmer abzuweisen vermögen, von uns Verzicht auf Güter des Lebens, ja auf das Leben selbst fordert? — Den Gläubigen weiset sein Glaube bey dieser Armuth des irdischen Lebens auf den unermeßlichen Reichthum einer Ewigkeit, und in diesem Glauben findet er Frieden und Eintracht in seinem Innern; aber den Ungläubigen weiset sein Unglaube nur auf die Erwartung der Verzweiflung, auf die Zerstörung im Tode. Dann aber hat die Tugend keinen Vergelter, das Laster keinen Rächer, die Entsagung keine Entschädigung, das Opfer weder Dank noch Zweck, und der menschliche Geist mit seinen Bestrebungen und Gesetzen und mit seinem Ge-

wissen ist ein Mißgriff des weisen Schöpfers, ein Wesen, das mit sich selbst in unseliger Zwietracht ist.

Darum, ihr Unglücklichen, die ihr des Lebens seligste Hoffnung verlacht, — darum ist in eurer Seele kein Friede, keine Kraft zu edlen Thaten, keine Festigkeit in Erfüllung eurer Pflichten, kein Vermögen zu dulden, zu opfern. Darum dient ihr den sinnlichen Lüsten; darum seyd ihr, weil ihr keine Vergeltung erwartet, so kühn zur Ungerechtigkeit und zum Laster; darum seyd ihr, weil ihr das Leben zum flüchtigen Traume macht, so arm an verständigen, edlen Thaten, und so reich an nichtigen Thorheiten und flüchtigen Genüssen; darum, weil ihr dem Leben seinen Zusammenhang mit der Ewigkeit raubt, ist eure ganze Weisheit nur die unselige Thorheit, des Grabes zu vergessen, das Auge vor der Zukunft zu verschließen, und es allein auf den Genuß der Gegenwart zu richten.

Ach, und welchen Trost habt ihr dann, wenn des Schicksals Hand die, die ihr liebet, von eurer Seite reißt? — Den kräftigsten Trost, das Wort: sie sind nicht todt, sondern sie schlafen nur! — den könnt ihr nicht fassen, den habt ihr längst von euch geworfen! Was bleibt euch dann noch übrig, was eure Thränen trocknen, eure Sehnsucht stillen könnte? — Nein, wahrlich, wir beneiden euch nicht, daß ihr die harmloseste, menschlichste Hoffnung leichtsinnig von euch geworfen habt! Wir beklagen euch vielmehr! wir wünschen nichts sehnlicher, als daß euer Herz genesen möge von einem Unglauben, der euch alles nimmt, was euch zufrieden machen könnte, und euch nur gibt, was euch unselig macht. Und so lange ihr auch den Gedanken

des Todes unter den Blumen des Lebens verbergen möget; immer könnt ihr es doch nicht! — Ihr werdet alt; die Hütte eures Leibes wird gebrechlich; eure Freunde begrabt ihr einen noch den andern; des Lebens Genüsse fliehen; das Grab erinnert euch, daß auch ihr seine sichere Beute seyd! Aber was ist es denn, daß ihr so unruhig werdet? warum seyd ihr traurig mitten in der Freude? Warum ergötzt euch kein Reichthum und kein Genuß mehr? Was fliehet ihr die stille Stätte der Todten mit scheuem Tritte? Was seyd ihr unruhig und traurig, wenn das Jahr wechselt, oder der Tag eurer Geburt wiederkehrt? — Ach Unglückliche! ihr habt des Glaubens gespottet, auf dem der Friede der Seele ruht; ihr habt den einzigen Stab, an dem man ruhig zum Grabe wandert, leichtsinnig weggeworfen; ihr habt über dem Erdenleben den Himmel verloren: Darum ist kein Friede in euern Seelen, kein Trost in euern Herzen!

Wir beneiden euch nicht! aber wir lassen uns auch von euch nicht irren! Wir wissen, euer Unglaube gründet sich auf den äußerlichen groben Schein, spottet voreilig einer Hoffnung, deren Möglichkeit die Vernunft, deren Erfüllung das Herz uns verbürgt, und wirft einen Glauben von sich, ohne dem das Leben ein Widerspruch wäre, ohne dem kein Friede in menschliche Seelen kommt. Wir ergreifen vielmehr den Stab der Hoffnung, den uns des Schöpfers Güte darreicht, mit vertrauensvoller Hand! Wir glauben der stillen Ahnung der Unsterblichkeit, die er uns ins Herz senkte, mit kindlicher Zuversicht. Wir wissen, daß die ewige

Güte kein Geſchöpf täuſche; und ſo ſind wir in unſerm Glauben ruhig und ſelig, feſt vertrauend, daß uns nichts, weder Hohes noch Tiefes, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Leben noch Tod von Gott ſcheidet und von ſeiner Liebe!

Am zweyten Osterfeyertage.

1822.

Wenn der Tod Personen, die wir achteten und liebten, von unsrer Seite reißt, so halten wir uns nicht gleich aller Pflichten gegen sie für entbunden, sondern Liebe und Achtung verpflichten uns, ihren entseelten Körper auf eine anständige Weise aus der Mitte der Lebendigen zu entfernen, um ihn der Zerstörung, der er vom Schöpfer bestimmt ist, zu übergeben. Wir senken ihn in der Erde Schooß, damit er sich nach des Schöpfers Worte: „du bist Erde, und sollst zur Erde werden!“ mit dem Staube wieder vermische, dem er angehört. Dadurch wird der Anblick der Zerstörung eines Leibes, an welchen sich so viele Erinnerungen der Liebe und Achtung knüpfen, unsern Blicken und Gefühlen entzogen, in das Bild des verehrten Todten desto treuer und ungetrübter in unsrer Erinnerung bewahrt. Auch entspricht das Einsenken des Leichnams in den Mutterschooß der Erde den Hoffnungen, die wir als Christen, von den Verstorbenen zu hegen berechtiget sind, und ist ein rührendes Bild der Aussaat zur Unsterblichkeit und des Erblühens eines neuen Lebens aus den Zerstörungen des Todes. Christen, welche wissen, daß ihrer eine Auferstehung wartet, halten es daher mit Recht für eine heilige Pflicht, die entseelte Hülle ihrer Verstorbenen auf eine anständige Weise zu beer-

digen, und alle Völker, selbst die rohen, zeigen, daß diese Pflicht, die auch ihnen theuer ist, auf allgemeinen menschlichen Gefühlen beruhe.

Man nennt das Begräbniß gewöhnlich die letzte Pflicht, die man gegen Verstorbene erfülle; und wenn man unter Pflichten Dienste versteht, die wir andern leisten, so ist das anständige Begräbniß gewiß die letzte Pflicht, die wir gegen Verstorbene erfüllen können. Denn wenn ihr sterblicher Leib der Erde zurück gegeben ist; so können wir ihrem unsterblichen Geiste, der über die Freuden, Leiden und Bedürfnisse der Erde erhoben ist, keinen Dienst weiter leisten. Verstehen wir aber unter Pflichten Handlungen, zu denen uns die Verhältnisse, in denen wir mit den Verstorbenen standen, verbinden, welche die Achtung, die Liebe, die Dankbarkeit gegen sie fordern; so ist das Begräbniß nicht die letzte Pflicht, die wir ihnen schuldig sind, sondern es gibt auch Pflichten, die wir fortwährend gegen sie zu erfüllen haben. Ohnerachtet sie keinem unterrichteten Christen unbekannt seyn werden; ohnerachtet kein gefühlvoller Mensch an ihrer Verbindlichkeit zweifeln wird: so wird es doch nicht ohne Nutzen seyn, wenn wir sie uns nach ihrem Inhalte und ihrer Verbindlichkeit absichtlich vors Auge stellen.

Evangel. Luk. Kap. 24, v. 13—35.

Das Verhalten der Jünger gegen ihren geliebten Herrn lehrt uns,

daß die Lebenden gegen achtungswerthe Verstorbene auch fortwährende Pflichten zu erfüllen haben.

Sie müssen nämlich 1) das Gefühl von dem Werthe der Verstorbenen in dankbarem Andenken behalten. —

Von den Jüngern im Evangelium heißt es: „sie redeten mit einander von diesen Geschichten, (von ihres Herrn Tugenden und letzten Schicksalen,) und waren traurig;" und aus den heiligen Schriften des neuen Testaments wissen wir, daß die Ehrfurcht und Liebe, welche die Apostel Jesu im Leben bewiesen hatten, nie erlosch, sondern in gleicher Stärke fortdauerte, und sie begeisterte, für ihn und seine göttliche Sache alles zu thun, zu wagen und zu leiden.

Nichts ist auch nach dem allgemeinen Gefühle der Menschen entehrender und unedler, als eines Todten, der uns theuer und werth seyn sollte, schnell zu vergessen, und durch Wort oder That zu zeigen, daß wir gleichgültig sind gegen seinen Verlust. Dieses ist nicht nur das Zeichen eines tadelnswerthen Leichtsinns oder eines unwürdigen Unbestandes in den Gefühlen der Freundschaft, und eines verächtlichen Undankes gegen die Verdienste und Wohlthaten der Verstorbenen; sondern es streitet gradezu mit dem theuern Glauben, den uns die Religion verbürgt, nach welchem Todte und Lebende nur auf kurze Zeit geschieden sind, die Kirche auf Erden, oder die Versammlung der Gläubigen im irdischen Leben nur eine Vorhalle der himmlischen Kirche ist, der Gemeinde der Auserwählten, zu welcher auch wir einst hinan kommen sollen, und ein Tag der Wiedervereinigung uns alle erwartet. Der Christ, eingedenk, daß er zu derselben Heimath pilgert, zu welcher ihm geliebte Todte vorausgegangen sind, wird ihr An-

denken immer in treuem und liebendem Herzen bewahren, als solcher, die nur von ihm getrennt sind, um sich mit ihm wieder zu vereinigen. Er wird sich daher keiner schimpflichen Gleichgültigkeit gegen die zarten Bande der Freundschaft schuldig machen, die ihn mit den Verstorbenen fortdauernd verknüpft; aber er wird sich auch über ihren Tod keiner Trostlosigkeit überlassen, wie die Ungläubigen „die keine Hoffnung haben“ (1. Thess. 4, 13). Zwar ist im ersten Augenblicke der Schmerz heftig, und selbst gefaßte Seelen sind oft unfähig, ihm zu gebiethen; aber dennoch fordert es die Achtung und Liebe gegen die Verstorbenen, daß wir den Schmerz beherrschen. Die Thränen, die wir an ihrem Grabe weinen, ehren sie zwar, und sind das Zeugniß einer Liebe zu ihnen, die ihnen, wenn sie noch Kenntniß nehmen von irdischen Dingen, theuer und angenehm seyn muß. So sah der Auferstandene gewiß mit Wohlgefallen auf die sanfte Trauer seiner Freunde, durch welche sie an den Tag legten, wie sehr sie ihn auch nach seinem Tode liebten. Aber daß wir trostlos werden, uns von Schmerz überwältigen lassen, und durch Gram und Thränen uns das Leben verbittern und verkürzen; das wollen die Vollendeten gewiß nicht. Könnten sie zu uns sprechen, wie der Auferstandene zu seinen Freunden sprach, so würden sie den Trostlosen zurufen: „was weinest du? weißt du nicht, daß ich eingegangen bin zur Herrlichkeit meines Erlösers? — oder zweifelst du an meiner Seligkeit? weißt du nicht, daß der himmlische Vater jeden abruft zur rechten und heilsamsten Zeit?“ — Nein, meine Brüder! die Achtung gegen die Verstorbene muß uns versichern,

daß es ihnen jenseits, im Lande der Vergeltung wohl gehen werde, und die Liebe zu ihnen muß ihnen ihre Seligkeit gönnen, und die Klage des Eigennutzes um ihren Verluſt verſtummen machen.

Nicht alſo durch unmäßige Trauer beweiſen wir ihnen Liebe und Achtung, ſondern in dem Bewahren einer dankbaren Erinnerung an ihre Tugenden und ihre Liebe zu uns. Dieſe aber werden wir ihnen nicht ſicherer und ihnen ſelbſt wohlgefälliger beweiſen können, als wenn wir uns ihre Tugenden zum Muſter nehmen, wenn wir den Ermahnungen, die ſie uns als Aeltern, oder Freunde im Leben gaben, noch nach ihrem Tode gehorchen, und uns ſo verhalten, daß wir ihrer Liebe und Achtung würdig bleiben, und ſie uns einſt bey unſrer Wiedervereinigung mit Freuden in ihre Arme ſchließen können. Hieraus ergibt ſich auch von ſelbſt, was von dem Schmucke zu halten iſt, mit welchem wir die Gräber verehrter oder geliebter Todten ehren, und von den Denkmählern, die wir zur Erhaltung ihres Namens errichten. Wenn es nicht die Eitelkeit oder die Heucheley vor der Welt, ſondern die Liebe iſt, die uns antreibt, die Erde zu verſchönern, mit welcher ſich der Staub geliebter Todten vermiſchen ſoll; wenn es nicht Eitelkeit iſt, die ſich ſelbſt verherrlichen will, ſondern lebendiger Sinn iſt für wahres Verdienſt, der daſſelbe auch der Nachwelt durch Denkmäler verkündigen will: ſo iſt zwar nichts dagegen zu ſagen, und die Aeußerung ſolcher Liebe und Verehrung mag den Ueberlebenden wohl anſtehen. Aber eine beſtimmte Pflicht gegen die Verſtorbenen, die uns zu ſolchen Leiſtungen verbände, iſt nicht zu erkennen. Was hier die Liebe und die Ver-

ehrung thun, iſt nicht ſowohl Pflicht gegen die Vollendeten, als vielmehr eine Genugthuung für unſer eigenes Herz. Dagegen gebiethet uns die Pflicht,

2) für die Erhaltung der Ehre und des guten Namens achtungswerther und geliebter Todten zu ſorgen.

Die Apoſtel trafen auf dem Wege mit einem, wie ſie glaubten, unbekannten Fremdling zuſammen, der nichts von Jeſu und ſeinen Schickſalen zu wiſſen ſchien. Nicht ungefragt drangen ſie ihm die Geſchichte der Trauer ihrer Herzen auf; aber als er fragte nach dem Grunde ihrer Traurigkeit, da ſchwiegen ſie auch nicht. Sie verhehlten nicht, daß der geliebte Verſtorbene, den ſie betrauerten, von den Hohenprieſtern und Oberſten ihres Volks überantwortet worden ſey zur Verdammniß des Todes, und gekreuziget, daß er alſo einen ſchmachvollen Tod erlitten habe; aber ſie ſorgten auch mit Zartgefühl, daß nicht etwa der Fremdling dadurch zu einer nachtheiligen Meinung von Jeſu veranlaßt werde; ſie rühmten auch von ihm, was ſie mit Wahrheit rühmen konnten, nämlich, daß der Gekreuzigte geweſen ſey „ein Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volke.“

Solches Verhalten gereichte den Jüngern zur Ehre, und war ihrer Pflicht gegen Jeſum eben ſo gemäß, als ihrer Pflicht gegen die Wahrheit. Denn es iſt Pflicht für Bewahrung der Ehre und des guten Namens geliebter Todten zu ſorgen, doch ſo, daß wir die Pflicht der Wahrhaftigkeit dadurch nicht verletzen. Denn ob ſie gleich nicht mehr unter den Lebendigen wandeln, ſo leben ſie doch noch fort in der Erinnerung

der Menschen; und dieses Leben ihnen zu erhalten, und ungetrübt, in aller Ehre zu erhalten, deren sie wirklich würdig waren, ist Pflicht der Liebe und Freundschaft. Je näher sie uns standen, je größere Verdienste sie um uns hatten; desto heiliger ist diese Pflicht. Denn war es nicht auch ihr Wunsch, wie der Wunsch aller guten Menschen, in dem Andenken ihrer Mitmenschen auf eine ehrenvolle Weise fort zu leben? Verlangten sie nicht während ihres Lebens von unsrer Freundschaft, sie zu rechtfertigen, wenn sie verunglimpft würden? Wird es also nicht nach ihrem Tode noch mehr unsre Pflicht seyn, ihre Ehre zu bewahren, da sie sich selbst nicht mehr vertheidigen können? — Ach, und wie leicht muß es uns seyn, wie angenehm, diese Pflicht zu erfüllen, wenn wir sie wirklich liebten? Erwartet dieß nicht jeder Wohldenkende von uns? trifft nicht den Verachtung, und mit Recht, der dieser Pflicht sich entzieht? — Alles also, was die Verstorbenen Gutes an sich hatten, Löbliches vollbrachten, Nützliches stifteten, muß uns unvergeßlich seyn, von uns dankbar anerkannt, und das Gute mit treuer Sorgfalt erhalten und geschützt werden.

Nur daß wir dabey nie die Pflicht der Wahrhaftigkeit verletzen; nur daß wir bey dem Preise der Verstorbenen von aller Eitelkeit und Prahlsucht entfernt bleiben; nur daß kein eitles und schmeichlerisches Lob derselben über unsre Lippen komme! — Man ist nicht immer einig darüber gewesen, ob es erlaubt sey, die Fehler verstorbener Personen zu bekennen, oder ob man nicht lieber davon schweigen müße. Manche meinen, von den Verstorbenen müsse man nichts als Gutes spre-

chen, weil sie sich gegen Tadel nicht mehr vertheidigen könnten; andere glaubten, man dürfe und müsse ohne Rückhalt von ihren Fehlern und Schwächen reden, weil ihnen nachtheilige Urtheile nicht mehr schaden könnten. — Es ist leicht einzusehen, was die Pflicht hier fordert. Den Schmeichler, der die Fehler und Schwächen der Verstorbenen, so lange sie lebten, pries, und nun nach ihrem Tode erst anfangen will, sie zu richten, trifft gerechte Verachtung. Aber wenn die Fehler, die unsre Freunde an sich hatten, oder ihre minder ehrenvollen Schicksale einmal bekannt sind, so wäre es Thorheit und Unredlichkeit zugleich, sie in Abrede stellen, oder in ein Geheimniß hüllen zu wollen. So bekannten die Jünger im Texte, was einmal offenkundig war, daß Jesus den schmachvollen Kreuzestod erlitten hatte. Sind aber ihre Schwächen und Fehler, oder ihre minder ehrenvollen Schicksale nicht bekannt; so fordern Achtung und Liebe, daß wir sie auch nicht bekannt machen, wenn nicht eine bestimmte Pflicht solches gebietet, wie z. B. wenn durch solche Verschweigung für andere irgend eine Gefahr erwächset, oder wenn wir, wie der Geschichtschreiber, die bestimmte Pflicht übernommen haben, andere von der Wahrheit zu unterrichten. Ueberhaupt gelten alle Regeln, welche die Pflicht der Wahrhaftigkeit bedingen, auch von dem, was wir über Verstorbene sagen, und wir werden dieser Pflicht am sichersten nachkommen, wenn wir zwar die Mängel der Verstorbenen eingestehen, aber lieber von ihren Tugenden sprechen, über jene mit Nachsicht und Schonung, über diese aber mit

Wärme und Liebe, doch ohne Uebertreibung und Schmeichelei urtheilen.

Endlich liegt uns gegen achtungswerthe und geliebte Verstorbene auch die Pflicht ob, 3) ihren letzten Willen in Hinsicht der Gegenstände des irdischen Lebens zu erfüllen, sowohl den ausdrücklich erklärten als den stillschweigend uns kund gewordenen.

Hiervon geben uns die Apostel des Herrn ein schönes Beyspiel. — Als Jesus blutend am Kreuze hing, und seine Mutter und seinen Jünger Johannes erblickte, so sprach er: „Weib, siehe, das ist dein Sohn!" — und zum Jünger: „siehe, das ist deine Mutter." Und es heißt in der Schrift: „von dem Tage an nahm sie der Jünger zu sich!" — Ehe der Herr von seinen Aposteln gänzlich schied, gab er ihnen den Auftrag: „gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker!" — und sie gingen hin, und erfüllten das Wort ihres Herrn mit Gefahr und Hinopferung ihres Lebens. Und als der Herr in der letzten Nacht seines Lebens seinen Jüngern das Brod brach und den Kelch darreichte, und hinzusetzte: solches thut zu meinem Gedächtnisse! — so feierten die Apostel dieses Abendmahl zu Ehren seines Todes, und bewahrten das Wort ihres Herrn tief in ihrem Herzen, daher er auch von den beiden Jüngern, von welchen unser Text spricht, sogleich erkannt wurde, als er, — wie in der letzten Nacht seines Lebens — das Brod brach.

Die Apostel handelten aber hierin ihrer Pflicht gemäß; denn es liegt uns ob, den erklärten oder uns

sonst bekannten Willen der Verstorbenen nach ihrem Tode zu erfüllen. Das Recht der Lebenden, über die irdischen Dinge, die von ihrer Willkühr abhangen, über ihr Leben hinaus verbindliche Verfügungen treffen zu können, ist so offenbar, daß auch jede bürgerliche Gesetzgebung die Gültigkeit des letzten Willens der Verstorbenen, wenn er hinlänglich beglaubigt ist, anerkennt und schätzt. Schon aus diesem bürgerlichen Rechte geht für jeden der Hinterbliebenen die Pflicht hervor, den Willen der Verstorbenen zu ehren. Die Dankbarkeit, die wir Verstorbenen schuldig sind, und die mit dem Tode nicht erlöschen darf, heiligt diese Pflicht; noch mehr aber die religiöse Ueberzeugung von unsrer fortdauernden und im ewigen Reiche Gottes wieder zu erneuernden Verbindung mit den Verstorbenen. Diese sind denen gleich zu achten, welche auf einige Zeit in ein fernes Land verreisen. Sie kommen zwar nicht wieder zurück in die Heimath, aber wir kommen zu ihnen, und ihr Wille, ihre Bitten, ihre Anweisungen müssen uns daher eben so heilig seyn, als ob sie noch gegenwärtig wären.

Es ist aber ein dreifacher Wille der Verstorbenen denkbar. Zuerst ihr ausdrücklicher und feierlich erklärter Wille, den man im bürgerlichen Leben das Testament der Verstorbenen nennt. Die Pflicht, ihn zu vollziehen, ist so anerkannt, daß sie von den bürgerlichen Gesetzen als eine Zwangspflicht betrachtet wird. — Ein andrer Wille der Verstorbenen ist ihr deutlich erklärter, aber nicht gesetzlich beglaubigter Wille und Wunsch, was die Ihrigen und ihre Freunde

in dieſer oder jener Rückſicht thun ſollen, ihre letzten Bitten, deren Erfüllung ſie nicht von geſetzlichem Zwange, ſondern von der Liebe und Dankbarkeit ihrer Angehörigen erwarten. So empfehlen oft Sterbende den Ihrigen oder ihren Freunden die Erhaltung nützlicher Anſtalten, die ſie getroffen haben, die fernere Verſorgung Verlaſſener, an denen ſie Vaterſtelle vertraten, die Vergeltung von Wohlthaten, die ſie ſelbſt nicht zu vergelten wüßten, die Vergütung von Böſem, das ſie nicht wieder haben gut machen können, die Pflege und Beſchützung ihrer unerzogenen Kinder, und welches ſolcher Herzenswünſche mehr ſind, welche die Scheidenden den Ueberlebenden als ein theures und heiliges Vermächtniß zurück laſſen. Wer aber ſollte nicht ſolche Bitten und Wünſche für heilige Verpflichtungen halten? — Sind es nicht die letzten Beweiſe der Liebe, welche die Scheidenden von uns fordern? und könnten wir ſie ihnen verweigern? — Legen ſie nicht damit ein beſonderes Vertrauen in unſre Freundſchaft an den Tag? und könnten wir dieſes täuſchen? —

Aber die Liebe fordert noch mehr! Es gibt auch einen Willen der Vollendeten, den ſie vielleicht nie ausgeſprochen haben, von dem wir aber wiſſen, daß es ihr Wille und Wunſch iſt, und daß ſie ihn ausgeſprochen haben würden, wenn ihnen der Tod Zeit und Beſonnenheit dazu gelaſſen hätte. Auch dieſe Wünſche wird die Liebe gern erfüllen, und gerade in der Aufmerkſamkeit auf ſolche ſtille, nicht ausgeſprochene Bit-

ten zeigt sich der zarte Sinn der Ueberlebenden gegen die Verstorbenen. Denn kann es wohl einen Unterschied machen, ob der Verstorbene die Bitte an uns still im Herzen hielt, oder sie gegen uns aussprach? Zögert die Liebe mit ihrem Dienste so lange, bis sie gebethen, beschworen wird? — oder ist es ihr nicht vielmehr genug zu wissen, was das Herz des Geliebten begehrt? — Wenn daher auch kein Wort über die Lippen des Scheidenden gekommen wäre, daß wir ein Unrecht, das er noch nicht vergütet habe, vergüten möchten; so müßte es uns schon genug seyn, zu wissen, daß er es vergütet zu sehen wünschte. Und wenn er auch diesen Wunsch im Leben nicht geäußert hätte, so können wir doch wissen, daß er nun, befreit von allen Täuschungen der Leidenschaft, wünschen muß, und, wenn er es vermöchte, uns darum bitten würde, daß wir das verbessern und ersetzen, was er nun nicht mehr verbessern und ersetzen kann. — Oder, wenn auch kein Wort über die Lippen der sterbenden Gattin, die von unerzogenen Kindern scheidet, gekommen wäre, daß der überlebende Gatte bey einer zweyten Wahl darauf sehen möchte, den Verwaiseten eine zweyte Mutter zu geben; so kann doch der Gatte wissen, daß dieses der sehnsuchtsvolle Wunsch der Sterbenden war, daß es ihr fortdauernder Wunsch in der Ewigkeit seyn wird, und es ist Pflicht für ihn gegen die Verewigte, die einst ihre Kinder von seiner Hand fordern wird, bey der Wahl einer zweyten Gattin nicht der Leidenschaft oder dem Eigennutze Gehör zu geben, sondern eine Mutter und treue Erzieherin für seine Kinder zu suchen.

So sehr aber auch die Gewissenhaftigkeit geehrt werden muß, welche der Verstorbenen Willen, Bitten und Wünsche heilig hält; so ist doch die Pflicht, diesen Willen zu erfüllen, keine unbedingte, sondern eine bedingte oder eingeschränkte. Die Sterbenden sind Menschen, und dem Irrthume und der Leidenschaft unterworfen. Ihr Wille, ihre Wünsche können daher auch ein Erzeugniß der Leidenschaft, des Eigensinns, des Vorurtheils, der Sonderbarkeit seyn. In solchen Fällen bindet uns nichts, ihren Willen zu erfüllen, selbst wenn wir es ihnen aus Uebereilung oder Schwachheit, oder um sie in ihren letzten Stunden nicht zu beunruhigen, versprochen hätten. Denn wir können ja gewiß seyn, daß mit dem irdischen Leben der Nebel der Täuschung gefallen ist, der ihrem Auge das Rechte verhüllte, daß sie also selbst nicht mehr billigen, was sie von uns verlangten, daß sie uns des gegebenen Versprechens im Lande der Wahrheit wieder entbunden haben, ja daß es ihnen nur unangenehm seyn müßte, wenn wir das, was sie als irrende Sterbliche von uns forderten, vollbringen wollten. So ist es nicht selten, daß Sterbende den Ueberlebenden Rache für empfangene Beleidigungen auftragen, welche sie nicht vollziehen konnten, daß sie in Hinsicht ihrer Kinder Bestimmungen über die ehelichen Bande treffen, die sie eingehen oder verweigern, Verordnungen aussprechen über die Kirche, zu der sie sich halten, oder die sie verlassen sollen. In allen diesen Fällen, so wie bey dem Willen der Verstorbenen überhaupt, müssen wir die Regel fest halten, nur das zu thun, was in ihrem

Willen recht und pflichtmäßig, der wahren Wohlfahrt der Lebenden angemessen ist, und wovon wir voraus setzen können, daß es ihr Wille auch als vollendete Geister sey und bleibe. Denn Gottes Gesetz ist ja die Regel alles Wollens nicht nur für die Sterblichen, sondern auch für die unsterblichen Geister. Dieses Gesetz vermag kein endlicher Wille aufzuheben, von ihm kein Schwur zu entbinden. Gegen dasselbe zu handeln kann und darf uns nichts verbinden, selbst wenn der Sterbende unter Bedrohung seines Fluchs uns hätte verbindlich machen wollen. Denn unsere Seele und ihr Heil steht nicht in seiner, sondern steht wie des Sterbenden Seele und ihr Heil in Gottes höherer und gnädiger Hand. Des Höchsten weiser Rath aber, der unsre Schicksale bestimmt, richtet sich nicht nach der Menschen Leidenschaften, und wird auch nicht gehemmt durch menschliche Fluchformeln, die der Mensch nie aussprechen sollte, weil sie eine Beleidigung der Oberherrschaft des weisesten, gütigsten und gerechtesten Wesens sind.

Dieß sind die Pflichten, die uns fortdauernd gegen Verstorbene, die wir achteten und liebten, obliegen.

Laßt sie uns gern und gewissenhaft erfüllen, und auch dadurch an den Tag legen, daß wir unsterbliche Wesen sind, die nach kurzer Trennung im himmlischen Vaterlande in geistiger Liebe aufs Neue zusammen treten. Laßt uns die zarten Fäden dieser Liebe fest halten, und sie das unsichtbare Band bilden, das uns mit der verborgenen Welt der Vollendeten verknüpft, damit,

wenn auch unſre Wallfahrt ihr Ende erreicht, keine Gefühle der Reue und Beſchämung die ſeligen Augenblicke trüben möge, die unſrer warten, wenn auch wir in die Gefilde des ewigen Lichts eintreten und hinankommen zu den Seelen der Gerechten, die in Gottes ewigem Reiche vereinigt ſind zu Einer ſeligen und ihn anbetenden Gemeinde.

Predigten

an

Sonn- und Festtagen

gehalten

von

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,
Oberconsistorialrathe, Generalsuperintendenten
und Oberpfarrern zu Gotha.

Zweytes Bändchen.

Leipzig,
bei Johann Ambrosius Barth.
1823.

Worte

der heiligen Schrift

zum

Unterricht und zur Erbauung

erklärt

in

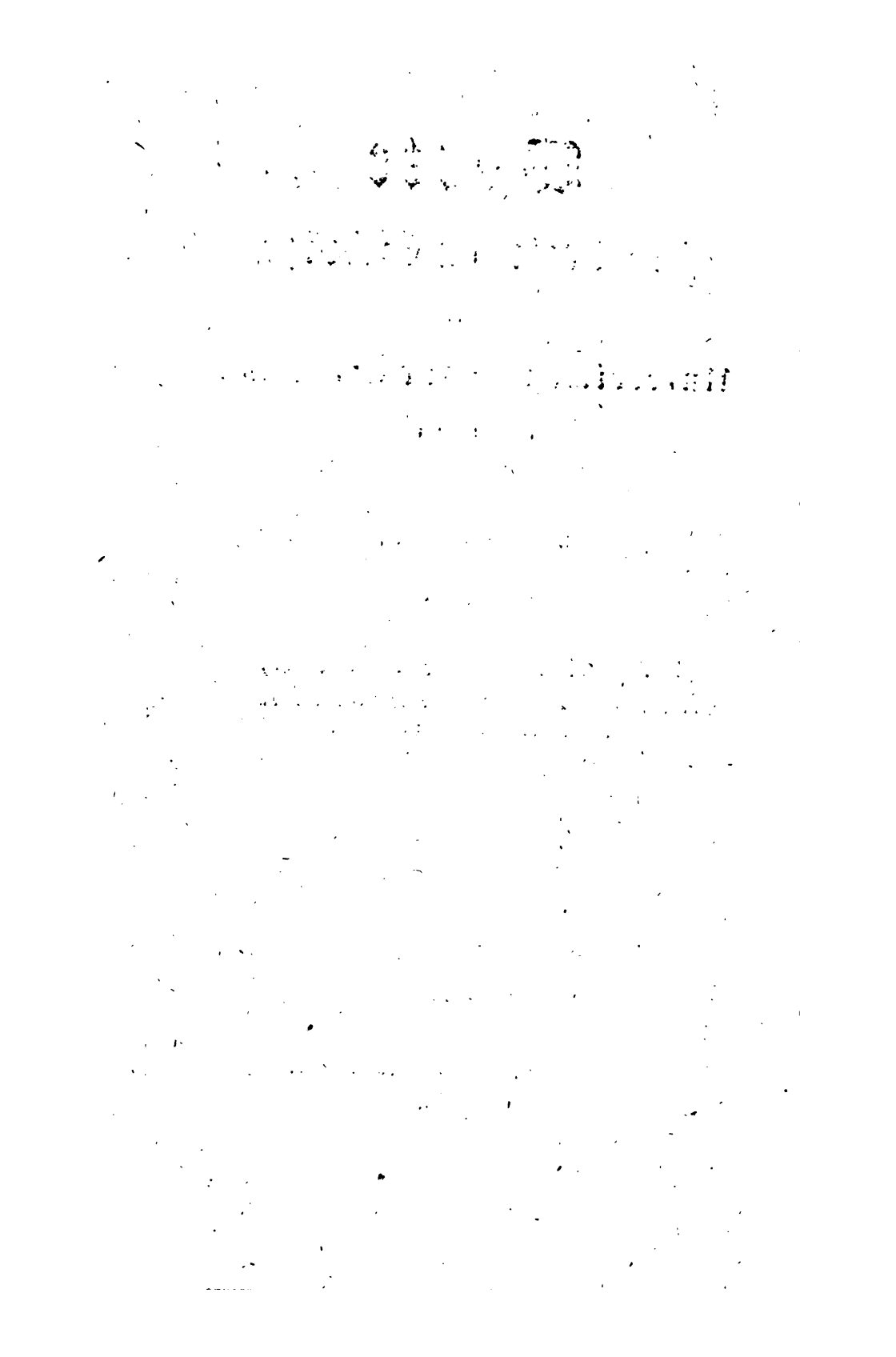
Predigten an Sonn- und Festtagen

von

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,

Oberconsistorialrathe, Generalsuperintendenten und Oberpfarrern zu Gotha.

Leipzig,
bei Johann Ambrosius Barth.
1823.



Inhalt.

1. Iſt das Leben ein Traum? — Am Neujahrstage S. 1.

2. Das Benehmen unſittlicher Menſchen bey Vollbringung des Böſen als eine merkwürdige Rechtfertigung der Tugend. — Am Feſte der Erſcheinung. S. 20.

3. Der Gedanke: ich bin ein Menſch. — Am 3ten Sontk. nach Epiph. S. 37.

4. Daß der Menſch kein Recht habe, für ſeinen Gehorſam gegen das Sittengeſetz das äußerliche Wohlergehen als einen verdienten Lohn zu fordern. — Am Sonnt. Septuages. S. 55.

5. Die hohe Würde eines tugendhaften Alters. — Am Lichtmeßtage. S. 71.

6. Die Offenbarung menſchlicher Größe an den unverdienten Leiden edler Menſchen. — Am Sonntage Eſtomihi. S. 85.

7. Jeſu Leiden als eine Schickung Gottes und als ein Werk des freyen Handelns der Menſchen. — An demſelben Sonntage. S. 101.

8. Religiöſe Betrachtung der Thierwelt. — Am Sonntage Reminiſcere. S. 119.

9. Das Verkennen der Allwirkſamkeit Gottes in ſeiner Schöpfung. — Am Sonntage Oculi. S. 133.

10. Daß die Sünde ſich ſelbſt verurtheilt in der Verfolgung tugendhafter Menſchen. — Am Charfreitage. S. 151.

11. Die Erhabenheit Jeſu in ſeinem Leiden und Tode. — Am Charfreitage. S. 164.

12. Wie schädlich Religionsirrthümer im Laufe der Zeit werden können, wenn man auf ihnen hartnäckig beharrt. — Am 2ten Pfingstfeiertage. S. 179.

13. Das Gleichniß des Herrn von der Einladung zum Reiche Gottes. — Am 20ten Sonnt. nach Trinit. S. 199.

14. Religiöse Betrachtung der Pflanzenwelt. — Am 15ten Sonnt. nach Trinitatis. S. 212.

15. Womit man die Meinung zu rechtfertigen suche, daß es gleichgültig sey, zu welcher der christl. Kirchen man sich halte? — Am Reformationsfeste. S. 224.

16. Die Entschlossenheit, uns dem zu entreißen, was uns von der Bahn der Tugend zu verlocken droht. — Am Bußtage. S. 242.

17. Warum hat Gott dem Menschen eine so lange Kindheit aufgelegt. — Am 1ten Weihnachtsfeiertage. S. 252.

18. Das Fest der Geburt des Herrn als ein Fest des Volks. — Am 2ten Weihnachtsfeiertage. S. 262.

19. Daß der Beruf des Weibes eben so reich sey an Verdienst um das menschliche Geschlecht, als der Beruf des Mannes. — Am 2ten Weihnachtsf. S. 276.

Am Neujahrstage,

1822.

Pſalm 126, v. 1: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöſen wird, ſo werden wir ſeyn wie die Träumenden.

Der Pſalmiſt ſpricht von der erſehnten Zeit, wo die Gefangenſchaft der Juden in Babylon ſich endigen, und die Weggeführten ins theure Vaterland zurückkehren würden. Dann, ſagt er, wird uns ſeyn wie den Träumenden; alles, was wir litten, wird hinter uns in dunkler Vergeſſenheit liegen wie ein nichtiger Traum; ſeyn wird uns wie denen, die aus einem ſchweren Traume erwachen, und ſich glücklich preiſen, daß er nicht Wahrheit war. Der Pſalmiſt vergleicht einen Theil des Lebens mit einem Traume; man kann aber dieſe Vergleichung auch auf das ganze Leben bis zu unſerm Eingang in das ewige Vaterland ausdehnen, und häufig hören wir in gebundener und ungebundener Rede das Wort: das Leben ſey ein Traum! — Singt doch auch der fromme Sänger mit unverkennbarer Beziehung auf den Ausſpruch des Pſalmiſten:

Wie den Träumenden wirds dann uns ſeyn!
Mit Jeſu gehn wir ein
Zu ſeinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr! —

Dieſe Vergleichung ſpricht das Herz an; man fühlt, es liege Wahrheit darin, Wahrheit, welche den Schmerz beruhigt und widerſtreitende Gefühle verſöhnt; man fühlt aber auch, ſie ſey ein Bild, das nur eine abgemeſſene Anwendung leide, wenn es nicht trügeriſch und ſchädlich werden ſoll.

Die Wahrheit jener Vergleichung fühlt aber das Herz beſonders am heutigen Tage, wo die Erde ihren Jahreslauf um die Sonne aufs Neue beginnt, und uns der fühlbare Schritt der Zeit auf des Lebens Kürze und Vergänglichkeit mächtig hinweiſet. Denn nicht groß iſt die uns zugemeſſene Zahl der Lebensjahre, und der Anfang eines neuen Jahres enthält immer eine ſehr ernſte Aufforderung, den Vorrath von Lebenszeit, der für uns noch übrig ſeyn dürfte, zu berechnen. Dem Kinde, dem Jünglinge ſcheint dieſer Vorrath freilich unerſchöpflich, und der Weg bis zum 80ſten Jahre dünkt ihm ein ewiger zu ſeyn. Doch wer des Lebens Mittag erreicht, oder ſchon überſchritten hat, der weiß es wohl, daß der Abend nicht ferner von ihm ſey als der Morgen, und daß die Zeit mit ſchneller Flucht enteile. Und wer ins Alter eingetreten iſt, den erinnern die langen Schatten, in welche die Bilder der Vergangenheit zurücktreten, an den Abend, und den nahen Untergang der Sonne ſeines Lebens. Darum erhebt er den Blick zum Quell des Lichts, auf einen neuen Morgen hoffend; die Vergangenheit aber überläßt er den Schatten der Nacht, welche anfängt, ſie einzuhüllen, und des Lebens Luſt und Schmerz aus der Tafel ſeines Gedächtniſſes zu verwiſchen. Er fühlt, das Leben ſey ein Traum, und er ſehnt ſich

nach dem Erwachen an dem Morgenrothe eines schönern Lebens.

Ist denn aber auch das Leben ein Traum?

In gewissem Betrachte ist es ein Traum; in andrer Beziehung ist es kein Traum. Dem Lebenden aber ist nichts nöthiger, als daß er das Leben im rechten Lichte erblicke, damit er es recht gebrauche.

Das Leben ist ein Traum! — Es ist es, in wiefern die Bilder des Lebens, die in unser Bewußtseyn treten, oft eben so täuschend und nichtig sind als die Bilder des Traums. Der Traum läßt uns oft Dinge sehen, die gar nicht wirklich sind, und versetzt uns in Lagen, in denen wir niemals waren, in welche wir auch nicht kommen werden; und in dieser Rücksicht ist oft das Leben dem Traume gleich. Denn wer vermöchte sie alle zu zählen, die Täuschungen, in die wir wachend verfallen? Bald spiegelt uns die Furcht Schreckniſſe vor, die nur in unsrer Einbildung vorhanden sind, aber doch die Seele mit Gram und Grauen erfüllen; bald läßt uns die Begierde Güter und Freuden erblicken, die Täuschungen sind, aber doch unser Gemüth in heftige Bewegung setzen, und uns mit Erwartungen von Glück und Ruhe locken, die, wenn wir ihnen näher kommen, in Nichts verschwinden. So wie sich daher die Seele oft in Träumen mit vergeblichen Aengsten quält, aber auch mit Freuden speiset, die nichts sind als Gauckelbilder der Einbildungskraft; so zittert das Herz auch oft im Leben vor bloßen Schatten ohne Wirklichkeit, jagt aber auch oft nach Gütern, die eben so wenig vor-

handen sind. So wie aber das dunkle Bewußtseyn im Traume des Lebens Gegenstände und Verhältnisse oft in falschem Lichte auffaßt, das Vergangene darstellt als gegenwärtig, das Zukünftige im Voraus als ein Wirkliches nimmt, und der Gegenwart nicht selten vergißt; so auch das wachende Bewußtseyn im Leben. Das Glück, das wir in Händen haben, o wie oft wird es verkannt in seiner wohlthätigen Natur und einem Scheingut aufgeopfert, das uns dem Nebel gleich entweicht, wenn wir es fassen wollen! — Wie oft ist unser Herz trostlos, wenn uns die höhere Weisheit Gottes nimmt, was sie uns nicht länger lassen kann! Wie oft fliehen wir unser Glück, im Wahne, als sey es Quelle des Unheils. „Wie oft aber begrüßen wir das Böse und Verhängnißvolle mit lautem Jubel, als der Freuden Quell!" Wie oft sind alle Erwartungen von der Zukunft nichts als ein nichtiger Traum, den die Wirklichkeit zerstreut! — Und der Schwärmer, ist er nicht ein wachender Träumer? Träumt er sich nicht eine Welt, wie sie nicht ist, und nicht seyn kann? — Das Leben ist ein Traum, denn täuschend und nichtig sind oft des Lebens Bilder wie die des Traumes.

Das Leben ist ein Traum! Denn seine Bilder verwischen sich oft eben so leicht aus dem Gedächtnisse wie die Bilder des Traumes. — Nur mit Mühe erinnern wir uns beym Erwachen des nächtlichen Traumes, der uns schreckte oder erfreute, und nach kurzer Zeit entschwindet er gänzlich unserm Gedächtnisse. Nur einzelne Bilder und Scenen, welche der Traum vor unsre Seele führte,

bleiben treuer im Gedächtniſſe, weil ſie entweder beſondere Lebendigkeit hatten, oder durch ihre Bedeutung für das Leben uns merkwürdig blieben oder eine tiefe Bewegung des Gemüths auch nach dem Erwachen zurückließen. — Eben ſo die Bilder des Lebens. Gegenwart und Zukunft beſchäftigen uns gewöhnlich ſo ſehr, daß ſich die Bilder der Vergangenheit immer mehr und mehr verdunkeln, und ein großer Theil von ihnen uns gänzlich aus der Erinnerung ſchwindet. Die Vergangenheit wird endlich dem dunkeln Traume gleich, deſſen Bilder wir nur mit Mühe in der Seele wieder auffriſchen können. So wie die Zeit die Farben in einem Gemälde bleicht; ſo verwiſcht auch die Zeit die lebendige Farbe der Bilder früher genoſſener Freuden und Leiden, und es ſind auch nur einzelne Auftritte unſers Lebens, die das Gedächtniß treuer feſthält, und welche auch in ſpätern Jahren lebendig vor unſre Seele treten. Iſt dieſes aber ſchon, während wir noch leben, der Fall; wie vielmehr wird es geſchehen, wenn wir das Leben ganz verlaſſen haben, und die Gegenwart einer neuen Welt mit ihren Zaubern und Wundern unſer Bewußtſeyn erfüllt? Wird dann nicht das kurze irdiſche Leben wie ein dunkler Traum hinter uns liegen? —

Das Leben iſt ein Traum! Denn ſein Wohl und ſein Wehe gehen eben ſo ſchnell vorüber als die Freuden und Leiden des Traumes. — In nichts zerrinnt beym erſten Stral des Morgenrothes des Traumes ganze Bedeutung, er mochte nun entweder die Seele mit Sorgen, Angſt und Schrecken belaſten, oder ſie auf den Flügeln der

Freude und Luſt über die Wirklichkeit erheben. Sehte dich auch der nächtliche Traum auf einen Fürſtenthron, gab er dir der Erde reichſte Schätze, übertraf er deine kühnſten Hoffnungen, machte er dich zum glücklichſten Sterblichen; oder peinigte er dich mit Kerker und Banden, machte er dich zum unglückſeligen Sclaven brutaler Gewalt, raubte er dir das Liebſte und Theuerſte, verſenkte er dich in die tiefſte Trauer: — es iſt alles nichtig! mit dem Erwachen zerrinnt Freude und Angſt in Nichts!

Des Lebens Bilder dauern zwar länger als die Bilder des Traumes; aber die lebendigen Gefühle, die ſie in dem Augenblicke aufregen, wo ſie ſich uns darſtellen, ſinken ſchon hier im Laufe der Zeit oft in Nichts zurück. Der härteſte Verluſt, der uns, wenn er uns trifft, ganz nieder ſchmettert, und mit dem wir alles Lebensglück für immer verloren zu haben glauben, — nach Jahren denken wir mit Ruhe an ihn; endlich tritt er noch kaum in unſre Erinnerung; er wird auch wie ein Traum vergeſſen! Der bitterſte Haß, der unſer Herz durchwühlt, wenn wir boshaft gekränkt werden, — er ſcheint im erſten Augenblicke ein Gefühl für die Ewigkeit zu ſeyn; und ſelbſt im Grabe nicht erlöſchen zu können; aber wenn Monden, Jahre über unſern Häuptern hingerollt ſind, ſo iſt er vergeſſen, ja, wir erinnern uns vielleicht ſpäter ſeiner mit einem Lächeln über unſre Leidenſchaftlichkeit. Wenn dieſes ſchon während des Lebens geſchieht, wie vielmehr wird dieß nicht der Fall ſeyn, wenn wir endlich aus dem ſchwachen Traumleben dieſer Erde erwachen zum vollen Lichtleben der Unſterblichkeit? — Ob du dann im ir-

dischen Leben eine Krone trugst, oder die Sclavenkette, das Scepter führtest oder von den Spaten, im Glanz des Reichthums lebtest, oder von den Sorgen der Armuth gequält wurdest, ob dir deine Wünsche erfüllt oder versagt wurden, ob du in Freude jauchztest, oder in Thränen seufztest: alles wird, beym Erwachen zum ewigen Leben ein Nichts seyn, ein nichtiger Traum, dessen du nicht mehr gedenkst, der dein Herz nicht mehr bewegt.

Das Leben ist ein Traum! Denn auch der Menschen und Völker Geschicke wechseln in bunter Verwirrung, wie die Bilder des Traumes.

Wundervoll und regellos wechseln die Bilder, die der Traum vor unsre Seele stellt, ohne daß wir zu sagen vermögen, warum es gerade diese Reihe von Bildern ist, die er uns zur Beschauung vorführt, und warum sie sich plötzlich in andere, oft entgegensetzte Darstellungen verwandeln. Denn selten verweilt der Traum lange bey einer Vorstellung, sondern immer springt er zu einer andern über. Bald mischt er uns unter die Bilder des Glücks, durch die er uns ergötzt, Bilder des Schreckens; bald führt er uns plötzlich aus Verlegenheit, Furcht und Gram zu Freude und Glück. Bald läßt er uns großmüthig und edel handeln, bald schlecht und pflichtvergessen, daß wir uns selbst schämen, wie wir so tief fallen konnten. Er mischt Bilder und trennt sie wieder, versetzt uns in Verhältnisse und hebt uns wieder aus ihnen heraus, und wandelt das Schauspiel, das er uns vorstellt, so wundersam und launenhaft, daß es uns unmöglich ist,

einen Grund dieſes Wechſels und einen Zuſammenhang in demſelben zu erkennen.

In dieſer Abwechslung und Regelloſigkeit iſt er aber ein entſprechendes Bild des Lebens ſelbſt. Da gehen freudige und traurige Tage in eben ſo bunter Miſchung unter einander; da tritt das Unglück eben ſo unerwartet den Glücklichen an, und läßt ihn des Glückes Unbeſtand empfinden; da reicht aber auch das Glück dem Sorgenvollen und Bedrängten oft eben ſo unerwartet die rettende Hand, und erfüllt ſeine Wünſche. Auch das Leben behält dieſelbe Geſtalt niemals lange, ſondern Freude und Trauer, Lachen und Weinen wechſeln oft und unerwartet, und Ruhe und Gefahr, Friede und Krieg, Leben und Tod tauchen abwechſelnd auf aus dem Strome der Zeit, um den Lebenden ihre willkommene oder unwillkommene Gabe zu ſpenden. — Leider zeigt ſich dieſer Wechſel auch oft im ſittlichen Leben des Menſchen! Schlechte und gute Handlungen miſchen ſich in ſeinem Leben. Es iſt eine Zeit, wo ein guter Geiſt ihn treibt, und ſeine Thaten Ruhm verdienen; aber es kommt auch eine andre Zeit, wo ein böſer Geiſt ihn ergreift, wo er fällt, — oft tiefer fällt, als er ſelbſt für möglich gehalten hätte.

So im Leben der Einzelnen; ſo auch in dem Gange der allgemeinen Schickſale. Nationen ſteigen und ſinken, das Licht wechſelt mit der Finſterniß, das Gute mit dem Böſen, die Herrſchaft des Rechts mit der Gewalt des Unrechts, der Ueberfluß mit Mangel, der Wohlſtand mit Armuth, der Glanz und die Macht mit dem Elende und der Ohnmacht, die Bildung mit

der Barbarey, die Weisheit mit der Thorheit, — ſo unerwartet, ſo wunderſam, daß wir betäubt und erſtaunt ſtehen, vergebens den Grund ſolches Wechſels zu erforſchen ſuchen, und das Ganze uns ein Traumbild zu ſeyn ſcheint. — Und wenn wir uns daran erinnern, meine Brüder, was wir erlebt haben, — wie die Länder und Herren gewechſelt, wie Verbindungen ſich geknüpft und gelöſet haben, wie Macht und Sieg von einer Seite zur andern ſchwankte, wie Furcht und Hoffnung die Gemüther bewegte, wie immer unerwartet eine Scene des großen Trauerſpiels die andre verdrängte, und uns durch neue Verwickelungen in Erſtaunen ſetzte; wenn wir die Bilder dieſer ganzen merkwürdigen Vergangenheit von der erſten Erſchütterung des Thrones der Lilien an den Ufern der Seine, bis zu dem unerwarteten Aufflammen eines neuen Wundermeteors in Griechenlands Gefilden, in Ein Gemälde zuſammen faſſen: — ſo müſſen wir, betäubt von ſo vielen Veränderungen, geſtehen: es ſey uns wie den Träumenden! — auch das Leben im Großen ſey ein Traum!

Doch, — wir wollen uns nicht irren! Es iſt ein Bild, — eine Vergleichung, die wohl einige Wahrheit enthält, aber in andrer Rückſicht auch falſch iſt, und uns gefährlich werden könnte, wenn wir ihr im Handeln unbedingt folgen wollten. Der Traum hat weder Bedeutung, noch Wahrheit, noch wirkt er ein auf unſern Zuſtand; das Leben aber hat eine hohe Bedeutung, iſt Wahrheit, und ſteht in enger Verbindung mit der Ewigkeit.

Das Leben iſt kein Traum! Denn obgleich die Einbildungskraft uns oft täuſcht mit nichtigen Bildern des Wahns, ſo iſt doch das Leben Wahrheit, und hat eine ſehr ernſte Bedeutung. — Des Traumes Gebilde ſind alle Wahn und Trug, und zerrinnen von ſelbſt in Nichts. Des Lebens Eräugniſſe aber, und die Gefühle, die ſie wecken, ſind Wahrheit von hoher und ernſter Bedeutung, und ſtehen vor uns mit allem Gewichte und aller Dauer der Wirklichkeit. Der Traum iſt nur ein ſcherzendes Bild des Lebens; das Leben ſelbſt iſt die Wahrheit, von der das Bild genommen iſt, das Weſen unſers Seyns, das uns der Schöpfer gab für hohe Zwecke, und deſſen Ende ſich mit der Ewigkeit verbindet. Wohl könnte man es dem Unglücklichen gönnen, daß der Kummer, der Felſen gleich ſein Herz belaſtet, der Schmerz, der ihm das Leben zur Hölle macht, nur Wahn und Täuſchung wäre! wohl dem Sünder es wünſchen, daß ſeine Thorheiten oder Verbrechen, daß das Elend, das er ſich und Andern erbaut, nichts wäre als ein nichtiger Traum! Doch Wahrheit iſt's, was er empfindet, was er vollbringt und ſchafft, es ſey nun Böſes oder Gutes. Und auch die Täuſchungen ſelbſt, mit denen wir uns ergötzen oder plagen, ſie ſind doch, ſo lange der Wahn dauert, der Wahrheit gleich. So wie Schmerz und Freude im Traume obgleich grundloſe doch wirkliche Empfindungen ſind, und die Bilder der Freude, die uns der Schlaf vorgaukelt, uns entzücken, ſo lange ſie vor der Seele ſtehen, die Bilder des Schreckens aber uns erſchüttern, und die Bilder des Grams uns

das geſchloſſene Auge mit Thränen erfüllen; ſo iſt auch Freude und Schmerz im Leben, wenn gleich grundlos an ſich, doch wahr in unſrer Empfindung, und erheitert oder trübt unſre Lebenstage. — Drum nimm das Leben nicht als einen Scherz, ſondern als ſtrengen Ernſt! Erkenne, was es dir ſeyn, was du ihm leiſten ſollſt, und ſuche die vom Schöpfer dir vorgeſchriebene Beſtimmung mit treuem Fleiße zu erreichen. Wie auch der Traum dir dein Geſchick beſtimmte, und dein Verhältniß zum Leben wandelte und verkehrte; wenn du erwachſt, biſt du dennoch der vorige, und die Wirklichkeit tritt wieder ein in ihre Rechte. Doch wie das Leben dein Geſchick beſtimmt, oder wie du ſelbſt dein Verhältniß mit Weisheit oder Thorheit geſtalteſt und veränderſt, ſo biſt du wirklich; und in der Beſchaffenheit, in der du von dem Leben ſcheideſt, trittſt du ein in die vergeltende Ewigkeit. — Nimm aber auch des Nächſten Leben nicht als einen Scherz; am wenigſten ſein Glück und ſeine Leiden. Mag auch beides ihm am Ende ſeiner Tage als ein nichtiger Traum erſcheinen; ſo iſt es doch, ſo lang es währet, Wirklichkeit, und begründet für dich Verdienſt oder Schuld vor dem Richterſtuhle deines Schöpfers. Zerſtöre nicht des Glücklichen ſchuldloſen und ungefährlichen Wahn, der ihn beglückt; obgleich ein Wahn, beſeligt er ihn doch, und nur wenn ihn der Weg an Klippen, Ströme oder Abgründe führen könnte, mußt du ihn wecken, und ihm das Bittre der Enttäuſchung nicht erſparen. Füllt aber ihn ein Truggebild mit Gram, ſo eile liebreich ihn zu verſtändigen und aus der Täuſchung ſchwerem Traum zu wecken. Erweiſet man dieſe Barmher-

zigkeit doch dem Schlafenden, wenn ſchwere Träume ihn quälen; wie vielmehr dem, der wachend träumt von Kummer und von Unglück! —

Das Leben iſt kein Traum! Denn ob ſich gleich ſeine Bilder, wie die des Traums, leicht aus dem Gedächtniſſe verwiſchen, ſo tilgt doch keine Zeit die ſittlichen Bilder unſers Lebens aus. — Mag auch von der Vergangenheit noch ſo viel aus unſerm Gedächtniſſe verſchwinden, mögen auch die genoſſenen Freuden, die erduldeten Leiden, ganz in das Dunkel der Vergeſſenheit zurücktreten; für Eines iſt das Gedächtniß dennoch treu, und dieſes iſt das Böſe oder Gute, das wir gethan, die Schuld oder das Verdienſt, das wir erworben haben. O mancher wünſchte wohl aus ſeinem Bewußtſeyn auszutilgen, was er im Leben gethan hat! — Doch vergebens! Selbſt wenn die Erinnerung daran lange geſchlummert hat, ſo kommt ſie oft ganz unwillkommen, am liebſten am ſpäten Abende des Lebens, und friſcht die Bilder unſers ſittlichen Lebens mit neuen und kräftigen Farben auf. Dieſes thut das Gewiſſen. — Es iſt der Schutzgeiſt des Menſchen, der ihn unabläſſig zum Rechten ermahnt, aber im Geräuſche des vollen Lebens oft nicht gehört wird. Aber wenn wir anfangen, dem Leben abzuſterben; wenn unſre Sehnſucht, unſer Hoffen am Leben nicht mehr hängt, ſondern ſich wendet zu der verborgenen Zukunft der Ewigkeit: da tritt dieſer göttliche Schutzgeiſt uns zur Seite, hält uns den Spiegel unſers Lebens vor, und ſtellt uns die erloſchenen Bilder unſers ſittlichen Lebens zur Freude oder

zum Schrecken vor das Auge. Darauf darfſt du alſo wohl rechnen, daß die Zeit Freude und Schmerz in deinem Bewußtſeyn verlöſchen wird; aber damit ſchmeichle dir nicht, daß auch dein ſittliches Verhalten ein Traum ſeyn werde, ſondern bedenke, daß dein Gewiſſen über dein Leben Buch und Rechnung hält, und dir ſie vorlegen wird zum Schrecken oder Troſte, wo du es am wenigſten erwarteſt. Und was auch immer aus deinem Gedächtniſſe verſchwinden möchte, das wäre darum doch nicht ſo gut als nicht geſchehen; denn einer vergißt nie, — der, der aller Menſchen Thaten richten wird nach gerechter Wage; der, vor deſſen Richterſtuhle alles Gute und Böſe offenbar werden ſoll, was wir gethan haben bey Leibes Leben.

Das Leben iſt kein Traum! Denn wenn auch ſein Wohl und Wehe ſchnell vorüber geht, wie ein Traum, ſo bleiben doch die Wirkungen unſers Verhaltens, und tragen ihre Frucht hier und in der Ewigkeit.

Mögen auch alle Güter, Vorzüge und Auszeichnungen mit dem Leben wie ein Traum verſchwinden; der Gebrauch, den du von dieſen äußerlichen Vorzügen machteſt, verſchwindet nicht, dein weiſes oder thörichtes, dein gerechtes oder ungerechtes Verhalten dabey bleibt nicht ohne Frucht. Brauchteſt du die Güter und Vorzüge deines Lebens nach dem Gebothe der Pflicht und dem Geſetz der Liebe; ſo haſt du eine Saat des Segens ausgeſtreut, die noch lange nach deinem Tode fortwächſet, und wohlthätige Früchte trägt; ſo trittſt du ein in das ewige Leben geſchmückt mit dem

Verdienste eines tugendhaft verlebten irdischen Daseyns, und der gerechte Richter deines Lebens wird dich über vieles setzen, weil du ihm über weniges getreu gewesen bist. Mißbrauchtest du aber dein Glück und deine Vorzüge, hast du der Pflicht und der Liebe vergessen, Unrecht und Gewalt geübt, Elend und Kummer verbreitet, so hast du einen unheilbringenden Saamen ausgestreut, der dir, auch wenn dein Leben verschwunden ist, nur die Frucht des Fluchs und der Selbstverachtung tragen wird; so trittst du ein ins ewige Leben belastet mit der Schuld eines strafbaren Verhaltens, und der gerechte Richter deines Lebens wird deine Seele durch herbe Leiden heiligen müssen, bis sie lernt das Böse verabscheuen, und dem großen Gesetze des Schöpfers mit Freude gehorchen. — Und trugst du die Last der Sorgen und Mühen, die dir dein Schöpfer auflegte, mit Ergebung und Standhaftigkeit, hieltest du, so niedrig, arm, bedrängt du auch warest, deine Hände rein von Unrecht; so hast du hier nichts zu bereuen, kein Vorwurf folgt dir in die Ewigkeit, wo die mit Freuden ernten sollen, die hier mit Thränen säeten. Stelltest du dich aber ungeberdig bey den Leiden, die dein Schöpfer dir auferlegte, trugst du deine Niedrigkeit und deine Lasten mit Murren, gabst du dich dem Hasse, der Rache, der Leidenschaft hin, und suchtest du durch Unrecht und Frevel des Schicksals Ungunst zu entgehen, und das Glück, das dir der Himmel versagte, gewaltthätig dem Leben abzutrotzen; so trägst du deine Schuld; dein Unrecht bleibt, wenn auch die Leiden schwinden, und weil du säetest auf dein Fleisch, so wirst du auch von dem

Fleische das Verderben ernten. Das aber lerne daraus, daß des Lebens Wohl und Wehe wie ein Traum verschwindet, daß du dich deines Glücks nicht stolz überhebst, in deiner Hoheit den Niedern nicht verachtest, in deinem Glanze auch den Armen in dürftiger Hülle für deinen Mitbruder erkennst, und bey dem Streben nach dem irdischen Gute und in seinem Besitze immer bedenkst, daß es schwindet wie ein Traum. Das lerne, daß du die Leiden geduldig trägst, bey des Glückes Ungunst nicht verzweifelst, durch Unrecht und Gewalt dich nicht zu retten suchst, sondern ruhig harrest der Stunde der Erlösung, die dich von deinem Leiden entbinden wird, wie von einem Traume.

Das Leben ist kein Traum! Denn wenn auch der Menschen und Völker Geschicke in bunter Verwirrung wechseln, wie die Bilder des Traumes; so ist doch in ihnen Zusammenhang und Ordnung unverkennbar.

So regellos auch das Schicksal der einzelnen oft zu wechseln scheint, und so oft es auch unsre Erwartungen täuscht; so offenbar ist doch dem aufmerksamen Auge, wie sich in unsern Schicksalen Ursache und Wirkung die Hände reichen. So viel auch bey der Entwickelung unsers Geschicks von einer höhern, uns unerreichbaren und unbegreiflichen Macht abhängt; so klar tritt es doch vor jedes Auge, was Fleiß, Redlichkeit, Treue, Vorsicht, Liebe und alle in unsrer Gewalt stehende sittliche Eigenschaften auf unser eigenes und der Unsrigen Schicksal einwirken, und wie wahr

in einem gewiſſen Sinne das Sprüchwort des gemeinen Lebens ſey, daß jeder ſein Glück in eigenen Händen trage, ſein Schickſal ſich ſelbſt erbaue. Ja, theure Brüder, die Weisheit und Güte Gottes erbauet das Gebäude unſers Glücks nicht allein, ſondern wir ſollen auch die eigene Kraft gebrauchen. Den Riß des Ganzen hat ſie in unſre Seele, das Maaß und Richtſcheit des Baues in unſer Gewiſſen gelegt, die Materialien zum Gebäude rings um uns her zum Gebrauche ausgeſtellt; doch bauen, die eigene Hand anlegen muß der Menſch, damit er auch das Gute ſchaffen lerne, damit er ſeinem Schöpfer ähnlich, und für das Wirken in einer höhern Welt gebildet werde. Doch, — wenn du baueſt nicht nach des Schöpfers dir gegebenem Plane, ſondern nach dem Zerrbilde des Glücks, das deine Begierde dir vorſpiegelt; wenn du das Richtſcheit des Gewiſſens von dir wirfſt, und ohne Rückſicht auf des Wahren, Guten und Schönen heiliges Geſetz nur Steine auf einander häufſt: ſo wundre dich dann nicht, wenn alles über einander ſtürzt, wenn dir nichts gelingt, und dein Leben die Regelloſigkeit eines Traumes bekommt. Erkenne aber, daß nicht der Zufall oder die Laune, nicht ein blindes Geſchick, oder eine vernunftloſe Nothwendigkeit, ſondern daß du ſelbſt der Quell der Verwirrungen deines Lebens biſt, und glaube es der Stimme Gottes in dir, dem Gewiſſen, wenn es dir verkündiget, daß Gott des Lebens Thorheit ſtraft in ihren Folgen. Klage daher über Leiden, die du ſelbſt herbey rufſt, nicht die göttliche Vorſehung an, und murre nicht gegen ſie, wenn ſie dir gibt, was du verdienſt. Sondern erkenne deine Thorheit und

werde weise; deine Sünde, und werde deinem Gotte gehorsam.

So wie in Einzelnen, so ist es auch bey den Geschicken der Völker. — So viel auch hier die höhere Macht Gottes nach einer für uns oft unverständlichen Weisheit waltet; so sichtbar ist es doch auch hier, daß Fleiß und Klugheit, Tugenden und Menschlichkeit, also das, was in der Hand der Völker ruht, einen entscheidenden Einfluß haben auf den Gang ihrer Geschicke, und daß, wie die Schrift sagt, Ungerechtigkeit alle Lande verwüste, Gerechtigkeit aber ein Volk erhöhe. — Und wie könnte es auch anders seyn? — Muß nicht das, was von einzelnen Menschen gilt, auch von Nationen gelten? Besteht nicht das Denken und Streben eines ganzen Volks in der Summe des Denkens und Strebens aller Einzelnen? Wird also nicht auch hier dasselbe Gesetz der sittlichen Verknüpfung zwischen Weisheit, Tugend und Wohlfahrt, und dagegen zwischen Thorheit, Schlechtigkeit und Elend sichtbar seyn? Muß nicht auch das Gebäude der öffentlichen Wohlfahrt zusammen stürzen, wenn die Bauenden nicht nach Weisheit, sondern nach Leidenschaft, nicht nach Gesetz und Ordnung, sondern nach Unrecht und Gewalt bauen? War uns etwa in den unerwarteten Wechseln der allgemeinen Schicksale seit dreißig Jahren der Zusammenhang zwischen der Beschaffenheit der Menschen und den Zeiterägnissen unergründlich, und nicht auch hier die Hand der Vergeltung, welche jedem gibt, was er verdient, erkennbar? —

O möchte dieſes die Welt erkennen und beherzigen! Dann würde ſie geneſen von der Blindheit, die ſich den Abgrund ſelbſt aushöhlet, damit er ſie verſchlinge, geneſen von der Verwegenheit, mit welcher ſie dem großen und göttlichen Geſetze der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trotzen ſucht, geneſen von dem Uebermuthe, mit welchem ſie den Lauf der Geſchicke nach ihrer eigennützigen Klugheit zu leiten wähnt, dagegen aber ſtark werden an Weisheit, Demuth, Gerechtigkeit und Liebe, die es allein ſind, was die Völker wie den einzelnen Menſchen wahrhaft und auf die Dauer beglückt.

Darum haben wir kein heißeres Flehen, das wir heute zu deinem Throne gelangen laſſen, Allmächtiger, als das Flehen um die Weisheit, die das wahre Glück des Lebens ohne Trug erkennt, um die Demuth, die es empfindet, daß wir Staub und Aſche ſind, und gegen deine unveränderlich dauernden Geſetze nichts vermögen, um die Gerechtigkeit und Liebe, die, allem Eigennutze fremd, im Gehorſam gegen deine heiligen Gebothe nur nach dem Wahren und Wohlthätigen trachtet. Erfülle mit dieſen göttlichen Gaben alle Beherrſcher der Völker, daß ſie ihren hohen Beruf erkennen und erfüllen, und nach deinem Bilde Väter, Beglücker der Völker ſind, welche du ihrer Herrſchaft untergeben haſt! Erfülle mit denſelben Gaben die Völker, daß ſie in Treue und Gehorſam deine göttliche Ordnung heilig halten, und unbethört von gefährlichem Wahne den Weg der Ruhe, des Friedens und der Wohlfahrt zu finden wiſſen. Gieb der Weisheit den Sieg über die Thorheit, der Vernunft über den Aber-

glauben, der Gerechtigkeit über das Unrecht, der Liebe über den Haß, und laß deinen heiligen Willen geſchehen auf Erden wie im Himmel! — Dem Leidenden gib Geduld, dem Bedrängten Standhaftigkeit, dem Unglücklichen Ergebung, dem Glücklichen Demuth, dem Verirrten Erkenntniß, dem Zweifelnden Glauben, dem Sünder Reue, dem Sterbenden Hoffnung. Dem Verlaſſenen erwecke einen Freund, dem Bekümmerten einen Tröſter, dem Bedrängten einen Helfer, der Unſchuld einen Retter! — Und wenn du beſchloſſen haſt, daß dieſes Jahr das letzte unſers Lebens ſeyn ſoll; o ſo laß uns die Stunde des Todes wohl bereitet finden zum Heimgang, ſo ſey du dem Sterbenden gnädig, wie du durch Jeſum verheißen haſt, ſo laß uns nach des Lebens dunkeln Traum am Lichte eines neuen Morgens erwachen zum ſeligen Bewußtſeyn des ewigen Lebens!

Am Feste der Erscheinung Christi,

1817.

(In der Hofkirche gehalten.)

Evang. Matth. Kap. 2. V. 7. 8. „Da berief Herodes die Weisen heimlich, und erlernete mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erschienen wäre. Und weisete sie gen Bethlehem, und sprach: Ziehet hin, und forschet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr's findet, so saget mir's wieder; daß ich auch komme, und es anbethe.“

Schrecken verbreitete die Nachricht, daß der längst erwartete Messias geboren sey an dem Hofe des Königs Herodes zu Jerusalem. Durch Gunst der Römer, Verschlagenheit und Gewalt hatte sich Herodes, obgleich von Geburt ein Idumäer, der königlichen Macht und Würde über das jüdische Volk zu bemächtigen gewußt. Er regierte tyrannisch und war der Nation wegen seiner Laster und seines Blutdurstes verhaßt. Darum zitterte er auf seinem blutbefleckten Throne, als er die Kunde vernahm, der Messias sey geboren. Er, der so vieles Menschenblut vergossen hatte, stand keinen Augenblick an, den grausamen Beschluß zu fassen, den Neugebornen in seiner Wiege zu erwürgen. — Schändlicher Vorsatz! der nur in der Seele eines Gotte entfremdeten Gemüths aufkeimen und reifen konnte! —

So tief und gegründet aber auch der Abſcheu ſeyn muß, mit dem wir unſer Auge von dem mißfälligen Anblick eines in Laſter ergrauten Herzens abwenden; ſo wird es uns doch lehrreich ſeyn, unſern gerechten Widerwillen zu überwinden, und das Benehmen dieſes unſittlichen Regenten bey Ausführung ſeiner beſchloſſenen Uebelthat näher ins Auge zu faſſen, und damit zugleich das Benehmen unſittlicher Menſchen bey Vollbringung des Böſen überhaupt zu vergleichen. Wir werden dann zu der wohlthätigen Ueberzeugung geführt werden,

daß das Benehmen unſittlicher Menſchen bey Vollbringung des Böſen eine merkwürdige Rechtfertigung der Tugend enthalte.

Die Weiſe, wie unſittliche Menſchen ſich bey Vollbringung des Böſen benehmen, iſt zwar nicht bey allen dieſelbe, ſondern nach den äußerlichen Umſtänden, dem beſondern Charakter der Handelnden und dem Grade ihrer ſittlichen Verdorbenheit verſchieden; aber, abgeſehen von einzelnen Verſchiedenheiten und Zuſtänden, kommen ſie doch meiſtens in Folgendem überein.

1) Sie ſcheuen ſich, unſittliche Grundſätze aufzuſtellen, und aus ihnen ihre unſittlichen Handlungen zu entſchuldigen. — Kein Menſch ſcheuet ſich jemals, ſich laut und öffentlich zu den Grundſätzen eines ſittlichen und rechtſchaffenen Lebens zu bekennen; denn ſie ſind des Menſchen Ehre; ſie erwerben Achtung und Vertrauen; ſie können

Anſpruch machen auf allgemeine Billigung. Der Tugendhafte findet daher auch kein Bedenken, ſich in der Geſellſchaft Leichtſinniger und Laſterhafter zu den heiligen Gebothen der Pflicht zu bekennen. Nicht aber umgekehrt. Denn ſo gern ſich auch der Unſittliche entſchuldigt, und nicht nur entſchuldigt, ſondern auch rechtfertigt; ſo ſind es doch meiſtens einzelne Umſtände, beſondere Verhältniſſe, durch die er das einzelne Böſe, das er thut, zu entſchuldigen ſucht; ſo geht ſein Streben doch nicht ſowohl dahin, ſeine Handlung unter irgend ein Geſetz des Handelns zu bringen, als vielmehr zu beweiſen, daß er in ſeinem Falle berechtigt war, eine Ausnahme vom Geſetz zu machen. Denn für Laſter, Untugenden und Fehler gibt es keine Gebothe, keine Pflichten, und es bleibt ihnen nichts übrig, als ſich, wenn ſie es anders vermögen, als Ausnahme vom Gebothe geltend zu machen. Immer ſind daher nur wenige unverſchämt genug, unſittliche Regeln des Handelns als ihr Glaubensbekenntniß auszuſprechen und zu vertheidigen, und auch dieſe thun es nur gegen ſolche, bey denen ſie keine gänzliche Mißbilligung zu finden hoffen. So zeigte das ganze Leben des Königs Herodes, daß er glaubte, er dürfe handeln, wie es die Eingebung ſeiner Leidenſchaft fordere, und er dürfe ungeſcheuet jede andere Glückſeligkeit ſeinem Vortheile zum Opfer bringen. Aber dieſe Geſinnung öffentlich auszuſprechen, vor den Ohren der Weiſen des Morgenlandes ſich zu ihr zu bekennen, das wagte er nicht. Er fühlte wohl, daß er alle Achtung in den Augen der menſchlichen Geſellſchaft verlieren müſſe, wenn er ſich zu einem Grundſatze bekennen wollte, der die Wohlfahrt dieſer Geſell-

schaft zerstören müßte, wenn er allgemein werden könnte. — So glaubt wohl mancher Wollüstling bey sich, es sey erlaubt, das Weib eines andern zu verführen, und handelt nach diesem Grundsatz; aber ihn frey und öffentlich zu bekennen, seine Rechtmäßigkeit vor den Ohren tugendhafter Menschen, oder überhaupt nur einer anständigen Gesellschaft vertheidigen zu wollen, das wird er nicht. — So hat sich nicht selten der Hochmüthige überredet, des Menschen Werth und Würde beruhe nur auf seiner Geburt, seinem Range, seinen Reichthümern, und er glaubt ein Recht zu haben, alle, die darin niedriger stehen, als er selbst, geringschätzig zu behandeln; aber seinen Glauben laut vor aller Ohren auszusprechen, und ihn öffentlich zu rechtfertigen, das wird er nicht wagen.

So wie aber der Unsittliche es nicht wagt, sich zu der Unsittlichkeit als Regel zu bekennen; so sucht er auch 2) seine unsittlichen Handlungen zu verbergen. — Welchen blutigen Vorsatz er gefaßt habe, das suchte Herodes vor den Augen der Weisen sorgfältig zu verbergen, und gewiß verbarg er ihn auch vor den Schriftgelehrten, die er zusammen berufen hatte; denn auch diese würden die Ermordung des längst verheißenen und sehnlichst erwarteten Erretters des Volks aufs Höchste gemißbilliget haben. „Wer Arges thut, sagt der Herr, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.“ — Und so zeigt es uns die tägliche Erfahrung. Nicht allein die unsittlichen Handlungen verbirgt der Mensch, die das bürgerliche Gesetz straft; sondern auch die un-

erlaubten Handlungen, welche das bürgerliche Gesetz nicht richtet, hüllt er am liebsten in das Dunkel des Geheimnisses. Wäre dem nicht so, so würde es leicht seyn, die Menschen richtig zu beurtheilen, und schwer, von ihnen getäuscht zu werden. Aber wie zahlreich, wie allgemein sind nicht die Klagen über solche Täuschungen! zu welcher Vorsicht in unserm Umgange mit Menschen, die wir nur erst kurze Zeit kennen, zwingen sie uns nicht! und wie oft wird auch der Vorsichtigste hintergangen, der Scharfblickende getäuscht! wie oft gehen wir nicht Jahre lang mit andern um, ohne die Falten ihres Charakters und die geheimen Flecken ihres Herzens zu kennen! — Nur dadurch sind solche Täuschungen möglich, daß der schlechte Mensch seine unsittlichen Handlungen und Gesinnungen sorgfältig vor den Augen der Menschen verbirgt. — Pflichtmäßige Handlungen aber, wenn es nicht bisweilen aus Bescheidenheit geschieht, hüllt niemand in das Dunkel der Verborgenheit; „wer die Wahrheit thut, kommt an das Licht, und läßt seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan. Schlechte Thaten aber zur Schau zu tragen, das können nur ganz lasterhafte und schamlose Gemüther über sich gewinnen, bey denen alles sittliche Gefühl in einer längern Verwilderung erstorben ist.

Noch mehr! — Der Unsittliche verbirgt nicht nur seine Werke, sondern 3) er bemüht sich auch für seine unsittlichen Handlungen den Schein der Tugend zu retten. „Ziehet hin, und forschet fleißig nach dem Kindlein, und wenn ihrs findet, so sagt mirs wieder, daß ich auch komme und

es anbethe.“ So sprach der blutgierige Tyrann, der schon den Tod des Neugebornen in seinem Herzen beschlossen hatte; so gab er edle Absichten vor, um seine grausamen Anschläge zu verbergen; so heuchelte er den Schein der Verehrung gegen den Neugebornen, und bedeckte dadurch den bösen Willen, nach welchem er die Weisen als Kundschafter gebrauchen wollte, die Unschuld in seine Gewalt zu liefern! —

So weit auch die Geschichte des menschlichen Geschlechts zurück zu gehen vermag, so ist doch nach ihrem Zeugniß die Tugend nie versucht gewesen, sich zu verbergen oder die Gestalt des Lasters anzunehmen; sondern sie hat sich überall in ihrer eigenen Gestalt zeigen wollen, weil sie der Achtung der Menschen gewiß ist. So weit hingegen auch die Geschichte unsers Geschlechts zurück geht, so weit stellt sie uns auch in zahllosen Beyspielen die Erfahrung auf, daß das Laster stets bemüht war, den Schein der Tugend zu retten, und sich unter der Hülle dieses Scheins Duldung unter den Menschen und Herrschaft zu verschaffen.

Diese Bemühung spricht sich schon in dem Bestreben aus, unsittliche Handlungen nicht als Erzeugnisse eines verdorbenen Herzens, sondern als Fehler des Urtheils, als Folgen der Unwissenheit oder des Irrthums darzustellen, weil man wohl fühlt, daß das Unwürdige und Schändliche der Sünde nicht sowohl in der That selbst, als vielmehr in der Beschaffenheit der Gesinnungen liegt, aus denen die That hervor geht. Noch mehr aber zeigt sich jene Bemühung darin, daß man die unlautern Absichten, aus denen man handelt, verbirgt, und für das Schlechte, das man vollbringt,

erlaubte ja ſelbſt edle und rühmliche Beweggründe heuchelt. Denn bekanntlich gehört zur Tugend nicht nur die mit dem Sittengeſetz einſtimmende That, ſondern auch der erlaubte und ſittliche Beweggrund, aus dem man ſie vollbringt; und in allen Fällen, wo die Handlung an ſich dem Geſetze nicht widerſpricht, iſt es die Geſinnung des Herzens, aus der ſie hervorgeht, allein, was ſie zu einer tugendhaften oder laſterhaften macht. Das weiß die Unſittlichkeit meiſterlich zu ihrem Vortheile zu gebrauchen, um die Welt zu täuſchen, und ihre ſchlechten Handlungen mit dem Scheine der Tugend zu ſchmücken. Ob ſie gleich ſündiget, ſo will ſie doch alles blos aus Pflicht thun; ob ſie gleich die Wohlfahrt anderer angreift, ſo will ſie doch blos aus Großmuth und Menſchenliebe handeln; ob ſie gleich die Ehrfurcht vor dem Geſetz gröblich verletzt, ſo will ſie es doch nur gethan haben aus Liebe zum Geſetze. So kamen die Phariſäer zu Johannes an den Jordan, um ſeinen Beyfall bey dem Volke auszukundſchaften; aber ſie ſtellten ſich, als geſchehe es aus religiöſen Empfindungen. So verklagten die Phariſäer und Schriftgelehrten Jeſum bey Pilatus, um ihren Haß zu ſättigen; aber ſie gaben ihrer Rache das Gewand der Fürſorge für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und der Herrſchaft der Römer. So wurden Tauſende unter den Chriſten, welche vor der Reformation die Macht der Prieſterherrſchaft antaſteten, verjagt, getödtet, alles angeblich zur Ehre Gottes und Erhaltung der Religion. So gaben die gewaltthätigen Verfolger aller Zeiten den Thaten ihres Eigennutzes und ihrer Leidenſchaften das Gewand treuer Liebe zum Vaterlande,

und gewiſſenhafter Sorge für Erhaltung des wahren Glaubens. So wurde kein ungerechter Krieg angefangen, ohne daß man ihm nicht durch Scheingründe das Anſehen eines nothwendigen, heilſamen und gerechten zu geben verſucht hätte. So will der Rachſüchtige, wenn er ſeinem Feinde eine Grube gräbt, nur die Pflicht der Selbſterhaltung geübt haben; der Geitzige rühmt ſeinen Geiz als Sparſamkeit, der Verſchwender ſeine Verſchwendung als Großmuth, der Heimtückiſche ſeinen Angriff als Nothwehr, der Verläumder ſeine Ohrenbläſerey als einen Dienſt der Freundſchaft. Böſes will keiner gethan haben; denn es liegt der Unſittlichkeit daran, wenigſtens den Schein der Tugend zu retten, und hinter dieſem Schilde ihre eigene häßliche Geſtalt zu verbergen.

So leichtſinnig aber auch unſittliche Menſchen ſich von dem Gehorſam gegen das Sittengeſetz entbinden, ſo können ſie doch 4) nicht aufhören, die Tugend an andern zu achten, und ſie von ihnen zu fordern.

Dieſes zeigt uns das Beyſpiel des Herodes. Er, der kein Geſetz ehrte als ſeinen Willen, und kein Glück achtete als ſein eigenes, fühlte doch eine gewiſſe Achtung vor der Frömmigkeit der Weiſen, wie ſein ganzes Benehmen gegen ſie zeigt; und nicht nur dieſes, ſondern er rechnete auch auf ihre Dienſtfertigkeit und auf die Treue, mit dem ſie ihm Wort halten, und von dem Neugebornen, wenn ſie ihn gefunden haben würden, Nachricht ertheilen würden.

Wir werden aber in tauſend Fällen die Erfahrung wiederholt finden, daß ſchlechte Menſchen einen Tu-

gendhaften zwar haſſen, wenn er ihren Abſichten widerſtrebt, und ſich für ihr Unrecht nicht gewinnen läßt, daß ſie ihn aber dennoch nicht verachten können. Denn die Tugend hat eine ſo große Würde in ſich, und das Gewiſſen ſelbſt der ſchlechteſten Menſchen ſpricht ſo ſehr für ſie, daß ſie auch in den Seelen der Unſittlichen eine unwillkührliche Empfindung der Ehrfurcht erregt, und ihr Haß gegen tugendhafte Perſonen immer nur ſo weit geht, als ſie ihnen durch ihre unbeugſame Rechtſchaffenheit hinderlich ſind. Der betrügeriſche ehrt daher doch den Ehrlichen, der Lügner den Wahrhaftigen; der Unkeuſche und Ausſchweifende kann doch dem keuſchen Jüngling, dem treuen Weibe, ſeine Hochachtung nicht verſagen; der Neidiſche ehrt doch an andern die Großmuth, und der Selbſtſüchtige die Helfende, rettende Liebe. Die Erfahrung lehrt daher auch, daß Menſchen von anerkannter Rechtſchaffenheit immer in allgemeiner Achtung ſtehen, wenn ſie auch von einzelnen Unſittlichen, deren unerlaubten Abſichten ſie hinderlich ſind, gehaßt werden, ſo ſind ſie doch auch bey dieſen ſicher vor Verachtung. Dagegen aber lehrt dieſelbe Erfahrung, daß ſchlechte Menſchen, ob ſie gleich einander brauchen und helfen, doch ſich gegenſeitig heimlich verachten, und dieſe Verachtung, ſobald ſie aufhören, ſich nützlich zu ſeyn, an den Tag legen. So iſt es ein bekanntes und durch die Erfahrung aller Zeiten beſtätigtes Wort: daß man zwar den Verrath liebt und benutzt, den Verräther aber verachtet.

Hiermit hängt nun auch die Erfahrung zuſammen, daß unſittliche Menſchen, ob ſie gleich ſelbſt von Tugend entblößt ſind, dieſelbe doch von andern fordern.

Sie wollen andern nicht verstatten, was sie sich selbst erlauben. Denn ob sie gleich bisweilen für ihre Absichten von andern unsittliche Handlungen fordern; so geschieht dieß doch nur in einzelnen Fällen, wo ihr Eigennutz ins Spiel kommt, und außerdem fordern sie auch von andern die Tugend. — Die Geschichte stellt uns manchen Tyrannen auf, der sich aller Gesetze entband, und sich alles erlaubte; aber nicht ein einziger ist unter ihnen gewesen, der gewünscht hätte, alle seine Unterthanen möchten eben so gewissenlos seyn, wie er. Wenn er Unrecht that; so wollte er doch, daß seine Obrigkeiten recht richteten; wenn er Wort und Schwur nicht hielt, so begehrte er es doch von seinem Volke und andern Fürsten. Willkommen war zwar den Pharisäern und Schriftgelehrten die Ungerechtigkeit, zu der sich Pilatus gegen Jesum gebrauchen ließ; aber gewiß lag es nicht in ihren Wünschen, daß die Ungerechtigkeit überhaupt auf dem Richterstuhle der römischen Landpfleger herrschen möge. — Und verlangt nicht der Betrügerische von andern Ehrlichkeit, der Rachsüchtige Großmuth, der Grobe Höflichkeit, der Stolze Bescheidenheit, der Zornige Sanftmuth, der Lügner Wahrhaftigkeit? — Hören wir nicht oft die vortrefflichsten Tugendlehren aus dem Munde von Menschen, die sie selbst nicht halten, sie aber doch von andern gehalten wissen wollen? — Stellt sich uns die Erfahrung nicht oft dar, daß Aeltern ihre Kinder zu allen Tugenden ernstlich ermahnen und anhalten, welche sie selbst doch nicht besitzen, und sie vor Sünden warnen, denen sie sich doch selbst überlassen? —

Ja sie fühlen es wohl, die Unsittlichen, daß das menschliche Geschlecht nicht bestehen könnte, wenn die Unsittlichkeit allgemein wäre; und ob sie daher gleich andern einzelne unsittliche Handlungen zumuthen und sich selbst von der Beobachtung der Pflicht häufig lossagen; so wollen sie doch nicht, und können nicht wollen, daß die Unsittlichkeit die herrschende Denkungsart aller werde.

Eine merkwürdige Rechtfertigung für die Tugend liegt aber in diesem Benehmen unsittlicher Menschen. — Es ist

1) ein lautes Zeugniß für die Wahrheit und Würde der Tugend. Schlechte Menschen suchen sich nur zu gern zu überreden, daß Pflicht und Gewissen keine natürliche Grundlage habe im menschlichen Gemüthe, sondern nur ein Erzeugniß sey der Klügeley des menschlichen Verstandes, und der religiösen Erziehung, und daß sie nur aufrecht erhalten würden durch das Interesse der Priesterschaft und den Eigennutz der Regierenden, welche ihren Vortheil dabey hätten, daß die Menschen tugendhaft und gewissenhaft wären. Sie halten daher die Tugend nicht für etwas dem Menschen natürliches und wahres, sondern für etwas unter den Menschen zufällig eingeführtes, und für eine Art von Schwärmerey, von welcher sich der Klügere lossagen könne. So bringen sie die Unsittlichkeit in eine Art von System, und bey vielen Lasterhaften mögen wenigstens solche Gedanken ihrem Leben zu Grunde liegen, wenn sie sich auch dieselben nicht so deutlich vorstellen.

Aber ſolchen Menſchen können wir zurufen: ſagt uns doch, wenn ihr recht habt, warum ſich jedermann ohne Scheu, ja mit dem Gefühle der Selbſtzufriedenheit zu den Grundſätzen der Tugend bekennt, ihr aber, und andere eures gleichen, eure unſittlichen Grundſätze ſo ſcheu verbergt? — Sagt uns doch, warum ihr eure ſchlechten Handlungen, auch wo euch keine bürgerliche Strafe droht, ſo ängſtlich verhüllt, und das Licht des Tages ſcheuet? Sagt uns, warum ihr ſo eifrig bemüht ſeyd, euern Untugenden den Schein der Sittlichkeit zu geben, und warum ihr es ſo vorzieht, eure Fehler lieber aus Irrthümern des Verſtandes als aus der Beſchaffenheit eures Herzens abzuleiten? Sagt uns, wie es kommt, daß ihr, ob ihr gleich den Tugendhaften haſſet, doch nicht vermöget, ihn zu verachten, dagegen aber, ob ihr gleich den ſchlechten Menſchen brauchet, doch nicht im Stande ſeyd, ihn zu achten? — Was iſt es denn, das in euerm Innern ſo mächtig für Tugenden ſpricht, die ihr ſelbſt nicht habt? was iſt es, das mich im Angeſichte des Rechtſchaffenen demüthiget, und euch mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllt, ob ihr euch gleich zu überreden ſucht, die Tugend habe weder Wahrheit noch Würde? — Und woher kommt es denn, daß ihr die Tugenden, die ihr ſelbſt nicht habt, doch von andern fordert, daß ihr die Allgemeinheit der Unſittlichkeit, die ihr euch erlaubt, nicht wünſchen könnt, und daß ihr vor der menſchlichen Geſellſchaft zurück ſchaudert, wenn jemals alle Tugend aus ihrer Mitte verſchwinden könnte? — Sehet ihr nicht, wie ihr ſelbſt ein Zeugniß ablegt für die Wahrheit und Würde der Tugend, wie euch euer eigenes

Herz ſtraft über eure Tugendverachtung, und euch des Irrthums zeiht? — Und ihr könnt es wagen, die Stimme dieſes Herzens verläugnen, und die Tugend für ein Erzeugniß der Klügeley des menſchlichen Verſtandes und des politiſchen Eigennutzes halten zu wollen? — Sehet ihr nicht, daß vielmehr nur Tugendverachtung eine Klügeley eures Verſtandes iſt, worüber euch der innere Richter züchtiget und ſtraft, und daß eure Denkart, die nie unter irgend einer menſchlichen Geſellſchaft hat allgemein werden können, und deren Allgemeinheit ihr ſelbſt nicht einmal zu wünſchen vermögt, gegen die Natur und Würde des Menſchen ſeyn müſſe?

Wenn aber ihr ſelbſt, die ihr die Wahrheit des Gewiſſens und die Würde der Pflicht läugnen möchtet, doch euch in unwillkührlicher Erfurcht vor ihrer Würde beugt, und ihre Wahrheit durch euer Benehmen zu bezeugen gezwungen ſeyd; wie könnt ihr noch zweifeln, daß die Tugend den Menſchen als urſprüngliches und heiliges Geſetz ins Herz geſchrieben iſt, und auf Wahrheit und des Schöpfers Ordnung beruht? — Wäre dieſes nicht, o wahrlich das Laſter würde ſich nicht verbergen, die Triebe würden ſich nicht beherrſchen laſſen, die Tugend würde längſt ihre Ehrfurcht unter den Menſchen verloren haben, ſie würde bey den Entſagungen, Opfern und Beſchwerlichkeiten, die ſie fordert, längſt aus der Mitte der menſchlichen Geſellſchaft verſchwunden ſeyn. Daß ſie dieſes nicht iſt; daß ihre Ehre und Herrſchaft unverändert unter den Menſchen fortdauert, daß ſelbſt ihre Feinde und Verächter ſie ehren und ihre Herrſchaft wünſchen müßen: in Wahrheit! dieß iſt eine

glänzende Rechtfertigung ihrer Wahrheit, Würde und ihres göttlichen Ursprungs. — Es ist aber auch

2) ein lautes Zeugniß für die Wohlthätigkeit der Tugend, für das Glück des menschlichen Geschlechts. — Die Schrift thut den Ausspruch: die Sünde ist der Menschen Verderben! und Jesus prieß nur die selig, die Gottes Wort hören und bewahren. Diese Aussprüche bezeugen, daß ohne Tugend weder Friede in unserm Innern, noch Heil in der menschlichen Gesellschaft statt finden könne. Und dieß bestätigt auch das Benehmen unsittlicher Menschen bey Vollbringung des Bösen. Denn warum scheuen sie sich, sich öffentlich zu unsittlichen Grundsätzen zu bekennen, da doch niemand erröthet, pflichtgemäße Gesinnungen an den Tag zu legen? Weil sie es fühlen, daß die Sünde mit der menschlichen Wohlfahrt streitet, und daß die menschliche Gesellschaft jeden fliehen muß, der Grundsätze hegt, welche ihre Wohlfahrt so offenbar zerstören müßten. — Und warum suchen sie mit so vieler Verstellung und Kunst das Unsittliche in ihren Handlungen zu verbergen, und wenigstens den Schein der Tugend zu retten, während sich die Tugend unbedenklich in ihrer wahren Gestalt zeigt? Weil sie es fühlen, wenn sie es sich auch nicht gestehen, daß sie alsdann der menschlichen Gesellschaft weniger gefährlich erscheinen, weil sie dadurch die Achtung und das Wohlwollen anderer zu bewahren hoffen, weil sie des Vertrauens theilhaft bleiben wollen, welche einer anerkannt rechtliche Gesinnung unter den Menschen überall genießt. — Und warum vermögen sie nicht den Tugendhaften zu verachten, ob sie ihn gleich nicht selten

haſſen und verfolgen; warum ſpricht in ihrem Innern eine Stimme der Ehrfurcht für die Tugend, und eine Stimme der Verachtung gegen das Laſter? Weil ſie ſich ſelbſt nicht verbergen können, daß die Tugend als göttliches Geboth die Grundbedingung aller menſchlichen Glückſeligkeit ſey, und einen unbedingten Werth habe. — Und warum wollen ſie endlich nicht, daß die unſittliche Geſinnung allgemein werde; warum fordern ſie von andern Tugenden, die ſie ſelbſt nicht haben? Darum, daß es ihnen offenbar iſt, daß die Unſittlichkeit nicht die Regel werden kann in der menſchlichen Geſellſchaft, wenn ſich nicht alle Verhältniſſe des Friedens und des Glücks auflöſen ſollen.

Wenn daher auch ein einzelner laſterhafter Menſch ſich dem thörichten Wahne überläßt, als ſey die Tugend ein der Menſchheit aufgelegter widernatürlicher Zwang, das Glück des Menſchen aber beruhe in der ungehinderten Befriedigung deſſen, wozu die Begierde, die Luſt uns treibt; ſo können wir ihn blos auf ſein Benehmen verweiſen, und ihn fragen: warum verbirgſt du dein Glück erröthend vor den Augen der Welt? Warum demüthigt und beſchämt es dich in deinem Innern? Warum kannſt du ein ſo erlangtes Glück nicht achten? Warum willſt du nicht, daß alle Menſchen dieſes Glück ſuchen, ſondern warneſt andere, die du liebſt, vor dem, worin du das Heil des Lebens ſuchſt? — O klar iſt es, in deinem eigenen Verhalten, daß dein angebliches Glück nichts iſt als eine Quelle des Verderbens, und daß die Ausnahme vom Geſetze der Pflicht, die du dir erlaubſt, auch dir unheilbringend werden muß.

So legt das Benehmen unsittlicher Menschen selbst ein lautes Zeugniß ab, daß das Gesetz der Tugend ein natürliches und heiliges Gesetz sey, auf dessen Beobachtung alle Würde und Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts beruhe.

Und dieses Zeugniß muß uns desto wichtiger seyn, da es von den Feinden der Tugend und den Feinden der Unsittlichkeit kommt. Ach, nur zu oft hält die Jugend die strenge Vermahnung des ernsten Alters für Vorurtheil, für Eigensinn, ja vielleicht für Selbstsucht, und glaubt der warnenden Stimme nicht, weil sie dieselbe für befangen hält. Nur zu leicht überredet sich der Unsittliche, daß die Warnung und Lehre tugendhafter Männer nicht auf Wahrheit beruhe, sondern das Erzeugniß eines strengen Vorurtheils für die Tugend sey. Nur zu oft bleibt das treue Wort des warnenden Religionslehrers an den Herzen der Leichtsinnigen und Unsittlichen erfolglos, weil sie wähnen, er fordere die Tugend nur aus Vorurtheil seines Standes und aus Vortheil seines Amtes. — Aber ihr, die ihr weder die Stimme des erfahrnen Alters, noch die Warnung tugendhafter Freunde, noch die Ermahnung des religiösen Lehramts zu Herzen nehmen wollet, — sehet auf die Freunde der Unsittlichkeit! sehet, wie diese für die Wahrheit und Würde dessen, was wir von euch fordern, zeugen! — Diese sollen Richter seyn zwischen uns und euch!

O so erkennet des göttlichen Gesetzes Wahrheit und Wohlthätigkeit! so folgt der väterlichen Stimme, mit der Gott zu eurer Seele spricht: gib mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen

meine Wege wohlgefallen! — der Herr hat euch zu Zeugen gemacht für seines Gesetzes Wahrheit! O so möge dieses Zeugniß euch selbst die verblendeten Augen öffnen, daß ihr den wahren Weg des Heils erkennt, und mit Reue umkehret zum Gehorsam gegen euern Gott und seine lebengebenden Gebothe! Denn

So süß ein Laster ist, so gibt's doch keinen Frieden:
Der Tugend nur allein hat Gott dieß Glück beschieden.
Ein Mensch, der Gott erwählt, erwählt das beste Theil.
Ein Mensch, der Gott verläßt, verläßt sein eignes Heil!

Am 3. Sonntage nach Epiphanias,

1817.

Ich bin ein Mensch!

Ewiger Gott! Schöpfer und Herr! angebethet von allen himmlischen Geistern, verherrlicht von allen Völkern! Mit Entzücken preißt dich auch meine Seele; denn du bist der Erste und der Letzte, du das höchste Gut, und gegen deine Geschöpfe bist du die Liebe! Jeder Morgen sagt es dem Abend und ein Tag sagt es dem andern, wie anbethungswürdig du bist in deiner unendlichen Macht und Liebe! Selig fühlt sich mein Herz in dir, du Gnädigster, der du allen Leben und Freude gabst aus der Fülle deiner ewig unerschöpflichen Kraft. Zu deinem Throne steigt mein heißer Dank auf, daß du auch mich aus der Nacht des Nichtseyns hervorriefst zum Lichte des Lebens, daß du mir das Vermögen gabst, dich und deinen herrlichen Tempel, das Weltall, zu erkennen, dich und deine Werke zu bewundern in ihrer Größe, und dich, den Urquell alles Lebens, zu lieben und in dieser Liebe selig zu werden! — O wie danke ich dir, daß du mich zum Menschen erschufst; zum Menschen nach deinem Bilde! — Ewiger Gott! weil ich dich erkenne, o so will ich auch in dir leben, in dir meine Seligkeit

ſuchen, von dir das Glück meines Daſeyns dieſſeits und jenſeits der Gräber erwarten und erflehen. — Dir, Allwiſſender, ſind unſre Bitten bekannt, ehe ſie die Lippe ausſpricht. Du haſt uns vergönnt, zu dir zu bethen. Darum flehen wir dich an mit kindlichem Vertrquen: ſegne, Urquell alles Heils, — ſegne alle unſre Mitbrüder, vom Purpur herab bis zum Staube! Gib ihnen allen, daß ſie das Glück, Menſchen zu ſeyn, die dich erkennen, lieben und verehren, nach ſeinem ganzen Werthe fühlen, daß ſie ihrer Beſtimmung würdig leben, deinen heiligen Geſetzen willig gehorchen, und indem ſie reif werden zum Tode, auch zugleich reifen für die Herrlichkeit einer beſſern Welt. — Mich aber, o mein Vater, mich erziehe durch Freude und Schmerz, durch Glück und Unglück, durch Hoffnung und Furcht, wie es deiner Weisheit wohlgefällt. Laß mich nur deine Wahrheit erkennen und ſie verehren, dein heiliges Geſetz lieben und ihm gehorchen, durch deine Hoffnung erfreut und ihrer würdig werden. Heilige du ſelbſt mein Herz, o Gott, und laß mein Leben eine beſtändige Uebung der Vollkommenheit ſeyn. Mag es auch ohne Ehre ſeyn vor der Welt; iſt es nur würdig vor deinem Blicke. Mag es ohne den Glanz des äußerlichen Wohlſtandes dahin fließen; gewährt es mir nur die Seligkeit deiner rechtſchaffenen Verehrer. Mag es auch der Hoheit und des Ruhms mangeln; iſt es nur nicht ohne Nutzen für meine Mitmenſchen. Nicht um Ehre, nicht um Reichthum, Hoheit und Macht bitte ich dich! Aber einen Theil an dem Glücke der Weiſen und Guten verſage mir nicht. Entferne aus meinem Herzen alle heftigen Wünſche nach äußer-

lichen Vorzügen und nach Genüssen, die doch so oft nicht glücklicher machen, sondern unser leicht verführbares Herz von der Bahn der Tugend verlocken. Nur um Zufriedenheit und Heiterkeit, um Weisheit und Tugend, um Gelassenheit und Seelenruhe fleht dich, Vater des Lebens, dein Geschöpf. Diese Güter versage mir nicht, und führe mich und alle Menschen zur Erkenntniß deiner Liebe, zum Glauben an dein Wort, zur Hoffnung auf die heitern Wohnungen der Vollendeten in deinem Himmel. Dahin zeigt uns den Weg der, den du uns zum Führer unsrer Seelen zum Leben sendetest, Jesus Christus, mit dessen Worten wir zu dir flehen: Vater unser, der du ꝛc.

Evangel. Matth. 8, V. 1 — 13. Von welchen Gesinnungen der menschenfreundliche Krieger, dessen unser Evangelium gedenkt, belebt war, was ihn antrieb, selbst zu Jesu zu gehen, und so angelegentlich um Hülfe für seinen kranken Knecht zu bitten, das sprach er selbst aus mit den Worten: ich bin ein Mensch! — Er fühlte sich als Mensch; er erkannte es, daß der Knecht, obgleich tief unter ihm stehend in den bürgerlichen Verhältnissen, sein Mitbruder sey, und daß er, obgleich Vielen gebiethend, dennoch von andrer Hülfe und Liebe eben so abhängig sey, als der Geringste seiner Untergebenen. — O mögte Jeder unter uns diesem würdigen Krieger ähnlich seyn! Mögte Jeden

der Gedanke: ich bin ein Mensch,

auf der Bahn seines Erdenlebens stets begleiten! Denn dieser Gedanke erinnert uns an un-

sre menschlichen Vorzüge, an unsre menschlichen Schwächen, an unsre menschliche Abhängigkeit, und an unser menschliches Ende.

Der Gedanke: ich bin ein Mensch! sagt uns,

1) daß wir auch die natürlichen Vorzüge der menschlichen Natur besitzen, daß wir nämlich das Ebenbild des Schöpfers, wie alle Menschen, an uns tragen; daß auch wir die Vernunft, diesen Schmuck des menschlichen Geschlechts, daß auch wir die sittliche Freiheit, diesen Adel der menschlichen Seele, daß auch wir das fühlende Herz, diese Quelle der höhern menschlichen Seligkeit, besitzen; daß auch uns die Anlagen, welche den Menschen seine höhere Würde geben, zu Theil geworden sind; daß auch wir, wie alle Menschen, den hohen Beruf haben, weise, gut und selig zu werden. Dieser Gedanke, wenn er uns lebendig erfüllt, wird uns eine kräftige Ermunterung seyn, den Menschen in uns und in andern nie zu vergessen über den zufälligen äußerlichen Verhältnissen des Lebens, sondern das Menschliche in uns und andern mit Ehrfurcht zu behandeln und mit Sorgfalt auszubilden.

Wenn der König über den Freuden seiner Krone und den Glanz seines Throns, wenn der Hohe über seiner Würde, der Mächtige über seiner Gewalt, der vor Andern begünstigte über dem Gefühl seiner äußerlichen Vorzüge, der Reiche über der Fülle seines Ueberflusses den Menschen in sich vergißt; wenn sie nichts Höheres kennen, nichts weiter ehren, als die Vorzüge ihres Standes, ihrer Geburt, ihrer Verhältnisse, ihres Glücks; — o dann mögen sie sich des Ausspruchs je-

nes würdigen Kriegers erinnern: ich bin ein Mensch! dann in diesen Worten fühlen, daß sie nicht nur Könige, Herren, Obrigkeiten, Hohe, Reiche und durch äußere Verhältnisse ausgezeichnete, sondern auch Menschen sind; daß sie eher Menschen waren, und daß das Mensch-seyn der höchste Schmuck unsers Geschlechts ist. Dann werden sie es erkennen, daß die erste Sorge des Menschen sey, darnach zu trachten, wie er den Menschen-Namen mit Ehren tragen möge; und daß dieses nur geschehe, wenn man die natürlichen Vorzüge des menschlichen Geschlechts in sich ausbildet zur Vollkommenheit; — dann werden sie stark werden, um sich von den Reichthümern, Gütern, Ehren, Geschäften und Vorzügen ihrer äußern Lage nicht verlokken zu lassen zu einem unwürdigen und der Bestimmung des Menschen widersprechenden Leben. — Wenn aber der Mensch sich seiner äußerlichen zufälligen Vorzüge stolz überhebt, und in Andern den Menschen nicht ehrt; wenn der König, statt ein Vater und Beschützer seines Volks zu seyn, dasselbe als ein Werkzeug zu Befriedigung seiner Leidenschaften gebraucht; wenn der Hohe, statt seine niedern Brüder zu schützen, sie mit Verachtung behandelt; wenn der Reiche, statt seinem ärmern Mitbruder wohlzuthun, ihm mit Härte, Liebloſigkeit und Hochmuth begegnet, und den Dürftigen bedrückt, um seiner Habsucht zu fröhnen: dann möge ihnen der Zuruf erschallen: ich bin ein Mensch! — ein Mensch, wie meine geringen und dürftigen Brüder, die mit mir gleiche göttliche Kräfte, gleiche ewige Bestimmung haben. Und dieser Gedanke, wie sollte er nicht die dringendste Aufforderung enthalten zur De-

muth, Gerechtigkeit, Liebe und Menſchenfreundlichkeit? wie nicht Jedem es klar machen, daß wir uns ſelbſt ehren, wenn wir in andern die Vorzüge der menſchlichen Natur achten, daß wir uns aber ſelbſt das Urtheil ſprechen, wenn wir den Menſchen verachten in unſern Mitbrüdern?

Eben ſo rufe ſich aber auch der Niedrige, Untergebene, Machtloſe, Arme, oft den Gedanken zu: du biſt ein Menſch! du biſt der natürlichen Vorzüge des Menſchen theilhaft; denn dadurch wird er ſeiner göttlichen Beſtimmung eingedenk bleiben und ſich ſelbſt achten in ſeiner Niedrigkeit, damit er ſich nicht, wenn ihm äußere Ehre fehlt, auch als Menſch entehre. Wer daher glaubt, daß es ihn nicht entehre, niederträchtige Geſinnungen an den Tag zu legen, weil er in einem niedern Stande lebt; wer ſich des Betrugs, der Falſchheit, des Stehlens und Lügens nicht ſchämt, weil es ihm an äußerlicher Ehre in der bürgerlichen Geſellſchaft mangelt; wer ſich im Fluchen, der Hurerey, dem Trunke, der Grobheit und einem rohen Betragen wohlgefällt, weil er nicht zu den gebildeten Ständen im Staate gehört: der rufe ſich ſelbſt zu: du biſt ein Menſch! du biſt der natürlichen Vorzüge des Menſchen theilhaft wie der Höchſte und Mächtigſte; auch du ſollſt weiſe, tugendhaft und Gott ähnlich werden. Ob du alſo gleich vor der Welt nicht in hohen Ehren biſt, ſo biſt du doch als Menſch geehrt vor Gott, ſo ſollſt du dich durch ein ſchlechtes Leben nicht ſelbſt herabwürdigen und deinen Menſchenwerth entbehren.

Derſelbe Gedanke aber wird den, der in ungünſtigen äußerlichen Verhältniſſen lebt, auch am ſicher-

ſten gegen den Neid und die Mißgunſt waffnen, mit welcher der Niedrige die Vorzüge des Hohen, der Arme die Fülle des Reichen, der Machtloſe die Gewalt des Mächtigen ſo oft betrachtet. Zwar muß ſich jeder ſchon ſelbſt ſagen, daß dieſe äußerlichen Vorzüge nicht allen gemein ſeyn können, weil ſie ſonſt aufhören würden, Vorzüge zu ſeyn, und daß ihr Daſeyn ganz unvermeidlich iſt, weil die bürgerliche Wohlfahrt und die Ordnung ſie durchaus erfordern. Aber einen höhern Grund der Zufriedenheit gewährt ihm der Gedanke: ich bin ein Menſch! ich bin der menſchlichen Vorzüge eben ſo theilhaft wie der Höchſte, der Geehrteſte. Denn dieſe Vorzüge ſind die wichtigſten; ſie allein ſind unverlierbar, während alles äußerliche dem Wechſel unterworfen iſt; ſie allein ſind es, die unſer Glück hier und in der Ewigkeit begründen, während die äußerlichen Vorzüge ſo oft eine unverſiegbare Quelle des Kummers und der Leiden werden; ſie allein ſind es, die uns in die Ewigkeit begleiten, während uns der Tod von aller Macht, Hoheit, Ehre und Reichthum, wie von einem zufälligen Gewande, entkleidet. Denn nicht der Regent, der Hohe, der Vorgeſetzte, der Gelehrte, der Reiche, ſondern der Menſch in ihnen iſt es, der unſterblich iſt. Und jenſeits des Grabes wird es nicht darauf ankommen, welchen Platz du auf Erden einnahmſt, ſondern welch ein Menſch du wareſt; die Ewigkeit wird dein Schickſal nicht nach dem Range, der Macht, dem Glanze, dem Reichthume beſtimmen, der dich hienieden umgab, ſondern nach der Weisheit, die du errangſt, nach der Tugend, die du erwarbſt, nach der Treue, mit welcher du in deiner äu-

ſerlichen Lage, ſie ſey, welche ſie wolle, deine Pflicht erfüllteſt.

Wenn uns aber der Gedanke: ich bin ein Menſch! an die natürlichen Vorzüge der menſchlichen Natur erinnert, ſo macht er uns auf der andern Seite auch

2) auf die natürlichen Schwächen aufmerkſam, die wir als Menſchen an uns tragen.

Edel und koſtbar iſt zwar die Vernunft, dieſes göttliche Licht in uns; weit vermag ſie das Gebieth der Wahrheit zu überſchauen; tief dringt ſie ein in die Geheimniſſe des Himmels und in die verborgene Werkſtatt der Natur, und was das Bewunderungswürdigſte iſt, — ſie beſchauet ſich ſelbſt in ihrem eigenen Lichte: aber dennoch hat ſie gewiſſe Schranken, die ſie nicht überſchreitet; dennoch iſt ihr Blick nicht frei von Täuſchung und Irrthum; dennoch ſchreitet ſie nur langſam fort in der Erkenntniß der Wahrheit; dennoch iſt ihr die Zukunft größtentheils verſchleiert; dennoch iſt ihr manches Geheimniß im Himmel und auf Erden, manches Räthſel in unſerm Innern unauflöslich. — Groß und ehrwürdig iſt zwar die ſittliche Kraft des Menſchen, und ſein Vermögen, das göttliche Geboth aus freier Liebe und Wahl zu vollbringen; bewunderungswürdig iſt die Größe der Tugend, zu welcher ſich Einzelne unſers Geſchlechts zu erheben wiſſen; aber dennoch, welche Schwäche klebt der menſchlichen Tugend an! Wie oft fehlen die beſten Menſchen! Wie oft thun wir etwas, das wir, wenn es vollbracht iſt, ſelbſt mit Erröthen verdammen! — Reich und herrlich (dieſes iſt nicht zu läugnen) ſtattete der Schöpfer das menſchliche Herz

aus mit edlen Gefühlen; kräftig und wunderbar brechen sie nicht selten hervor, herrlich wie das Morgenroth hervorbricht aus dunkler Nacht; alles Gute und Schöne findet in der menschlichen Brust eine verwandte Saite des Gefühls, welche harmonisch mittönt. Aber auch hier ist Schwäche des Menschen Loos! Nur zu oft hegt das menschliche Herz widersprechende Gefühle; nur zu oft betrachtet es auch das Unwürdige mit Wohlgefallen und wird ein Tummelplatz unedler Gefühle; nur zu oft ist es ein Raub des Augenblicks, und bewährt jenen Ausspruch der Schrift: Das menschliche Herz ist ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?

Vergiß daher nie, daß du ein Mensch bist, so wirst du es auch nie vergessen, daß die menschliche Schwäche anklebt. Sey also nicht so vermessen, zu glauben, daß du allein nur die Wahrheit seheſt, alle andre aber in Irrthum befangen seyen. Verfolge niemals die, welche in Sachen der Religion und der Ueberzeugung jeder Art anders denken als du; dringe deinen Glauben, deine Ueberzeugung keinem mit Gewalt auf, und betrachte den Irrthum nie, und in keinem Falle, wenn nicht offenbare Bosheit damit verbunden ist, als ein Verbrechen, sondern laß die Wahrheit walten nach ihrer eigenthümlichen Kraft, nach welcher sie doch endlich alle Geister zwingt, ihr zu gehorchen. Und wenn du auch deinen Mitbruder von offenbarem Irrthum befangen findeſt, so magſt du ihn zwar lehren, so viel dir Gott Gaben verliehen hat; aber ihn verachten, ihn, wenn du vergebens lehrſt, haſſen und verfolgen, — das ſollſt du nicht. Denn er iſt ein

Menſch, und darum dem Irrthume ausgeſetzt; und auch du biſt ein Menſch, darum kannſt auch du irren.

Wenn du dir aber ſagen mußt: ich bin ein Menſch, und als Menſch nicht frei von Fehlern und Schwachheiten; ſo magſt du auch nie vermeſſen ſeyn auf deine Tugend, dich nicht ſelbſt als fleckenlos rechtfertigen, und andrer Fehler nicht mit Strenge richten. Sey daher nicht ſtolz auf die Tugenden, die du an dir findeſt, und denke nicht, daß du alle Tugenden habeſt, weil du mehrere an dir findeſt, oder daß du von allen Fehlern frei ſeyeſt, weil du von vielen frei biſt. Du biſt ein Menſch, — und Schwäche iſt des Menſchen Loos! Scherze daher nie mit der Sünde, halte dich nicht über den Fall erhaben; höre nie auf, dich gegen die Verführungen des Beyſpiels, der Leidenſchaften und der Umſtände zu bewahren, und die Mittel, welche dir die Religion zur Befeſtigung deiner Tugend darbiethet, zu gebrauchen; leide es, wenn man dir Fehler und Mängel nachweiſet, mag es auch gleich deinen Stolz verwunden. Sey nicht ſo vermeſſen, daß du dich vor Gott, der dein Herz durchſchauet, ſelbſt rechtfertigeſt; gedenke, daß du als ein fehlerhafter Menſch der Gnade Gottes bedarfſt; demüthige dich vor dem, der allein heilig und vollkommen gerecht iſt, wie ſich jener menſchlich fühlende Krieger demüthigte vor Jeſu höherer Tugend, wenn er ausrief: Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach geheſt! — Sey aber auch deſſen eingedenk, daß auch andere, welche fehlen, Menſchen ſind, und daß du ein Menſch biſt, der ſie richtet. Verzeih Beleidigungen, die dir widerfahren; richte nicht lieblos und un-

barmherzig die, welche in einem unglücklichen Augenblicke sich vergaßen und der Leidenschaft und Verführung unterlagen, sondern beurtheile sie gütig; denn sie sind Menschen, und können nicht ohne Flecken seyn, und auch du bist ein Mensch, auch du brauchst Nachsicht und Vergebung für deine Fehler. — Und weil Unvollkommenheit des Menschen Loos ist, so verunehre die menschliche Größe und Trefflichkeit nicht dadurch, daß du an ausgezeichneten Menschen ihre Flecken und Gebrechen aufsuchst, und sie zur Schau stellst. Denn jeder kann sich ja selbst sagen, daß auch die trefflichsten Menschen dennoch Menschen sind, und ihre Schattenseiten haben. Statt daher ihre Flecken aufzusuchen, und die Fehlerhaften in ihren Untugenden durch große Beyspiele zu bestärken, ziehe lieber ihre herrlichen Tugenden ans Licht, um andere zur Nachfolge zu ermuntern.

Der Gedanke: ich bin ein Mensch! soll uns aber auch 3) an unsre menschliche Abhängigkeit erinnern. — Abhängig fühlen wir uns als Menschen von Gott; abhängig von der Hülfe und Liebe unsrer Mitmenschen.

Unser Fuß ruhet auf der Erde, die Erde auf der Welt; die Welt auf Gott, der alle Dinge trägt mit seinem allmächtigen Worte. — Von ihm gehet alles Leben, alle Bewegung aus; aber auf ihn ruht auch jedes Leben: sein Aufsehen bewahret unsern Oden; seine göttliche Kraft durchdringt alles Erschaffene, hält alles in Thätigkeit und Ordnung, führt alles zu dem Ziele, zu dem er es schuf; in ihm leben, weben und sind wir. Auch

im Tode ſinkt unſre Seele in ſeine Vaterarme, und erwartet, daß er ihr aushelfe zu ſeinem himmliſchen Reiche. Von ſeinen Geſetzen und Ordnungen ſind und bleiben wir daher abhängig, und ſeiner Liebe und Hülfe bedürftig. Sey daher noch ſo hoch, ſo mächtig, ſo reich, ſo klug und verſchlagen; ſo hoch, mächtig und klug biſt du nicht, daß du Gottes nicht bedürfteſt, oder daß du es vermöchteſt, den Irrthum zur Wahrheit, das Unrecht zum Recht, das Laſter zur Tugend, das Böſe zum Guten zu machen. Magſt du auch Gott, der Natur und dem menſchlichen Herzen noch ſo ſehr trotzen, ihnen noch ſo übermüthig Hohn ſprechen; du biſt ein Menſch, — darum biſt du Gottes Geſetzen unterthan, und mußt ihnen gehorchen, willſt du anders nicht untergehen. — Sey darum aber auch nicht zu verzagt, wenn Menſchen toben wider die Wahrheit und das Recht; ſie ſind Menſchen, darum werden ſie unterliegen. Sey nicht hoffnungslos, wenn dich menſchliche Gewalt verfolgt, wenn dir die Zukunft droht, wenn der Gang deines Lebens räthſelhaft iſt; du biſt ein Menſch, — darum iſt dein himmliſcher Vater nicht ferne von dir mit ſeiner Hülfe und ſeinem Troſte. Sorge du nur, daß du ſeiner Hülfe durch Liebe, Vertrauen und Gehorſam gegen ſeine Geſetze würdig werdeſt; denn nur dann wird dich das Gefühl der Abhängigkeit von Gott tröſten und beſeligen, wenn du nach Gottes Willen lebſt.

Als Menſchen ſind wir aber auch menſchlicher Liebe und Hülfe unter einander bedürftig. Denn nicht nur der Elende, den Schwäche an ſein Lager feſſelt, nicht nur der Arme, der von Wohlhaben-

den ernährt wird, nicht nur der Unterthan, der Niedre und Geringe, der von dem Höhern und Mächtigern Schuz erhält; sondern auch der glücklichſte, freieſte, mächtigſte Menſch bleibt immer abhängig von der Liebe und dem Willen andrer. Der Reiche bedarf der Arbeit des Dürftigern, und des Schuzes Aller, wenn er dem Neide und der Bosheit nicht erliegen ſoll; der Hohe würde nicht hoch ſtehen, wenn Andere nicht niedriger ſtänden, der Mächtige nicht mächtig ſeyn, wenn er nicht Untergebene hätte, die ihm gehorchen; und auch der König auf ſeinem Throne, — er würde nicht König ſeyn, wenn kein Volk wäre, er würde nicht mächtig, ſicher und glücklich ſeyn, wenn ihn nicht die Kraft, die Treue, der Gehorſam, die Liebe ſeines Volks empor hielt und beglückte. Das erkannte auch der menſchenfreundliche Krieger, deſſen Fürſorge für ſeinen kranken Knecht das Evangelium rühmt; er erkannte, daß er kein Vorgeſezter ſeyn würde, wenn er nicht Untergebene hätte, und daß er, ein Menſch, des Gehorſams und der Liebe ſeiner Untergebenen nicht entbehren könne.

So ſage denn zu dir ſelbſt: ich bin ein Menſch, und darum von der Hülfe andrer vielfach abhängig. Darum will ich auch menſchlich, gerecht, gütig, freundlich ſeyn; ich will die Liebe andrer, auch die Liebe meiner Untergebenen und der Geringſten meiner Mitbrüder zu erwerben trachten, und allen Stolz, alle Härte, alle Menſchenverachtung fern von mir ſeyn laſſen. — Ich bin ein Menſch; darum haben auch andere Anſprüche auf meine Hülfe. Ich will daher bereit ſeyn, zu dienen, willig zu helfen, entſchloſſen zu

retten. Kein Armer flehe mich vergebens um Unterſtützung, wenn ich helfen kann; kein Bedrängter fordere vergeblich Rath, kein Leidender bitte umſonſt um Troſt, kein Unglücklicher um Hülfe. Was ich vermag, das will ich thun, und mit Freuden thun; denn ich bin ein Menſch und darum verpflichtet, Menſchen zu lieben. Und ſo, meine Brüder, ſaget zu euch ſelbſt beſonders jetzt, wo eine ungewöhnliche Theurung ſo viele Tauſende unſrer Mitmenſchen in unſerm Lande und in andern Ländern in die höchſte Bedrängniß verſetzt. Jetzt iſt es Zeit, uns zu erinnern, welches Band der Nothwendigkeit und der gegenſeitigen Hülfe Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Befehlende und Gehorchende verbindet; jetzt iſt es Zeit durch die That zu zeigen, daß wir uns menſchlich fühlen, und daß wir, wir Glücklichern, unſer Glück von der Wohlfahrt unſrer Brüder nicht abzuſondern gemeint ſind; jetzt iſt es Zeit zu zeigen, daß wir würdige Schüler deſſen ſind, deſſen erſtes und letztes, deſſen höchſtes Geboth war: liebet euch unter einander! — deſſen, der bekannte: daran will ich erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr euch unter einander liebet.

Dieſe Liebe wird unſerm Herzen deſto leichter werden, wenn wir uns bey dem Gedanken: ich bin ein Menſch! auch daran erinnern,

4) daß uns alle ein menſchliches Ende erwartet; daß wir dem Tode geweihte aber zur Unſterblichkeit berufene Weſen ſind.

Aufblühen und Staub werden, das iſt das Loos Aller, die vom Staube geboren ſind. Du biſt Erde,

und ſollſt zur Erde werden; das iſt ein Geſetz: das von Anbeginn geherrſcht hat bis auf dieſen Tag, und herrſchen wird, ſo lange als Menſchen werden geboren werden. — Doch könnte es der Menſch wohl jemals vergeſſen, daß er ſterblich iſt? — Vergeſſen kann er es zwar nicht, daß er ſterblich iſt, denn überall umringt ihn ja das Schauſpiel des Todes; aber wir müſſen es nicht nur wiſſen, daß wir dem Tode geweihet ſind, ſondern dieſe Wahrheit auch bedenken, das iſt, ihr Gewalt über uns verſtatten. Es iſt daher thöricht, wenn wir den Gedanken des Todes als einen Gedanken des Schreckens fliehen, und es verſuchen, ihm gänzlich über dem Geräuſche und dem Glücke des Lebens zu vergeſſen. Denn ſo unwillkommen dieſer Gedanke dem Glücklichen auch ſeyn mag, ſo nothwendig iſt es doch, uns mit ihm vertraut zu machen; denn wir ſind Menſchen, und dem Grabe geweiht. Und ſo ſehr ſich auch der Genußſüchtige bemühen mag, dieſen Gedanken durch den fortgehenden Rauſch der ſinnlichen Luſt und der Zerſtreuungen zu erſticken, ſo tritt ihn doch mitten in der Freude der Gedanke an: du biſt ein Menſch; darum mußt du ſterben. Nichts anderes bleibt uns alſo übrig, als uns mit dieſem Gedanken vertraut zu machen, da wir ihn nicht entfernen können; nichts anderes, als ſo zu leben, daß wir immer bereit ſind, Rechenſchaft zu geben vom Gebrauche unſrer irdiſchen Tage; nichts anderes als die Befolgung jenes Ausſpruchs eines frommen Dichters: „lebe, wie du, wenn du ſtirbſt, wünſchen wirſt gelebt zu haben!“

Du biſt ein Menſch; darum iſt Sterben dein Loos! dieß bedenke, auch wenn dir das Schickſal Gat-

ten, Kinder, Freunde durch den Tod entreißt, beſonders in der Blüthe ihrer Jahre. Zwar geziemt die Trauer dem menſchlichen Gefühle; aber mitten in deinem Schmerze muß du dir ſagen: auch ſie, die du beweineſt, waren Menſchen; auch ſie mußten Staub werden! Du weißt es, daß du Sterbliche liebteſt; darum laß dichs nicht befremden, daß ſie ihr Schickſal erfüllten. Ungezählte Millionen, die vor uns lebten, die größten und herrlichſten Menſchen, deren Ruhm dauern wird bis ans Ende der Tage, mußten ſterben, weil ſie Menſchen waren; auch die Reihe unſrer Väter, aus deren Blute wir ſtammen, ſank in Staub; auch Jeſus, die Ehre und der Schmuck des menſchlichen Geſchlechts, erlag dem Tode: und du wollteſt etwas anders erwarten? du dich beklagen, daß dich, daß die, welche du liebſt, das Loos der Sterblichkeit trifft? — du biſt ein Menſch; darum mußt du menſchlich enden, und wieder zur Erde werden.

Aber derſelbe Gedanke, der uns hinweiſet auf das Grab, weiſet uns auch über das Grab hinaus. Ich bin ein Menſch; darum bin ich auch ein der Unſterblichkeit geweihtes Weſen. Ich habe, als Menſch, den vernünftigen Geiſt, den das Thier nicht hat; ich kann tugendhaft ſeyn, ich allein auf Erden; ich habe Anlagen für die Unſterblichkeit, die blos ein Eigenthum des Menſchen ſind; ich denke die Gottheit und die Unſterblichkeit, welche keines meiner irdiſchen Mitgeſchöpfe nur ahnet. Ich alſo habe Vorzüge vor allem, was ich kenne, die allein mir ſchon eine ſichere Bürgſchaft ſind, daß ich nach dem Tode fortdauere. Darum tritt mein Fuß triumphirend auf

die Gräber der Vorwelt, und das Wort: ich bin ein Mensch! verwandelt die Klage des Sterbenden in Siegesruf. Ja, weil ich ein Mensch bin, berufen zur Unsterblichkeit, so kann ich hier nicht ewig leben, so muß mein Geist die Raupenhülle des irdischen Lebens abstreifen, damit er sich auf entfesseltem Fittig aufschwingen könne zu einer bessern Welt. — Weil ich ein Mensch bin, und geboren werden soll für einen neuen Himmel und eine neue Erde, so muß ich dieser Erde absterben. Und so ist für uns, die wir es fühlen, daß wir Menschen sind, der Tod verschlungen in den Sieg, und Sterben uns Gewinn; so haben wir hier keine bleibende Stadt, weil wir die zukünftige suchen. — Darum schweige der Schmerz unsers Herzens am Sarge geliebter Personen, darum versiege der Thränenquell an ihrem Grabe. Sie waren Menschen; sie mußten der Erde sterben, weil sie dem Himmel leben sollten.

Dieser Gedanke aber heilige auch unser ganzes irdische Leben, daß es mit der Vollendung, die uns jenseits des Grabes erwartet, im Einklange stehe. Weil wir Menschen sind, so werden wir sterben; darum hänge sich unser Herz nicht zu fest an das Irdische, darum lasset uns unser Glück nicht bauen auf Verhältnisse, Zustände, Vorzüge, die noch vergänglicher sind als das Leben selbst. Wir sind Menschen, und berufen zu einem höhern Daseyn; darum lasset uns leben wie Sterbliche, die eingehen sollen zur Unsterblichkeit, eingedenk unsers himmlischen Berufs, damit wir vor dem

Richter der Todten würdig befunden werden für die Freuden eines schönern Daseyns.

Nun, Herr und Vater unsers Lebens! Gepriesen sey deine überschwängliche Güte, daß du uns als Menschen ins Daseyn riefst, und uns mit der Hoffnung der Unsterblichkeit beseligtest. Herrlich ist die Blume des Feldes, herrlich das Thier in seiner Kraft und Schönheit, herrlich und wunderbar der Tempel der Welten, den du erschufest, ein Zeugniß deiner Allmacht, Weisheit und Güte. Aber herrlicher als alle deine sichtbaren Werke ist der Mensch. — Jene sind schön und majestätisch; aber dich erkennen sie nicht, wie der Mensch dich erkennt. Jene empfinden ihr Daseyn nicht; doch der Mensch fühlt sein Leben, und die Wunder deiner Schöpfung. Jene glauben und hoffen nicht; doch uns gabst du Glauben und Hoffnung, und den Blick in das unendliche Jenseits. Jene schauen nie dein Antlitz voll Gnade und Huld; ich aber, den du zum Menschen schufst, ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde! Amen!

Am Sonntage Septuageſimä,

1821.

„Ich will aber dieſen letzten geben gleich wie dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen?“

„Es ſind Gerechte, ſagt Salomo (Pred. Kap. 8, 14), denen gehet es, als hätten ſie Werke der Gottloſen, und ſind Gottloſe, denen gehet es, als hätten ſie Werke der Gerechten.“

Die Wahrheit dieſes Ausſpruchs beſtätigt die Erfahrung aller Zeiten. — Aber aus welcher Quelle geht dieſes ſcheinbare Mißverhältniß hervor? — Aus der doppelten Natur des Menſchen, nach welcher er zwey weſentlich verſchiedenen Reichen angehört; nämlich dem Reiche der Vernunft und Freiheit durch ſeinen Geiſt, und dem Reiche der ſichtbaren Dinge und der Nothwendigkeit durch ſeinen ſinnlichen Leib. Jenes iſt das Reich der Tugend und der freien Selbſtbeſtimmung, dieſes das Reich des Glücks, das nicht, wenigſtens nur ſehr unvollkommen, von uns abhängt und eine Gabe des Schickſals iſt. Von dieſem Reiche ſagt Salomo: „zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn, zum Streite hilft nicht ſtark ſeyn, zum Reichthum hilft nicht klug und geſchickt ſeyn, ſondern alles liegt an der Zeit und dem Glück.“

Ueber beiden Reichen steht Gott als höchster Gesetzgeber und Herrscher, und darum erwartet der Mensch von Gottes Gerechtigkeit und Güte, daß er das Reich des Glücks, dem der Mensch nicht gebiethen kann, so ordnen und bestimmen werde, daß es mit dem Reiche der Sittlichkeit in Harmonie komme, also das äußerliche Glück und Wohlergehen des Menschen werde abgemessen werden nach seiner sittlichen Würdigkeit und Vollkommenheit. — Und hierin irren wir nicht; es ist dem so. Aber darin würden wir irren, wenn wir eine vollkommene Ausgleichung zwischen Tugend und äußerlichem Ergehen schon hier, in diesem Leben erwarten, oder gar fordern wollten. Gott hat in dieses Leben für die Sittlichkeit des Menschen nur innere Belohnungen mit Nothwendigkeit geordnet, nämlich die wohlthätigen Wirkungen derselben auf unser Gemüth, die sich zeigen in der Zufriedenheit des Herzens, in dem erhebenden Gefühle gewonnener Menschenwürde, der hohen Kraft, sich selbst zu beherrschen, dem seligen Bewußtseyn, ein Kind Gottes zu seyn, und in der aus allem diesen uns zuwachsenden höheren Kraft zu wirken, zu glauben, zu hoffen und zu leiden. Diese Belohnungen treten überall mit Gewißheit ein, wo wahre Tugend vorhanden ist, und meistens wird es dieser auch nicht gänzlich an äußerlichen Belohnungen fehlen, die als heilsame Wirkungen aus ihr hervorgehen, besonders die Achtung guter Menschen und die Freiheit von solchen Leiden des Lebens die hauptsächlich durch die Unordnungen der Sünde erzeugt werden.

Aber daß unser äußerliches Wohlergehen im Allgemeinen, daß das Glück, als Macht, Ehre, Reich-

thum, Gesundheit, Friede, Gelingen, Freiheit von Unglück, Rettung aus Gefahren, nach unsrer sittlichen Beschaffenheit von Gott genau abgemessen werde, dieß haben wir hier nicht zu erwarten; denn dafür gibt es für uns ein zweytes Leben, wo jeder auch in solche äußerliche Verhältnisse kommen wird, wie er sie verdient hat. Gleichwohl aber ist nichts gewöhnlicher, als daß wir für unsre Tugend von Gottes Vorsehung auch äußerlich günstige Schicksale als Belohnung fordern, und dagegen von ihm verlangen, er solle die Sünder auch an dem Verluste ihres irdischen Glücks bestrafen. Wir sind oft den Arbeitern im Evangelium gleich, die den ganzen Tag im Weinberg gearbeitet hatten, und scheel sahen, als sie auch nur ihren Groschen empfingen wie andere, die nur einige Stunden zur Arbeit berufen worden waren. Wir haben aber Unrecht wie sie. Dieß lehrt uns das Gleichniß des Herrn von den Arbeitern im Weinberge.

Evangel. Matth. Kap. 20, v. 1—6.

Die Arbeiter sind ein Bild der Menschen, die im Dienste der Tugend arbeiten; der Tag der Arbeit das Bild des irdischen Lebens; der Groschen, den jeder bekommen soll, das Bild des irdischen Glücks, das der Schöpfer nach seinem Gefallen uns reichlich oder spärlich zumißt. Die Arbeiter, welche auf mehr als einen Groschen Anspruch machten, weil sie länger und mehr gearbeitet hatten als andre, bezeichnen die Unzufriedenen, die sich beklagen, wenn es dem Tugendhaften weniger wohl geht als dem Schlechten, oder wenn beide einerley äußerliches Ergehen haben. Der Be-

ſcheid des Hausvaters aber: „ich will aber dieſen Letzten geben, gleich wie dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun mit dem Meinen, was ich will?“ — dieſer Beſcheid ſpricht die wichtige Wahrheit aus:

daß der Menſch kein Recht habe, für ſeinen Gehorſam gegen das Sittengeſetz das äußerliche Wohlergehen, als einen verdienten Lohn zu fordern, ſondern daß Gott in Austheilung deſſelben freie Macht habe.

Wie viel uns Gott von den äußerlichen Gütern des Lebens geben ſoll, das hängt ganz von ſeiner freien Güte ab, und wir können nichts als Verdienſt für unſre Tugend fordern,

1) weil ſchon das Daſeyn an ſich mit ſeinen Gütern eine Wohlthat iſt, die wir durch einen frommen Gebrauch deſſelben erſt abverdienen müſſen.

Daſeyn, d. i. wirken, und genießen mit Bewußtſeyn, iſt alles, iſt die Bedingung aller andern Güter; Nur für den, der mit Bewußtſeyn lebt, iſt die Welt vorhanden. Drum iſt auch ein leidenvolles Daſeyn immer noch ein unendliches Gut. — Aber womit haben wir verdient, da wir noch nicht waren, daß wir zum Daſeyn kamen, und nun als vernünftige Weſen mit Bewußtſeyn leben? Konnten wir das Leben verdienen, da wir noch nicht lebten? — Nein, niemand hat dem Herrn etwas zuvor gegeben, daß er uns wieder vergelten müßte. Das

Daseyn mit allen seinen Gütern ist ein unverdientes Geschenk seiner Gnade. Wir sind also Schuldner unsers Schöpfers, und müssen, ehe wir weitern Anspruch auf seine Güte erheben können, zuvor die empfangene Wohlthat, das ohne unser Verdienst erhaltene Leben, abverdienen. — Wodurch aber kann dieses geschehen? — doch nur dadurch, daß wir das Daseyn nach des Schöpfers Willen gebrauchen, die uns geschenkten Kräfte ausbilden, und nach seinen Gesetzen wirksam machen.

Das tugendhafteste Leben eines Sterblichen trägt daher nur die Schuld ab für ein empfangenes Gut, und bekommt dadurch keinen Anspruch auf neue Güter. Wenn uns also Gott außer dem Leben noch anderes Wohlergehen zu Theil werden lässet, so ist dieß ein neues Geschenk seiner Güte, aber keine Gabe, die wir als Verdienste fordern könnten. Wenn ein Fürst einem seiner Unterthanen ein Landgut schenkt unter der Bedingung, daß er es nach der ihm gegebenen Vorschrift verwalte, und dieser die Gabe nach dem Willen des Gebers gebraucht; so trägt er dadurch zwar seinen Dank ab für das Empfangene, aber er erlangt dadurch kein Recht, mehr zu fordern. — Oder könnte die Blume, die im Lenze der Erde entsprießt, und ihren Kelch voll reizender Farben und süßer Düfte entfaltet, könnte sie noch einen Lohn fordern, daß sie so schön ist, als sie ihr Schöpfer erschaffen hat? Könnte der Fruchtbaum noch einen Lohn verlangen, daß er die Fülle der Früchte bringt, die er nach seiner Bestimmung tragen soll? Oder leisten nicht beyde nur, was die Natur gebiethet? werden nicht beyde dadurch nur

der Stelle werth, die ihnen der Schöpfer im Reiche der Dinge angewiesen hat? — Eben so werden wir, wenn wir uns nach Gottes Willen bilden, und die von uns geforderten Früchte der Tugend bringen, nur erst des Platzes würdig, den wir in der Reihe der vernünftigen Wesen einnehmen. Wie viel uns also der Herr an äußerlichem Wohlergehen geben will, das hängt von seiner Gnade ab; wir haben kein Recht, etwas von ihm zu fordern. Und dieses auch

2) darum, weil wir nicht um den Lohn des äußerlichen Glücks tugendhaft seyn sollen, sondern um Gotteswillen, und wegen der Vortrefflichkeit der Tugend selbst. — Gott hat uns gebothen, tugendhaft zu seyn, und uns das Leben gegeben, dieses Geboth zu erfüllen. Daß wir dieses wissen, das enthält schon allein den vollkommensten Verpflichtungsgrund zur Tugend. Er, von dem wir das Leben als ein freies Geschenk seiner Güte empfingen, hat das Recht, uns vorzuschreiben, wie wir das Leben gebrauchen sollen, — hat das Recht, uns das Gesetz des Lebens zu geben, und uns geziemt Gehorsam gegen dieses Gesetz, weil es das Gesetz des Urhebers unsrer Tage ist. Ob uns für diesen Gehorsam der Schöpfer noch andere Freuden gewähren wolle, davon kann die Rede nicht seyn; ob also die Tugend noch einen äußerlichen Lohn habe, darnach dürfen wir gar nicht fragen. Nicht des Lohnes wegen hat uns Gott zur Arbeit im Dienste der Tugend berufen, sondern der Arbeit wegen; nicht für den Groschen, sondern für den Weinberg. Dafür tragen wir des Lebenstages Last und Hitze, daß wir durch unsern Fleiß

in guten Werken edle Früchte erzeugen auf dem Acker des Erdenlebens, zu deſſen Bearbeitung uns der Herr berief. Die Arbeit ſelbſt mit ihren geſegneten Früchten, das iſt der höchſte Lohn eines frommen und treuen Gemüths. Sie iſt die würdigſte Uebung unſrer Kräfte; denn etwas ehrwürdigeres kann der Menſch nicht thun, als das Gute und Rechte, und nie zeigt er ſich vollkommener, als wenn er ſeinem Schöpfer ähnlich wird an Weisheit, Tugend und Liebe. Sie iſt die beglükkendſte Thätigkeit und die koſtbarſte Befriedigung unſers eigenen Herzens; denn nichts ſegensreicheres können wir ſchaffen für unſre Brüder, als das, wozu uns die Pflicht treibt, das Wahre und Gute, und nichts beglückenderes gibt es für uns, als den Frieden des Gewiſſens, und das Bewußtſeyn, Gottes Güte werth zu werden.

Dieſes iſt der Lohn, für den der Menſch arbeiten ſoll im Dienſte der Tugend; und wahrlich, er iſt mehr werth als alles äußerliche Wohlergehen. Darum ſind die weit entfernt von wahrer Tugend, welche kein Gefühl haben für die Würdigkeit eines reinen Wandels, und nur für den Groſchen Erdenglück weiſe und tugendhaft ſeyn wollen. Sie haben ihren Lohn dahin! das Gute, das ſie vollbringen, iſt kein Dienſt, den ſie ihrem Schöpfer leiſten, ſondern ein Dienſt, irdiſchen Götzen gethan. Das Böſe, das ſie meiden, fliehen ſie nicht aus heiliger Geſinnung und innerem Abſcheu, ſondern aus Furcht, die Luſt der Welt ſich zu verkürzen oder zu vermindern. Ihre Tugend iſt Heucheley, womit ſie ſich ſelbſt betrügen; denn ſie ſuchen Gottes Freundſchaft, ſie gehorchen ihm, nicht weil ſie ihn

über alle Dinge lieben, und ihm danken wollen, sondern weil sie des Lebens Freuden von ihm zu erlangen hoffen.

Fordern, als ein Recht fordern können wir also das äußerliche Wohlergehen nicht, sondern Gott hat Macht mit dem Seinen zu thun, was er will. Und dieß auch

3) darum, weil diese Erde schon im Ganzen weit mehr Wohlergehen enthält, als unsre unvollkommene Tugend verdienen könnte.

„Ich will euch geben was recht ist," sprach der Herr zu den Arbeitern, und er gab ihnen den Groschen. Dem menschlichen Geschlechte aber hat Gottes Güte weit mehr gegeben, als recht ist, und jede Klage über die unvollkommene Glückseligkeit des Erdenlebens ist ungerecht und undankbar; denn diese ist immer noch vollkommener als unsre Tugend. Wie unvollkommen diese sey, das bezeugt laut das ganze Heer von Uebeln, das durch die Thorheiten und die Sünden der Menschen selbst über unsre Häupter gerufen wird. Denn nur gering sind die Uebel, die durch die Beschaffenheit der uns umgebenden Natur nothwendig werden; aber unermeßlich die Anzahl der vermeidlichen Uebel, womit das menschliche Geschlecht sich selbst heimsucht. Und wir wollten klagen, daß die Welt nicht genug Freuden enthalte, um die schwachen Bruchstücke der Tugend, die wir im Leben darstellen, zu belohnen?

Ihr klagt, daß das Glück des Lebens so gemischt, und mit so vielen unangenehmen Empfindungen versetzt

ſey; aber iſt denn etwa unſre Tugend rein und ungemiſcht? iſt ſie nicht gleichfalls mit Fehlern und Mängeln ohne Zahl verſetzt? — Ihr klagt über den Unbeſtand des irdiſchen Glücks, und die Klage iſt nicht ohne Grund; aber iſt denn etwa unſre Tugend beſtändiger, oder wechſelt nicht auch in uns der gute und böſe Wille wie Tag und Nacht, wie Sonnenſchein und Sturm? — Ihr klagt, das irdiſche Glück ſey bisweilen nur ein Schein, ein ſüßer Traum, der bald zerrinne und uns die Hand leer laſſe; aber iſt nicht auch oft unſre Tugend ein Schein? nicht oft ein Eigennutz, eine Leidenſchaft, gehüllt ins Gewand des Glücks? ſind nicht oft unſre Treue, unſre guten Vorſätze eben ſo wandelbar als des Lebens Freuden? — Ihr klagt, das Glück des Lebens ſey treulos, und verlaſſe uns oft da am erſten, wo es uns am heiterſten zulächle; aber vertragen wir auch ein beſtändiges Glück? verlieren wir nicht den Geſchmack daran, wenn es ſich immer gleich bleibt? werden wir nicht durch daſſelbe leicht verwegen und thöricht? zerſtören wir es nicht oft mit eigener Hand aus Ueberdruß, langer Weile, Uebermuth und Leidenſchaft? —

O in Wahrheit! wenn wir erwägen, wie unvollkommen die menſchliche Tugend, wie fürchterlich ſo oft die Größe menſchlicher Laſter, wie befremdend die Kraftloſigkeit aller Gegenmittel gegen die Sünde iſt, und wie wenig es auch den beſten Menſchen gelingt, von allen Verirrungen und Schwachheiten frei zu bleiben: ſo müſſen wir geſtehen, daß auf der Erde weit mehr Belohnung als Verdienſt, mehr Freuden als Tugend, mehr Glück als Würdigkeit zum Glück gefun-

den wird. Mehr von Gott zu fordern hat daher kein Sterblicher ein Recht, sondern wir müssen zufrieden seyn mit dem allgemeinen Groschen des Erdenglücks, den er für alle bestimmt, und demüthig bekennen, daß auch dieser uns über Verdienst belohnt, und daß wir kein Recht haben, gegen den himmlischen Hausvater zu murren, wenn er uns nicht einmal diesen Groschen gewährt. Denn der Allweise kennt unsre Schwäche und unsre Verwegenheit; er weiß, was wir tragen können, und was uns verderben würde, und mißt uns daher das Glück nicht zu nach unsrer Begehrlichkeit, sondern nach unserm wahren Bedürfnisse.

Wir haben also kein Recht, von Gott mehr äußerliches Glück als Belohnung für unsre Tugend zu fordern, als er uns grade zu theil werden lässet. Es besteht also das Wort des himmlischen Hausvaters: Ich will aber diesen letzten geben, gleich wie dir! Ich habe Macht zu thun mit dem Meinen, was ich will! —

Dieses lehre uns

1) wegen der Ungleichheit des irdischen Wohlergehens nicht mit Gott zu hadern, oder an seinem gerechten Verhalten zu zweifeln.

Es heißt von den Arbeitern im Weinberge, welche den ganzen Tag gearbeitet hatten, und doch nicht mehr empfingen als ihren Groschen, „sie murreten wider den Hausvater, und sprachen: diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben?“ — Ein treffendes Bild des Menschen, wie

er auch murret gegen den himmlischen Vater, wenn seine Vorsehung die Güter des Lebens ungleich austheilt. Wenn er in einem beschwerlichen Berufe des Lebenstages Last und Hitze tragen muß, und doch nur ein mäßiges Theil irdischen Glücks aus der Hand der Vorsehung empfängt, während andere, die auch nicht besser sind, nur Stunden ihres Lebens arbeiten, und des Glückes Fülle empfangen; wenn er sieht, daß es ihm und andern, die redlich und treu sind, nicht sowohl gehen will in der Welt als manchem schlechten, der Sünde ergebenen und unwürdigen Menschen; wenn er die Erfahrung macht, daß ihm nichts glücken will, während Menschen ohne Verdienst alles gelingt; daß er leiden und tragen muß, während jene grünen und blühen und gute Tage haben: da murret sein Herz gegen Gottes Schickungen, da zweifelt es an seiner Gerechtigkeit, welche die Tugend schmachten lasse, während sich das Laster sättiget; da leidet er wohl endlich an seinem Glauben Schiffbruch, und wähnt, der blinde Zufall beherrsche die Welt. Denn wie viele stehen in dem Wahne, der Mensch lege seinem Schöpfer, wenn er ihm gehorche, auch die Verbindlichkeit auf, ihn mit Wohlergehen zu segnen; es könne also, wenn Gott die Schicksale der Menschen regiere, der Tugend nie übel, dem Laster nie wohl gehen. — Die Verblendeten, die hierbey ganz vergessen, daß der vollkommenste Gehorsam gegen Gott nur erst das empfangene Leben verdient, und daß die Erde weit mehr Wohlergehen enthält, als unsre mangelhafte Tugend nur immer verdienen könnte! Die Verblendeten, die eben durch ihre Forderung an den Tag legen, daß sie

es noch nicht einmal zum Anfang der Tugend gebracht haben, für welche sie schon Belohnung fordern! Denn wären sie wirklich tugendhaft, so forderten sie keinen Lohn; so wüßten sie, daß sie keinen fordern können; so käme die unwürdige Frage: was gibt mir Gott für meinen Gehorsam? nimmer über ihre Lippen, nimmer als Gedanke in ihr Herz. Aber eben weil sie fragen, was zahlt Gott, wenn man ihm dient, sind sie noch weit entfernt, Diener Gottes zu seyn. Die rechte Tugend fragt nicht: was bekomme ich? sondern: was soll ich? Sie verlangt nichts, denn sie hat den schönsten Lohn in sich selbst. Sie gehorcht Gottes Gesetze, weil es Gottes Gesetz ist, weil sie sich zum Gehorsam gegen den Vater alles Lebens verpflichtet fühlt, weil sie ihm wohlgefallen will. Sie ist daher zufrieden mit ihrem äußerlichen Loos, wie es ihr vom Himmel fiel; denn sie weiß, daß sie nichts zu fordern hat, und bekennt in Demuth: „wir werden ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade, auf daß sich nicht jemand rühme!“ Geht es ihr übel, so murret sie nicht, zweifelt nicht an Gottes Gerechtigkeit, wähnt nicht, die ewige Liebe habe sie verlassen oder versäumt, läßt nicht ab von ihrer Frömmigkeit. Was ihr die ewige Weisheit weigert, das entbehrt sie, des festen Glaubens, daß es ihr nicht nützlich wäre; und was Gott ihr zu tragen auflegt, das trägt sie, des festen Glaubens, daß ihre Leiden väterliche Züchtigungen sind, die sich einst in Segen verwandeln werden. Was ihr aber des Ewigen Barmherzigkeit an Erdenfreuden zutheilt, das nimmt sie nicht hin als einen verdienten Lohn, den sie fordern könnte, sondern sie em-

pfängt es in Demuth als ein unverdientes Geſchenk der Gnade Gottes, das ſie zur Dankbarkeit, zu deſto treuerem Gehorſam gegen den Geber entflammt. Denn der himmliſche Vater hat Macht zu thun mit dem Seinen, was er will; der Sterbliche aber kein Recht zu fordern. — Dieß lehre uns aber auch

2) daß wir nicht lieblos richten, wenn es andern übel gehet, und nicht ſcheel ſehen, wenn ſie glücklicher ſind als wir.

Schwach iſt des Menſchen Herz und ſchwillt leicht vom Uebermuth und Stolz, wenn ihm das Glück lächelt. Nur zu gern überredet die Eigenliebe den Glücklichern, daß er auch der beſſere, und daß ſein Vorzug an Ehre, Stand, Macht, Reichthum und Wohlergehen eine ſchuldige Belohnung des Himmels für ſeine größere Tugend ſey. Das macht ihn ſtolz. Kaum dankt er ſeinem Schöpfer für das, was er iſt und hat, und mit mitleidiger Geringſchätzung blickt er auf die herab, die weniger glücklich ſind als er, als ob ſie ſchlechtere Menſchen wären. Gezeichnet, wähnt er, gezeichnet werde des Menſchen innerer Gehalt von der ewigen Gerechtigkeit durch Glück oder Unglück; wer oben ſchwimme im Strome der Veränderungen, und gedeihe, wachſe, entrinne, ſiege, der ſey der Gerechte; wer aber niederſinke, zu Boden liege, verderbe, überwältigt werde, der ſey der Ungerechte, an welchem Gott öffentliche oder heimliche Sünden heimſuche.

Wahr iſt es zwar, daß Gott ſchon hier der Rechtſchaffenheit oft äußerliches Wohlergehen ſchenkt, das Laſter aber heimſucht mit ſchweren Leiden. Wo wir daher Tugend finden in enger und urſachlicher Verknü-

pfung mit Wohlergehen, oder Laſter in gleicher Verbindung mit Unglück, da müſſen wir des Herrn vergeltende Hand erkennen. Aber das Glück allein ohne dieſe Verbindung mit der Tugend, das Unglück allein ohne dieſe Verbindung mit dem Laſter berechtigen uns nimmer jenes als Belohnung, dieſes als Strafe anzuſehen und uns ſtolz zu erheben, den leidenden Mitbruder aber lieblos zu richten. Denn Gott hat Macht, mit ſeinen Gaben zu thun, wie er will. Darum hatte auch der, welcher von keiner Sünde wußte, nicht, wo er ſein Haupt hinlegen konnte; darum litt er, in deſſen Munde kein Betrug erfunden war, am Kreuze, und Phariſäer und Schriftgelehrte durften ſeiner Leiden ſpotten.

Wir haben daher auch kein Recht, ſcheel zu ſehen, und neidiſch zu ſeyn, wenn der himmliſche Hausvater ſo gütig iſt, denen, die nicht beſſer ſind als wir, mehr Wohlergehen zu zumeſſen als uns. Leicht fühlt ſich in ſolchem Falle das ſchwache Herz gekränkt und zurückgeſetzt; noch leichter aber wallt dann in ihm das Gefühl des Neides und der Bitterkeit gegen die Glücklichern auf, und er glaubt ein Recht zu haben, ſie deßhalb zu haſſen, weil ſie ihn an Glück übertreffen, da ſie ihm doch an Verdienſt nachſtehen. Regt ſich ſolcher Neid ſolches Gefühl vermeinlicher Zurückſetzung in eurer Seele, o ſo erinnert euch, daß ihr kein Recht habt, von Gott zu fordern; daß er die Güter des Lebens Macht hat auszutheilen nach freier Güte und ohne Rückſicht auf alles menſchliche Verdienſt; daß alles euer Verdienſt nur erſt die Dankbarkeit für das Leben ſelbſt, mit allem was es für euch Gutes enthält, bey Gott abträgt, und daß eure Tugend noch gar keine Tu-

gend, alſo auch nicht belohnungsfähig iſt, wenn ſie um des Lohnes willen geübt wird. Wäre aber auch dieſes nicht, ſo iſt ſchon der Neid gegen Glücklichere an ſich ein verwerfliches Gefühl, und wird ſehr leicht die Urſache zu gefährlichen und unwürdigen Verſuchen, das Glück, das ſich unſerm Verdienſte nicht fügen will, durch unerlaubte Mittel zu unſern Dienſten zu zwingen. Denn wer einmal in die Thorheit verfällt, zu glauben, es geſchehe ihm vom Schickſal unrecht, der wird ſich auch ſchwerlich vor der zweyten Thorheit bewahren, nämlich zu wähnen, in dieſer vermeintlichen Kränkung des Schickſals die Erlaubniß bekommen zu haben, mit Gott zu zürnen, ſich über ſeine Gebothe wegzuſetzen, und das mit Gewalt zu nehmen, was ihm die Vorſehung, wie er wähnt, mit Unrecht vorenthalte. So führt das Scheelſehen, wenn wir es nicht unterdrücken, zu Thorheit und Verbrechen, und die unbefriedigte Begehrlichkeit verbirgt ſich in die Geſtalt des Gefühls über erlittenes Unrecht, um ihre Strafbarkeit zu bedekken, und ihre Gewaltthätigkeit zu entſchuldigen.

Das aber möge ferne von uns ſeyn! —

Wir haben kein Recht, unſerm Schöpfer vorzuſchreiben, wie viel er uns an Erdenglück geben ſoll; ſondern er hat freie Macht, zu thun mit dem Seinen, wie es ſeiner Weisheit wohlgefällt. Wer ein wahres Kind Gottes iſt, der fordert keinen Lohn! er iſt belohnt, überſchwänglich belohnt für alles, was er leiſtet, durch ſein Daſeyn ſelbſt, durch die innere Würde und Vollkommenheit zur der er ſich erhebt, durch das ſelige Bewußtſeyn, von Gott geliebt zu werden. Im Vertrauen auf dieſe Liebe nimmt er Gutes und Böſes

als ein wohlbedachtes Geschenk der göttlichen Weisheit auf, und ist im Glück demüthig, im Unglück getrost, in der Freude mäßig, im Schmerz geduldig. Er sieht auf den Anfänger und Vollender unsers Glaubens, welcher, ob er wohl hätte mögen Freude haben, da er von keiner Sünde wußte, doch das Kreuz erduldete. Er weiß es, daß das jetzige Leben nur die Zeit der Aussaat ist, nicht die Zeit der Ernte, und daß die Tugend die Belohnungen, die ihr der ewige Richter aus seiner freien Gnade bestimmt hat, nicht während des Arbeitstages dieses Lebens empfangen soll, sondern am Abend des Lebens, in der Welt, die uns jenseit des Grabes erwartet. Darum spricht der Apostel: laßt uns Gutes thun, und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir ernten ohne Aufhören."

Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Doch jene Welt reicht ihr den Preis!

Am Feste der Reinigung Mariä,

1821.

„Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren.“ 3 Mos. Kap. 19, v. 32.

Alle gebildete Völker ehrten das Alter. Besonders aber zeichneten sich die Völker des Morgenlandes durch eine zärtliche Verehrung des Alters aus, so wie sie auch ein langes Leben und hohes Alter als eine besondere Wohlthat Gottes und als eine Belohnung der Frömmigkeit ansahen. „Vor einem grauen Haupte, — geboth Moses dem israelitischen Volke, — sollst du aufstehen, und die Alten ehren!“ Treu hat das Volk der Israeliten dieses Geboth gehalten. Die Aeltesten waren bey ihnen in größten Ehren, hatten überall den Vorsitz, saßen zu Gericht, und wurden bey jeder wichtigen Angelegenheit ehrfurchtsvoll um Rath gefragt.

Auch Jesus billigte diese dem Alter zu erweisende Ehrfurcht, und Aelteste waren es, welchen die Apostel das Vorsteheramt in den christlichen Gemeinden übertrugen. Welche ehrfurchtsvolle Behandlung sie für das Alter forderten, zeigt das Geboth des Apostel Paulus, wo er dem von ihm eingesetzten Bischoff Timotheus (1. Tim. 5, 1. 2.) gebiethet: „einen Alten schelte nicht, sondern ermahne ihn als einen Vater.“ Gleiche Ehrfurcht vor dem Alter

machen uns die Apoſtel überall zur Pflicht, wo ſie von demſelben ſprechen. Es kann uns alſo nicht zweifelhaft ſeyn, daß auch der Chriſt das Alter ehren ſoll.

Verdient denn aber auch das Alter die Ehrfurcht, welche man für daſſelbe fordert? — Iſt es denn irgend ein Verdienſt, lange zu leben, und das Greiſenalter zu erreichen? Erlangen nicht auch ſchlechte und verächtliche Menſchen ein hohes Alter, und können ſie deßwegen auf eine Verehrung Anſpruch machen, deren ſie ſonſt unwürdig ſind?

Allerdings macht es einen bedeutenden Unterſchied, ob das Alter mit Tugend oder mit Untugend, mit Weisheit oder mit Thorheit verbunden iſt. Bey einem unwürdigen Greiſe wird ein großer Theil der Verehrung hinwegfallen, die wir würdigen Greiſen ſchuldig ſind. Aber auch das Alter an ſich verdient Ehrfurcht, die aber noch weit höher geſteigert wird, wenn der Greis durch ein nützliches, tugendhaftes und weiſes Leben zum Alter hindurch gegangen iſt.

Evangelium Luk. Kap. 2, v. 22—32.

Das Evangelium ſtellt uns das Bild eines Greiſes dar, dem wir unſre Verehrung nicht verſagen können. Mit theilnehmender Liebe hängt er noch an der Wohlfahrt ſeines Volkes und iſt hoch entzückt, daß ſein Auge noch den Erlöſer ſchauet, aber mit Ernſt und Faſſung blickt auch ſeine Seele auf das nahe Grab, und iſt bereit, dem Rufe des Schöpfers zu folgen, ſobald er an ihn ergehen wird. Von ihm aber heißt es auch: „er war fromm und gottesfürchtig, und der heilige Geiſt war in ihm.“ Tugendhaft muß freilich das

Alter seyn, wenn es sich in seiner vollen Würde zeigen, und die Ehrfurcht ganz verdienen will, auf die es Anspruch machen kann. Laßt uns

die hohe Würde eines tugendhaften Alters

näher betrachten, und das Verhalten, das sie uns zur Pflicht macht, erwägen.

Würde ist dem Worte nach verwandt mit Werth, aber dem Sinne nach wesentlich verschieden. Werth hat ein Gegenstand, wenn er uns Vortheil gewährt; Würde, wenn er uns Hochachtung und Ehrfurcht einflößt. Der Werth einer Sache kann geschätzt, bestimmt, und vergütet werden; die Würde aber kann nur empfunden, verehrt, aber durch nichts vergütet werden. Der Werth ist oft den Dingen nicht eigenthümlich, sondern wächset ihnen durch Umstände zu: die Würde aber gründet sich auf die wesentliche Beschaffenheit, und hängt nie von Umständen ab. Der Werth der Dinge ist daher für verschiedene auch verschieden; die Würde hat bey allen auf gleiche Anerkennung Anspruch. Wenn wir also von der Würde eines tugendhaften Alters sprechen, so meinen wir damit, daß es solches Wesens sey, wodurch es jedem Hochachtung einflößen müße. Und dieß geschieht

1) schon durch die Zahl der Jahre selbst, die das hohe Alter erlebt hat.

Wenn uns ein Greis begegnet, das Haupt gebeugt von der Last der Jahre, das Haar gebleicht von der Länge der Zeit, so flößt uns schon sein bloser Anblick das Gefühl der Ehrfurcht ein, wenn wir ihn auch

ſonſt nicht kennen, und nicht wiſſen, ob ihn ſein langes Leben weiſe und gut gemacht habe, oder nicht. Denn in ſeinem Anblicke tritt uns die Zeit ſelbſt mit ihrem abgemeſſenen Schritte ſichtbar vor das Auge. Die Zeit aber ihrem ewig gleichförmigen, nimmer eilenden aber auch nimmer weilenden Schritte iſt für jedes menſchliche Gefühl etwas Ehrfurcht gebiethendes, weil wir es fühlen, daß auch unſer Seyn unter dem Einfluſſe ihrer Gewalt ſteht, weil ſie der Pulsſchlag alles Lebens iſt. Sie erſcheint uns nicht ſelbſt, ſondern wird uns nur ſichtbar an den Gegenſtänden, die in ihr wechſeln. Das Alter nun, das lange ihrem Wechſel widerſtand, während tauſend andere Dinge ihm erlagen, iſt ein Denkmal aus einer längſt entſchwundenen Zeit, daß uns nicht nur die Größe und Ausdehnung der Zeit, ſondern auch ihre unbeſiegbare Gewalt über alles Irdiſche in einem lebendigen Bilde vors Auge ſtellt, und uns dadurch unſre eigene Schwäche, die Kürze unſrer Tage, und die Gewalt der Zeit über uns aufs Tiefſte empfinden läßt. Daher das Gefühl der Demuth und Ehrfurcht, mit welchem wir das Alte und Ergraute betrachten; ein Gefühl das auch dadurch geſteigert wird, daß alles Alte, wenn es zerſtört wird, nimmer erſetzt werden kann, indem die Zeit nur Neues und Jugendliches gebiert. Darum regt ſich das Gefühl einer heiligen Scheu auch vor den Erzeugniſſen der Natur, wenn ſie aus grauer Vorzeit herſtammen, und nur zögernd und mit einer Art von Bedauern entſchließt ſich der Menſch zur Zerſtörung deſſen, was die Zeit geheiligt hat. So waren tauſendjährige Bäume immer eine Art von Heiligthum, daß man nicht leicht

antaſtete, das zu verwunden für ſchändlich gehalten wurde. So legt der ſpäte Enkel nur ungern die zerſtörende Hand an die alternde Hütte, welche ſeine längſt entſchlummerten Väter geboren werden ſah, und die Zeugin war ihrer Freuden und Leiden. Wenn aber das Alter ſchon die Erzeugniſſe der Natur und der Kunſt mit Ehrfurcht umgiebt, wie viel mehr muß der in Jahren ergraute Menſch ein Gegenſtand der Ehrfurcht ſeyn, da er das Edelſte iſt unter allen ſichtbaren Dingen, da er nicht blos da geweſen iſt, und in der Reihe der Dinge ſeinen Platz eingenommen, ſondern auch gelebt, gehandelt, geduldet hat! — Das Greiſenalter muß uns ferner ehrwürdig ſeyn,

2) wegen des reichen Schatzes von Erfahrungen aus einer uns durch eigene Anſchauung unbekannten Zeit, die es eingeſammelt hat.

Der Anblick eines Greiſes, einer Matrone, die ihr Zeitalter überlebt haben, und von Millionen, die mit ihnen geboren wurden, vielleicht noch allein unter den Lebenden ſind, erinnert uns an den ganzen Reichthum von Begebenheiten, die wir nie ſahen, die aber das Auge dieſer ehrwürdigen Alten erblickte. — Man ſieht in ihnen im Geiſte den mächtigen Strom der Begebenheiten früherer Zeit, der an ihnen vorüber rauſchte; man findet die Spuren deſſelben in ihrem Charakter, ihren Urtheilen, oft auch in ihren Schickſalen. Begebenheiten, die wir nur aus dem matten Spiegel der Erzählung kennen, ſahen ſie mit eigenen Augen; in ihrem Bewußtſeyn tragen ſie eine dahin geſchwundene Welt, die wir nie erblickten; ihre Sitten

und Grundsätze sind ein lebendiges Bild der Vergangenheit, aus der das Jetzt geboren wurde; ihre Worte und Erzählungen sind ehrwürdige Stimmen aus Zeiten, wo wir noch nicht geboren waren, und sie können uns die sicherste und anschaulichste Schilderung von dem Charakter der Menschen und dem Laufe der Begebenheiten geben, die sie sahen und erlebten. Eine lange Erfahrung aber lehrt jeden, der ihr nur mit einiger Aufmerksamkeit folgt, Menschen, Verhältnisse, die Wirkungen der Dinge, das Spiel der Leidenschaften kennen, und gibt eine Umsicht und Vorsicht, welche durch keine noch so großen Gaben des Verstandes ersetzt werden können. Darum benutzte man bey allen gesitteten Völkern den reichen Schatz der Erfahrungen des Alters, und die Greise waren es, die man bey allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog.

Zu diesen Gründen, welche uns bey dem Anblicke des hohen Alters mit Ehrfurcht erfüllen müssen, kommen aber bey Greisen, die ein tugendhaftes und nützliches Leben führten, noch zwey besondere Gründe, nämlich

3) das, was sie in einem langen Leben geleistet und geduldet haben, und der himmlische, religiöse Sinn, der sie belebt.

Erblicken wir einen Greis, ähnlich dem tugendhaften Simeon, von dem der Text bezeugt, daß er fromm und gottesfürchtig war; so beugen wir uns vor ihm in Ehrfurcht, — und mit Recht. Denn er hat schon gewirkt, während wir noch an der leitenden Hand der Mutter des Lebens erste Schritte versuchten; er hat des Lebens Lasten getragen und seine Stürme be-

kämpft, während wir uns noch mit kindischen Spielen ergötzten; er hat das längst besiegt, womit wir noch einen zweifelhaften Kampf kämpfen, nämlich die Lockungen zum Bösen; er hat seine Pflicht durch ein langes Leben bis an den Abend seiner Tage erfüllt, und redlich gearbeitet, während wir ein gleiches erst versuchen, und vielleicht nicht ausführen; er ist das schon geworden, was wir erst noch werden wollen, und vielleicht nicht werden, ein Mensch nach Gottes Bilde, reif für ein höheres Daseyn und seiner Freuden würdig. Und des Lebens Ungewitter, die an unserm heitern Lebenshimmel noch nicht aufzogen, er hat sie bestanden; des Lebens Lasten, die wir noch nicht fühlen, er hat sie getragen; — das Schwert der Schmerzen, das uns noch nicht verletzte, es ist durch seine Seele gegangen; des Lebens täuschende Träume, die uns noch betrügen, er hat sie längst erkannt in ihrer Nichtigkeit, und das Herz von ihnen abgezogen zum Wahren und Beständigen. — Ein solches Wesen aber, das uns so weit voraus, und durch das Leben geläutert und geprüft ist, müssen wir achten, müssen in ihm den reif gewordenen Menschen ehren, wenn wir überhaupt Gefühl haben für die Würde der menschlichen Natur.

Diese Natur aber verklärt sich in Personen von hohem Alter insbesondere dann, wenn sie von einem himmlischen, religiösen Sinne belebt werden.

Dieser Sinn ist des Alters schönster Schmuck! Erfüllt von diesem Sinne nehmen Greise zwar noch immer lebendigen Antheil an allem, was wahr, gut und ihren Mitbrüdern heilsam ist, — wie Simeon mit

heißer Sehnsucht auf den Retter und Heiland seines Volks harrete, und ihn mit frommen Entzücken in seine Arme nahm; — aber von des Lebens rauschenden Vergnügungen ziehen sie sich zurück; seinen Genüssen, Lüsten und Thorheiten sind sie abgestorben. Sie sind vom Leben gesättiget; ihr Sehnen geht vorwärts; ihr Blick erhebt sich über das nahe Grab; ihr Herz gehört schon halb einem bessern Leben; sie harren mit Freudigkeit der neuen Geburt, der großen Verjüngung, die im Tode für sie beginnen soll, und sind in der Heiterkeit eines guten Gewissens und in der Kraft eines längst befestigten Glaubens stets bereit, dem Rufe ihres Schöpfers zu folgen. Ein Wesen aber in diesem Zustande, das schon angefangen hat, sich von der Welt loszureissen, das mit seinem Hoffen und Sehnen schon in der Ewigkeit lebt, ist uns nicht nur ein sprechender Beweis, daß in dem Menschen ein der Unsterblichkeit geweihter Geist wohnet, sondern es vergegenwärtiget uns das unbekante Leben jenseit des Grabes selbst, und erfüllt uns mit Rührung durch den Gedanken, daß es vielleicht bald das verborgene Land der Kraft und Freude betreten, und alle Herrlichkeit einer neuen Welt schauen wird, die für uns noch so fern ist, — wenigstens noch so fern zu seyn scheint.

Eine hohe Würde kommt daher dem Greisenalter zu, besonders wenn es durch Tugend, Verdienst und Religiosität ausgezeichnet ist; und mit Recht geboth der weise Gesetzgeber der Israelitin: vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren.

Ja, die Würde des hohen Alters, und die Achtung, die es von uns fordern kann, muß sich auch in unserm ganzen Verhalten gegen Personen von hohem Alter an den Tag legen. Wir müssen nämlich

1) ihrer Schwächen schonen. — Nach bekannter Erfahrung zeigen sich in den höhern Lebensjahren wieder viele Schwächen, welche der Kindheit eigenthümlich sind; Unbehülflichkeit des Körpers, Gedankenlosigkeit, Kleinmuth, Unentschlossenheit. Nur rohe und verächtliche Seelen können solche Schwäche mißbrauchen, oder ihrer wohl gar spotten, denen man mit Sirach zurufen mögte: verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden! Der Verständige wird ein solches Betragen jederzeit für unanständig, der Tugendhafte für pflichtwidrig und niedrig halten. Denn jene Schwächen entspringen ja nur aus dem, was dem hohen Alter Würde gibt, und uns, wenn wir uns nicht selbst einer kindischen Gedankenlosigkeit oder eines unwürdigen Leichtsinns schuldig machen wollen, das Gefühl der Ehrfurcht einflößen soll. Denn, ist es nicht die Last der getragenen Jahre, welche das Haupt des Greises niederbeugt? Ist er nicht darum schwach geworden, sind nicht darum seine Kräfte erschöpft, weil er so lange den Zerstörungen der Zeit widerstanden, weil er viel gearbeitet, und die Kraft in der Arbeit verzehrt hat? Wird er nicht deswegen einem Kinde ähnlich, weil er der Welt absterben, weil er einer neuem Geburt entgegen gehen soll, weil er ein Kind der Unsterblichkeit geworden ist? — Also Schonung der Schwäche des Alters gebühret uns; Geduld, die sich nicht

ermüden läßt, auch wenn dieſe Schwächen uns beſchwerlich werden.

Damit müſſen wir aber auch 2) liebevolle Pflege des Alters verbinden. Die Hinfälligkeit des Alters bedarf der liebenden Pflege der jüngern Welt, beſonders der Erheiterung, welche auch das Alter ſo gern in dem Umgange mit der Jugend ſucht. Denn es iſt eine bekannte Eigenheit hochbejahrter Perſonen, daß ſie ihre Liebe und Hoffnungen gern an die aufblühende Jugend anſchließen. Auch Simeon nahm das Kind Jeſus mit Entzücken in ſeine Arme, und wurde durch ſeinen Anblick zu den theuerſten Hoffnungen erhoben. — Dieſe Liebe vergeltet, ihr Jünglinge und Jungfrauen, ihr, die ihr in der Fülle der Kraft ſtehet, vergeltet ſie durch treue Liebe und Fürſorge! Pfleget das Alter redlich und treu, verſüßet ihm die letzten Lebensjahre, und thut alles, was ihr ihm leiſtet, mit Freundlichkeit und Bereitwilligkeit. Denn viel hat der Arm, der nun ſchwach geworden iſt, gearbeitet, — für euch gearbeitet; manchen ſauern Tritt durch das Leben hat der Fuß, der nun ſeine Laſt zu tragen verweigert, gethan, — auch für euch gethan; mancher Sturm iſt über das Haupt, das ſich nun zitternd beugt, dahingegangen, — auch für euch dahingegangen, und manche Thräne aus dem Auge, das nun erliſcht, gefloſſen, — auch für euch gefloſſen! — O, ſo erhaltet nun auch die erlöſchende Flamme des Lebens durch eure fürſorgende Liebe, ſo lange ihr könnt; ſo arbeite nun auch euer Arm für ſie, die für euch arbeiteten; ſo ſcheuet um ihrentwillen keinen beſchwerlichen Tritt; ſo laßt nun euer

Auge für sie liebevoll wachen! Durch solche treue Pflege gegen hochbejahrte Personen, die euch nahe stehen, vollbringt ihr gleichsam ein heiliges Vermächtniß, das euch von euern übrigen Mitbürgern stillschweigend übertragen worden ist, und ihr ehret euch selbst, ihr ehret die menschliche Natur, wenn ihr das Alter ehrt.

Laßt uns aber auch 3) die Erfahrung und den Rath des hohen Alters bereitwillig hören und benutzen. Ich sage nicht, daß das Urtheil des Alters auch immer das richtigste sey, und daß wir seinem Rathe ohne eigene Ueberlegung folgen sollen. Auch der Greis bleibt ein dem Irrthum unterworfener Mensch; die Erfahrung wird bisweilen auch falsch verstanden, und die falsch verstandene führt zu Vorurtheilen, die dann nur desto hartnäckiger sind, je mehr sie auf mißverstandene Erfahrungen bezogen werden. Auch beherrscht oft den Greis eine aus langer Gewohnheit entstandene Vorliebe für das Hergebrachte und Bekannte, und ein Widerwille gegen das Neue, wenn es gleich ganz offenbar das Bessere ist. Unbedingt also dem Urtheile des Alters zu folgen, kann nicht für uns Pflicht seyn. Aber hören müssen wir die Vielerfahrnen, einholen ihren Rath, in sorgfältige Ueberlegung ziehen ihre Aussprüche. Denn, wenn sie auch bisweilen irren, so sind sie doch durch eine lange Erfahrung, in welcher sie die Saat und ungleich die Frucht menschlicher Handlungen sahen, weise geworden, haben die Menschen und die Natur der Dinge so genau kennen gelernt, und manchen Grundsatz durch eine lange Reihe von Erfahrungen so bewährt, manchen andern aber so völlig widerlegt gefunden, daß sie

uns die nützlichsten Rathschläge geben können. Niemand aber hat dringendere Ursache, den Rath der Erfahrung einzuholen und zu beherzigen als die Jugend. Denn diese ist immer geneigt, alles für gut, recht und möglich zu halten, was sie wünscht; glänzenden und blendenden Vorspiegelungen mehr zu trauen als einer langen Erfahrung; Schwierigkeiten und Gefahren zu übersehen, oder zu gering zu schätzen, und durch Leidenschaft, oft durch die Gewalt der edelsten Empfindungen verführt, gewaltthätig durchzugreifen. Ihr ziemt es daher besonders, an dem Munde des erfahrnen Alters aufmerksam zu hängen, und ihre Urtheile bescheiden der reifern Weisheit des Alters zur Prüfung zu unterwerfen. Denn kein noch so glänzender Verstand, kein noch so durchdringender Scharfsinn ersetzt die Weisheit einer langen Erfahrung. Zur Erfahrung aber gehört Zeit. — Nicht nur aber höre die Jugend die Stimme der gereiften Weisheit des Alters, sondern die Würde eines tugendhaften und religiösen Alters müsse sie, und uns allen eine mächtige Aufforderung seyn,

4) daß wir selbst achtungswürdig zu werden suchen für unser Alter. — Der Wunsch, ein hohes Lebensalter zu erreichen, ist wohl allgemein; aber gewiß immer mit dem Wunsche verbunden, im Alter zufrieden und von unsern Mitbürgern geehrt und geachtet zu seyn. Dazu aber führt nur ein Weg; der Weg der Tugend, der uns die Achtung der Welt, und der Weg der Religion, der uns die innere Zufriedenheit im höhern Alter sichert.

Mit Verachtung erfüllt uns das Alter, wenn es

noch nach ſinnlichen Freuden jagt, die es nicht mehr genießen kann, oder Wohlgefallen hat an Wollüſten, zu denen es die Kraft nicht mehr beſitzt; mit Verachtung erfüllt es uns, wenn es noch die Eitelkeit, den Leichtſinn, die Ueppigkeit an den Tag legt, die man allenfalls der unverſtändigen Jugend verzeiht; mit Mitleiden, wenn es noch der Habſucht oder dem Ehrgeiz ergeben iſt, da es doch ſchon mit einem Fuße im Grabe ſteht; mit Mitleiden, wenn es furchtſam vor dem Tode zittert, über die abnehmende Kraft mürriſch iſt, und durch üble Laune und Eigenſinn ſich und andern das Leben verbittert. Ein Alter von ſolcher Beſchaffenheit iſt in Wahrheit ein Zuſtand voll innern Widerſpruchs, ohne Ehre und ohne Freude.

Aber wie ſchön und ehrwürdig, wie einig in ſich und glücklich iſt das Alter, wenn es dem Bilde des ehrwürdigen Greiſes gleicht, den uns das heutige Evangelium ſchildert! Er war fromm und gottesfürchtig, wie es jedem, beſonders dem geziemt, der ſo nahe am Grabe und dem Richterſtuhle Gottes ſteht; er hatte die Sünde längſt verlaſſen, und ſo blieb er frei von der Schmach, daß die Sünde ihn verließ. — Er war des heiligen Geiſtes voll. — Weisheit, frommes Gefühl, göttlicher Sinn belebten ihn, und gaben ihm, der bald zu einem höhern Geiſte verklärt werden ſollte, die Weihe zur Unſterblichkeit. Vertraut war er mit dem Tode; er zitterte nicht vor ihm, ſondern ſah ihm mit Ruhe und Freudigkeit entgegen; denn zugewendet war ſein Sehnen und Hoffen der Ewigkeit und dem aufgehenden Morgen eines höhern Lebens.

Wohl dem, der sich frühe schon die Tugend, die Seelenruhe, die Läuterung, den himmlischen Sinn, die Furchtlosigkeit vor dem Tode erwirbt, die ihm ein geachtetes und glückliches Alter verbürgen! Ihm geht das Licht auf in seinem Innern, wenn sich das Licht des irdischen Lebens verdunkelt; ihn beseligt das Vorgefühl der Ewigkeit, wenn sein Herz den Freuden dieses Lebens abstirbt, und als einen Bothen des Friedens, der ihn zur ersehnten Heimath leitet, empfängt er den Tod, und folgt ihm mit Freuden.

Dieses Loos, o Vater unsers Lebens! — dieses Loos laß auch das unsrige seyn!

Am Sonntage Estomihi,

1817.

Psalm 18, 36: Wenn du mich demüthigest, so machst du mich groß.

Leben und Leiden ist immer vereinigt,
Ist der Menschheit Loos;
Wonne von allem Verdrusse gereinigt,
Herrschet im Himmel blos.
Darum erduld' ich, ein Wandrer nach Salem,
Meine Pilgerplagen;
Gott hilft sie tragen;
Gottes Huld ist groß!

Sehr wahr ist es, daß für uns, so lange wir im irdischen Leibe wallen, Leben und Leiden immer vereinigt ist, und keine von allem Verdrusse gereinigte Wonne gefunden wird. Wollen wir aber aufrichtig seyn, so können wir nicht sagen, daß diese Erde ein Jammerthal sey, ohne uns gegen unsern Schöpfer der Undankbarkeit schuldig zu machen. Denn, wahrlich, nicht auszusprechen ist die Fülle der Annehmlichkeiten, die uns Gott im irdischen Leben bereitete, wenn gleich die unvermeidliche Unvollkommenheit der irdischen Dinge unser Leben nicht ganz ohne Schmerz seyn lässet. Aber das, was die Erde öfters zum Jammerthale macht, das ist der Mensch selbst mit seinen Thorheiten, Begierden und Lastern. Denn wenn Länder geplün-

dert, Dörfer und Städte verbrannt, die Ernten zerstört, Menschen zu Tausenden verstümmelt und ermordet, wenn Recht und Gerechtigkeit verkehrt, Unschuldige unterdrückt, Rechtschaffene verläumdet, gefesselt, gerichtet, wenn so manche Tage und Stunden unsers Lebens uns durch Sorge, Kummer, Aergerniß und Gram verbittert werden; was ist da wohl anders die Quelle so vieler Uebel als der Mensch selbst mit seinen Thorheiten, Begierden und Lastern? — Ja, leider sind die größten Uebel des Lebens Erzeugnisse des Menschen selbst, und auf eine empörende Weise offenbart sich in ihnen die tiefe Verdorbenheit, in welche das menschliche Herz versinken kann.

Doch indem sich diese Verdorbenheit an den Urhebern menschlicher Leiden offenbart; so wird dagegen an edlen Menschen, welche diese Leiden tragen, auch die Höhe und Trefflichkeit sichtbar, welche der Mensch erreichen kann, wenn er das Göttliche in sich ausbildet. Denn kein Schauspiel ist für das menschliche Herz so anziehend, rührend, erhebend als der Kampf edler Menschen mit einem unwürdigen Schicksale. Je mehr sie erniedrigt werden, desto größer stehen sie da, und indem sie unterliegen, feiern sie ihren erhabensten Sieg. Sie können mit dem Psalmisten zu Gott bethen: „wenn du mich demüthigest, machst du mich groß!“

An wem könnte sich dieß aber mehr bewähren, als an dem Sohne Gottes und seinen Leiden? — Sein Beyspiel zeigt uns auf das eindringlichste

die Offenbarung menschlicher Größe in den unverdienten Leiden edler Menschen.

Dieſe Leiden nämlich offenbaren die unüberwindliche Stärke eines religiöſen Gemüths, die Trefflichkeit des menſchlichen Herzens, und die überirdiſche Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes.

Es war Jeſu nicht unbekannt, welches Schickſal ihn erwarte, wenn er es wagen würde, hinaufzugehen nach Jeruſalem. Die wiederholten Verſuche der Phariſäer, ihm eine Schuld zum Tode aufzubürden, die verfänglichen Fragen, die ſie ihm vorlegten, die verſteckte Wuth, die ſie gegen ihn zeigten, die ihm nicht verborgene Verkäuflichkeit des treuloſen Judas: dieſes alles zeigte ihm die ganze Größe der Gefahr, der er ſich ausſetzen würde. Er war auch über ſein Schickſal nicht in Ungewißheit, ſondern erwartete beſtimmt, daß dieſer Gang nach Jeruſalem der Gang zu ſeinem Tode ſeyn würde. — Aber warum, möchte man fragen, warum ging er nach Jeruſalem? warum blieb er nicht fern von der gefahrvollen Nähe ſeiner Feinde in dem ſichern Galiläa? was trieb ihn an, ſein Haupt furchtlos der Gefahr darzubiethen? — Etwa der Zuſpruch ſeiner Schüler und Freunde? — Ach dieſe glaubten nicht an die Nähe dieſer Gefahr; und ob ſie Jeſus ihnen gleich verkündigte, ſo „vernahmen ſie doch der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das geſagt war.“ — Was aber Jeſum antrieb, troß aller Gefahren nach Jeruſalem zu gehen, das war ſeine Religioſität, ſeine Ehrfurcht vor der Pflicht, ſein feſter Glaube an das göttliche Walten. Der Gehorſam gegen die religiöſen und bürgerlichen Geſetze ſeines Volks legte ihm auf, mit ſei-

nen Jüngern zum Osterfeste Jerusalem und den Tempel zu besuchen. Diese Pflicht wurde dadurch nicht aufgehoben, daß er wußte, seine Feinde würden ein Verbrechen an seiner Person begehen. Denn dieses hatte nicht er, dieß hatten sie zu verantworten. Die Pflicht aber galt ihm höher als eine mögliche, selbst eine gewisse Gefahr. Außer dem Pflichtgebothe stärkte ihn dabey auch sein Glaube an das göttliche Walten. Er wußte, daß die jüdische Nation nach Stellen ihrer heiligen Propheten erwartete, daß der Messias leiden, und eines gewaltsamen Todes sterben würde, und er war überzeugt, daß Gott beschlossen habe, diese Erwartungen des Volks an ihm zu erfüllen, daß „alles vollendet werden müsse an ihm, was geschrieben sey durch die Propheten von des Menschen Sohn.“ Er sah daher seinen Tod, wie alle seine Schicksale, als Fügungen der göttlichen Vorsehung an, und hielt sein Leiden für erforderlich, um das große Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechts zu vollenden. Dieser Glaube an das göttliche Walten, und jene Ehrfurcht vor seiner Pflicht, dieß war es, was ihm den hohen Muth gab, hinaufzugehen nach Jerusalem, ob ihm gleich das Kreuz mit seinen Qualen drohte.

Er steht aber nicht allein da in dieser Größe, unser Erlöser, sondern Tausende stehen zu seiner Rechten und Linken, die, weil sie die Pflicht mehr liebten als das Leben, und durch einen unerschütterlichen Glauben an Gottes Vorsehung erhoben wurden, eben so muthig wie er den größten Gefahren entgegengingen, und die härtesten Leiden, ja selbst den Tod erduldeten. Wer

aber möchte ſie zählen, wer ſie alle mit Namen nennen, die Märtyrer des Rechts und der Wahrheit, die in allen Jahrhunderten, und unter allen Nationen Marter, Qual und Tod erduldeten? Ach! in langer Reihe ſtehen ſie blutend unter den Bildern der Vergangenheit als die rührendſten Beweiſe menſchlicher Geiſtesgröße und der göttlichen Gewalt, mit welcher der religiöſe Glaube das ſchwache Herz der Sterblichen ausrüſtet. Und auch diejenigen unter ihnen, die eine ſpätere und weiſere Zeit als Irrende oder ſelbſt als Schwärmer anerkennt, auch ſie litten und ſtarben für das, was ſie für wahr, recht und göttlich hielten; auch ſie ſind redende Zeugen, welchen erhabenen Muth der Glaube einflößt, und zu welcher Größe der Menſch ſich zu erheben vermag. Denn ſelbſt in ſeinem Irrthume zeigt die Gewalt, welche der Glaube an das Unſichtbare über ihn hat, und der Sieg dieſes Glaubens über den ſinnlichen Schmerz, daß der Menſch über das ganze Reich vernunftloſer Geſchöpfe, die eines ſolchen Opfers ganz unfähig ſind und nur vom ſinnlichen Gefühl bewegt werden, erhaben ſtehe. —

Die Leiden edler Menſchen offenbaren uns ferner die Trefflichkeit des menſchlichen Herzens.

Nichts iſt erhebender als zu ſehen, wie ein edler Menſch unverſchuldete Leiden erträgt, und welche Wirkungen der Anblick ſolcher Leiden auf andre unbefangene und menſchlich fühlende Herzen hervorbringt. Derſelbe göttliche Geiſt nämlich, der edlen Menſchen die Stärke gibt, der Gefahr entgegen zu gehen, verleiht ihnen auch die Kraft, die Leiden auf eine würdige Weiſe zu

ertragen und mitten in der Qual doch die Herrlichkeit eines wahrhaft menschlichen Herzens zu entfalten.

Tief war Jesus ergriffen von dem Gedanken an sein bevorstehendes Schicksal, so, daß er sein gepreßtes Herz ausschüttete gegen seine Freunde. Aber indem er den schweren Gang zu seinem Tode ging, indem seine Seele schon in Gedanken bey den erschütternden Auftritten war, die seiner warteten, war er doch voll regen Mitgefühls gegen die Leiden seiner Brüder. Ein Blinder sprach ihn in der Nähe von Jericho um Hülfe an, und das Herz des edlen Menschenfreundes war nicht so versunken in die Betrachtung seiner eigenen Leiden, daß er nicht hätte Gefühl haben sollen für fremden Kummer. Er ließ den Blinden zu sich führen, und heilte ihn. — Und als er in der letzten Nacht seines Lebens das letzte Mahl hielt im Kreise seiner treuen Freunde, mit welcher rührenden Liebe schloß sich noch sein Herz gegen sie auf. Wie bath er sie, der eigenen Leiden vergessend, daß sie ihr Herz mit Standhaftigkeit waffnen möchten, um die Schrecken des folgenden Tages zu ertragen! Mit welcher Sanftmuth begegnete er dem treulosen Verräther! Mit welcher himmlischen Milde sprach er zu ihm, als er den verrätherischen Kuß empfing: Juda, verräthst du des Menschen Sohn, deinen Freund und Lehrer, durch einen Kuß, — das Zeichen der Liebe und Vertraulichkeit? — Und wer sollte nicht die Größe edler Herzen empfinden, wenn er lieset, wie Jesus, als er zur Richtstätte ging, und Thränen um sich fließen sah, der eigenen Qual vergessend, den Weinenden zurief: „ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich! weinet über euch

und über eure Kinder!" — Oder wenn er lieſet, wie der Göttliche unter den Qualen des Kreuzes dem verderbten Geſchlechte, das ihn tödete und ſeiner Schmerzen ſpottete, nicht fluchte, ſondern ſeinen Mund öffnete, für ſie Verzeihung von Gott zu erflehen? —

Sehet, dieß kann ein menſchliches Herz! Solche göttliche Geſinnung vermag es mitten im herbſten Schmerz zu bewähren, und mitten in des Lebens ſchrecklichſten Stürmen die ſchönſten Blumen der edelſten Gefühle zu entfalten.

Aber auch hier ſteht unſer Meiſter und Herr nicht allein; auch hier ſind Tauſende zu ſeiner Rechten und Linken, welche in den härteſten Verfolgungen und in den Augenblicken des bitterſten Todes einen Edelmuth gegen ihre Feinde, eine Menſchlichkeit, eine Liebe, eine zärtliche Fürſorge für andere an den Tag legten, die uns das menſchliche Herz in ſeiner ganzen Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit offenbaren. Und wenn man auf der einen Seite wünſchen muß, daß es kein Schauſpiel ſolcher Leiden geben möchte, bey welchem der eine Theil die Verwilderung offenbart, in welche das menſchliche Herz gerathen kann; ſo muß man doch auf der andern Seite geſtehen, daß die Menſchheit die herrlichſten Zeugniſſe ihrer Größe entbehren würde, wenn edle Menſchen niemals durch Menſchen gelitten hätten. — Endlich offenbaren uns die unverdienten Leiden edler Menſchen auch

die überirdiſche Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes. — Dieſe Beſtimmung hatte Jeſus im Auge, als er ſeinem Tode entgegen ging, und er ſprach ſie aus, indem er an die Verkündigung ſeines

Todes die Erwartung ſeiner Auferſtehung knüpfte. Er wußte es, daß menſchliche Macht nichts vermöge, als den ſterblichen Leib zu tödten, daß ſie aber nicht im Stande ſey, die unſterbliche Seele zu verderben. Er wußte es, und es ſtand hell und tröſtend vor ſeiner Seele, daß im Hauſe ſeines himmliſchen Vaters viele Wohnungen ſeyen für Seelen, der Unſterblichkeit geweiht, daß er ſeinen Freunden nur vorausgehe, ihnen die Stätte bereiten und ſie einſt bey ſich ſehen würde. Dieſer erhebende Glaube war es, der ihn noch beym letzten Seufzer beſeelte, mit welchem er ſeine unſterbliche Seele in die treue Hand ſeines Schöpfers befahl. — So ſtand Jeſus, groß und frei mitten im Strome der Leiden; den Leib in irdiſcher Qual, den Geiſt in himmliſcher Hoffnung. — Auch erhob ihn der Gedanke, daß ſeine Leiden nicht vergebens erduldet werden, ſondern ſein großes Werk auf Erden der Vollendung weihen würden. Und auch dieſe Hoffnung täuſchte ihn nicht. Was der lebende Jeſus mit aller Kraft ſeines erleuchteten Geiſtes und aller Gewalt ſeiner begeiſterten Rede nicht vermocht hatte, das vollbrachte der todte, der gekreuzigte. Die Wahrheit, die er gelehrt, die Tugend, auf die er gedrungen, die Hoffnung, auf die er hingewieſen hatte, — ſie wurden nach ſeinem Tode und durch ſeinen Tod ſeinen Freunden ein Heiligthum. Durch ſeine Aufopferung, über alle Menſchenfurcht erhaben, verkündigten ſie ſein Wort unter den Völkern. Die Tempel der verderblichen Vielgötterei verödeten; der Tugend wurde ein neuer Thron gebaut, mit neuer Kraft das menſchliche Herz ausgerüſtet, und ſein Hoffen von der Erde erhoben zu

einer Vereinigung mit dem vollkommensten Geiste und dessen Seligkeit.

Des Menschen erhabene Bestimmung spricht sich aber nicht nur in des Heilandes, sondern auch in aller edlen Menschen unverdienten Leiden aus. Denn wenn sie wirken für Wahrheit und Recht, und dabey in Kampf kommen mit der Welt, ihren Lastern und Thorheiten; so ist es auch bey ihnen der Glaube an der Menschheit hohe Bestimmung, an das Auferstehen zu einem bessern Daseyn, und an die Vergeltung jenseit des Grabes, was sie stark macht, die Welt und den Tod zu überwinden. Und so wie Jesu Leiden die Wahrheit, die Tugend, die Hoffnung unter den Menschen weckte, und kräftigte, so sind auch ihre Leiden nicht verloren für das Heil ihrer Mitbrüder. Sie befestigen in tausend Gemüthern den Glauben an die höhere Bestimmung des menschlichen Geschlechts, sie sind das wirksamste Zeugniß für den hohen Werth und die Güte der Sache, für welche der Gerechte leidet, und haben unendlich viel, mehr als alle Lehre, dazu beygetragen, die Menschheit zu veredeln. Denn wer mag die Zahl derer ermessen, die sich an Jesu Leiden zu dem Heldenmuthe aufgerichtet haben, der der Wahrheit und Gerechtigkeit jedes Opfer bringt, selbst das schmerzlichste? wer die Wirkung berechnen, welche der Anblick edler Leidender aller Zeit auf das menschliche Geschlecht hervorgebracht hat? — Die Qualen der Märtyrer der ersten Kirche, waren sie nicht der fruchtbare Saame neuer Christen? — Sind nicht die Leiden aller, die da litten für Wahrheit und Recht, die wirksamste Empfehlung des Guten und Wahren an die

Herzen der Menschen? Ja, dieß müssen sie seyn; denn hier ist nicht nur Lehre und Bekenntniß, sondern auch That und Leben; hier ist nicht nur das Wort, sondern auch die Bürgschaft und Versiegelung des Worts durch die schwersten Opfer; hier wird nicht nur der Verstand beschäftiget, sondern auch das Herz ergriffen und hingerissen.

Nicht ohne Einfluß auf unser Gemüth kann, — darf diese Offenbarung menschlicher Größe in den unverdienten Leiden edler Menschen bleiben. Sie soll uns vielmehr überzeugen, bewegen, trösten.

Ueberzeugen soll sie uns von der Wahrheit der menschlichen Größe. Vergebens erheben die Thoren, Unwißenden, in grober Sinnlichkeit befangenen oder durch Laster verdorbenen Menschen ihre Stimme, um den Menschen herabzuwürdigen zum bloßen Erdenkloße, der, aus der Erde aufgeschossen, wieder zur Erde werde, wie die vernunftloße Pflanze; vergebens versuchen sie es, den Glauben an das unsichtbare Reich Gottes und die Tugend als Thorheit zu verschreien, und uns ihre thierische Klugheit als Weisheit anzupreisen, deren Summe auf jene elende Lehre des Lasters zurück kommt: „iß, trinke und spiele; mit dem Tode ist alles aus!“ — Armselige Klügelei, die sich selbst den schönsten Schmuck vom Haupte reißt, und die edelste Kraft und den süßesten Trost des Menschen muthwillig unter die Füße tritt! Wir weisen dich hin auf die Leiden edler Menschen! — Da erkenne und fühle, daß Glaube, Hoffnung und Tugend, daß Gott und Ewigkeit kein

ſelbſt gemachter Traum ſind und nicht nur in den Schulen der Lehrer, ſondern auch im Leben gefunden werden. Da erkenne, daß der Glaube im Leben eben ſo wahrhaft iſt als der Unglaube, die Tugend eben ſo wirklich als das Laſter, die Liebe für das Göttliche eben ſo lebendig als die thieriſche Genußſucht. Da lerne, daß ſie nicht blos ein Wort, eine Heucheley, eine Lüge, eine Maske, ſondern daß ſie Wahrheit und Gefühl iſt, bewährt durch das Feuer der härteſten Trübſale. Da frage dich ſelbſt, ob du dich wohl ſtark genug fühlſt, das für deinen Unglauben zu leiden, was der religiöſe Menſch leidet für ſeinen Glauben; ob du es vermagſt, für deine Genüſſe und Lüſte ſolche Opfer zu bringen, wie ſie der Tugendhafte der Pflicht bringt; ob deine Erwartung, im Grabe zu vermodern wie das Thier, dir jene göttliche Kraft einflößet, welche der Glaube an das Unſichtbare unſerm Herzen gibt; und ob die Leiden, die du dir durch Thorheiten, Lüſte und Leidenſchaften zuziehſt, in Anderer Gemüthe die Ehrfurcht, Bewunderung, Liebe und Nacheiferung hervorbringen, welche der Anblick der Leiden edler Menſchen gewährt? — Wenn du dir aber ſelbſt ſagen mußt, daß dieſes nicht ſey, nicht ſeyn könne; nun ſo verſtumme! Höre auf, die Aechtheit menſchlicher Größe zu verläumden und in den Staub herabzuziehen, um deine Kleinheit und Verdorbenheit zu beſchönigen; greife in deinen Buſen, und erkenne — fühle es, daß auch du ein Menſch biſt, und gleiche Größe und Trefflichkeit, wie jene, haben könnteſt, — haben ſollteſt!

Fühlſt du aber die Wahrheit und Würde dieſer Größe, o ſo müſſe ſie dich auch bewegen, ſie anzuerken-

nen, und ihr mit regem Fleiße nachzustreben. — Nichts ist erhabener und rührender als der Kampf edler Menschen mit einem unwürdigen Schicksale, ihre Leiden für Wahrheit, Gerechtigkeit, Pflicht und öffentliche Wohlfahrt. Selbst der schlechte Mensch, so unfähig er sich auch fühlt, der Welt selbst das Schauspiel solcher Größe zu geben, wird doch in seinem Innern gezwungen, die Leiden edler Menschen zu ehren. Ja, wenn er auch mit frevelhafter Zunge des Leidenden spottet, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer dem Herrn am Kreuze thaten; wenn er auch von Leidenschaft verführt, von Bosheit verblendet, diese Leiden selbst herbeygeführt hat: so demüthigt ihn doch heimlich sein Herz mit Schaam und Vorwurf, so fühlt er doch, ob er es sich gleich nicht gestehen will, daß er unwürdig und niedrig, der gerechte Leidende aber würdig und groß ist. — Worin aber liegt dieß? warum haben verschuldete und wohlverdiente Leiden nicht dieselbe Wirkung auf das Gemüthe des Schauenden? warum flößen nur die unverschuldeten Leiden edler Menschen, die sie dulden für das Gute, solche Bewunderung und Ehrfurcht ein? — darum, weil sie allein menschliche Leiden sind, sie allein des Menschen Erhabenheit über die sinnliche Welt offenbaren. Wenn ihr ein Thier ergriffen sehet von körperlichem Schmerze, so fühlt ihr wohl Mitleid, aber erhoben fühlt ihr euch nicht, nicht gekräftigt, nicht erweckt zu göttlichen Gefühlen, nicht erfüllt mit dem Bewußtseyn eurer Würde, nicht hingewiesen auf Ewigkeit und Vergeltung. Denn nicht für edle Gefühle, nicht für die Wahrheit seiner Ueberzeugung, nicht

für ſeine Liebe zur Gerechtigkeit, nicht für ſeinen Glauben und Hoffen leidet das Thier; ſein Schmerz iſt kein Seelenſchmerz, ſondern körperliches Leiden, und nichts höheres und göttliches iſt in ihm, durch deſſen Kraft es mit ſeinem Schickſale kämpfen und ſich über daſſelbe erheben könnte. Auch iſt ſein Leiden erfolglos; es bekräftiget keine Wahrheit, es bewährt keine Tugend, es befeſtiget keine Hoffnung. Die Leiden edler Menſchen aber bewähren die Macht des religiöſen Glaubens, die Würde und Stärke der Tugend, und wirken für die Beglückung des menſchlichen Geſchlechts; darum ſind ſie erhebend, und bezeugen laut und kräftig, daß der Menſch zu einem höhern Berufe erſchaffen iſt, daß er nicht blos der Sinnenwelt, ſondern auch dem unſichtbaren Reiche Gottes angehört, und daß er ſeine Würde nur ſuchen ſoll in ſeinem geiſtigen Leben, das ihn mit Gott verbindet. O, ſo lerne doch jeder, worin ſeine wahrhaft menſchliche Ehre beſteht! So lerne der Spötter des religiöſen Glaubens dieſen Glauben kennen in ſeiner göttlichen Macht, mit welcher er die Seele über alles Niedrige, Unwürdige, und Irdiſche erhebt! So verehre er die Gottheit und ihr Walten, und ſcheue ſich vor dem Verbrechen, Gott und deſſen heiligen Willen in den edlern Menſchen zu bekämpfen, die er verfolgt. O ſo lerne der Sclav der Lüſte und Begierden der Tugend Geboth als ein unverletzliches Heiligthum achten, und bedenken, daß er ohne die Tugend nichts beſſeres wäre als das Thier, das ſeine Hand erwürgt. O ſo waffne ſich der Leichtſinnige und Zweifler mit dem undurchdringlichen Panzer der Hoffnung und des Glaubens an höhere Menſchenbeſtim-

mung, damit er nicht leide, wie das Thier leidet, sondern sich auch im Unglück fühle als Mensch, und über alles, was die Zeit ihm bringt, auch über des Todes Schrecken, zu triumphiren wisse! —

Für diejenigen aber, welche edlen Menschen in Gesinnung und That ähnlich oder gleich sind, muß der Anblick der unverdienten Leiden edler Menschen beruhigend und tröstend seyn; besonders bey dem so häufigen Anblick menschlicher Verdorbenheit, und dem oft so schneidenden Mißverhältnisse zwischen äußerlichem Ergehen der Menschen und ihrer innern Würdigkeit.

Es ist in Wahrheit ein niederschlagender Anblick, der Anblick so vieler Vorurtheile, Irrthümer, Leidenschaften, Bosheiten und Schlechtigkeiten, welche unter den Menschen gefunden werden, und man möchte an der Güte des menschlichen Herzens und an der höhern Bestimmung unsers Geschlechts verzweifeln, ja die Menschen hassen lernen, wenn man sieht, wie verkehrt, thöricht, boshaft und bisweilen teufelisch sie seyn können. Doch wie ein tröstender Engel stehet diesen widerwärtigen Bildern die Größe edler Menschen zur Seite, stärkt unsern Glauben an die Würde und Bestimmung des Menschen, erhebt und erfreut uns durch die Entwickelung der Trefflichkeit, deren das menschliche Herz fähig ist, und zeigt uns, daß der Mensch, wenn er auch bisweilen zum Teufel herabsinken kann, doch sich auch zum Engel zu erheben vermag.

Nach den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit, die sich laut aussprechen in unsrer Vernunft und im Gewissen, sollte der Mensch auch äußerlich so glücklich

ſeyn, als er es nach dem Maaße ſeiner innern Vollkommenheit verdient. So ſollte es ſeyn, — ſo fordert es der Geiſt in uns! — ſo iſt es aber nicht in dieſem Lande des Lernens und Wachſens, des Gerathens und des Verderbens, der Vermiſchung des Guten und Böſen; — ſo wird es aber werden unter einem neuen Himmel, auf einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnet. Und dieſe Hoffnung, was verbürgt ſie kräftiger, als der Anblick menſchlicher Größe, die eines vollkommnern Daſeyns nicht nur würdig ſondern auch fähig iſt? als der Anblick der leidenden Tugend, welcher der Schöpfer ihre Belohnungen nicht vorenthalten kann? Muß man nicht von denen, die des Himmels auf Erden würdig ſind, ſagen: ihr Wandel ſey ſchon im Himmel, ob ſie gleich noch auf Erden leiden? Fühlen ſie nicht ſchon mitten unter den Schmerzen und Kränkungen des Lebens des Himmels Frieden in ihrer ſchuldloſen Seele? Iſt nicht der Gerechte glücklicher zu preiſen als ſeine ungerechten Bedränger, Jeſus glücklicher als Pilatus, als Phariſäer und Schriftgelehrte? War nicht ſeine leidende Seele in Frieden mit Gott, mit ſich ſelbſt, und ſelig in Hoffnung, der Geiſt ſeiner Feinde aber gequält vom Sturme der Leidenſchaft, verwundet von dem Schwerte eines böſen Gewiſſens? —

Darum war es ein wahres Wort, das du, Lehrer uns von Gott geſendet, ausſprachſt beym Anfange deines ſegensreichen Lehramts: ſelig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden! Selig ſind, die um der Gerechtig-

keit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich iſt ihr!

Und dieſes Wortes deines Sohnes will ich eingedenk ſeyn, mein himmliſcher Vater! Mit dir im Glauben vereinigt gehe ich furchtlos durch alle Schrekken des Lebens. Deiner Liebe würdig zu ſeyn durch Treue gegen dein heiliges Geſetz und Unſchuld des Herzens, das ſoll meine Sorge ſeyn, darin will ich des Lebens Würde und Frieden ſuchen. Und wenn du mich prüfſt durch ſchwere Geſchicke, o ſo ſtärke meine Seele, daß ſie das Leiden würdig trage, dir zum Wohlgefallen, und meinen Brüdern zum Zeugniß über dich und zur Erweckung zum Guten. Denn wenn du mich demüthigeſt, ſo macheſt du mich groß!

Am Sonntage Estomihi,

1822.

(In der Hofkirche gehalten.)

Ev. Luk. Kap. 18, 31 — 34. „Der Herr Jesus „nahm zu sich die Zwölfe, und sprach zu ihnen: se„het, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird „alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die „Propheten von des Menschen Sohn. Denn er wird „überantwortet werden den Heiden, und er wird ver„spottet und geschmähet und verspeiet werden, und sie „werden ihn geißeln und tödten, und am dritten Tage „wird er wieder auferstehen. — Sie aber vernahmen „der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und „wußten nicht, was das gesagt war."

Wir beginnen mit dem heutigen Tage eine Zeit, welche in der christlichen Kirche schon in den ersten Jahrhunderten der Feyer der Leiden und des Todes Jesu gewidmet war. Die alte Kirche feyerte diese Zeit durch ein vierzigtägiges Fasten; wir aber, die wir wissen, daß die Enthaltung von gewissen Speisen kein Gottesdienst ist, der uns dem Wesen, das im Geiste und in der Wahrheit verehrt seyn will, wohlgefällig machen könnte, — wir feyern diese Zeit dadurch, daß wir sie vorzugsweise der Betrachtung der letzten Schicksale Jesu Christi widmen. Denn diese Schicksale sind uns nicht nur an sich höchst wichtig, weil sie mit unserm Glauben an Jesum innig zusammenhängen, sondern

ſie geben uns auch die lehrreichſten Aufſchlüſſe über den Charakter Jeſu, die Sitten und Schwächen der Menſchen, und über den geheimnißvollen, uns oft ſo räthſelhaften Gang der göttlichen Vorſehung.

Darum wollen auch wir heute den Anfang dieſer heiligen Zeit dadurch feyern, daß wir die letzten Schickſale Jeſu in nähere Erwägung ziehen, und beſonders das Verhältniß ins Auge faſſen, in welchem dabey die Macht der göttlichen Vorſehung mit dem eigenen freyen Handeln des Menſchen ſteht. Denn es iſt ja wohl klar, aus den Worten Jeſu ſelbſt klar,

daß Jeſu Leiden eben ſowohl eine Schikkung Gottes als ein Werk des freyen Handelns der Menſchen war.

Laſſet uns einen Augenblick bey der Wahrheit und bey dem Lehrreichen dieſes Gedankens verweilen.

Es iſt nämlich unverkennbar, daß Jeſus ſeinen Tod auf der einen Seite als einen Erfolg darſtellt, den Gott beſchloſſen hatte, und der daher mit Nothwendigkeit eintrat; daß er aber auf der andern Seite auch ein Erfolg war, der von Jeſu eigenem Verhalten, und dem Handeln der Feinde Jeſu abhängig war, welche frey von allem Zwange nach der Beſtimmung ihres eigenen Willens handelten, und ſich daher entweder belohnungsfähig oder ſtrafwürdig machten vor Gott.

Jeſus betrachtet nämlich ſein Leiden als etwas, das von Gott angeordnet ſey, und das daher ihn nach Gottes Willen treffe. Dieß liegt klar in den Worten: „ſehet, wir gehen hinauf gen

Jerusalem, und es wird alles erfüllt werden, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn." Er verwieß damit die Zwölfe darauf, daß sein Leiden und Tod nicht ein Werk des Zufalls oder menschlicher Willkühr sey, sondern ein Werk der Fügung Gottes, weil er schon durch die Propheten der Vorzeit habe verkündigen lassen, daß der zukünftige Messias werde leiden und sterben müßen. Er wiederholte dieses auch, als er nach seiner Auferstehung seinen zwey nach Emahus wandernden Freunden „alle Schrift auslegte, die von ihm gesagt war," und hinzusetzte: mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? — Und als er kurz vor seiner Gefangennehmung am Oelberg bethete: Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch vorüber! so setzte er hinzu: doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe! und erklärte damit, daß sein Leiden und Tod Gottes Wille und Rathschluß sey.

Was uns aber Jesus hier versichert, das bestätigt auch eine nähere Betrachtung der Sache selbst. — Alles, was geschieht, im Himmel und auf Erden, steht unter der Leitung des Allmächtigen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte, kein Sperling vom Dache fällt, durch dessen alles erhaltende und belebende Kraft wir leben, weben und sind. Ohne Gottes Willen geschieht daher durchaus nicht, was geschieht, und er wäre nicht allmächtiger Herr der Welt, und aller in ihr wirkenden Kräfte, wenn etwas geschähe, das er nicht hindern, das gegen seinen Willen erfolgen könnte. Denn dieß könnte nur eine Kraft seyn,

oder aus einer Kraft entſpringen, die höher und gewaltiger wäre als Gott ſelbſt. Eine ſolche gibt es aber nicht, und kann es nicht geben, eben weil Gott der höchſte und der allmächtige iſt. Wenn alſo alles, was geſchieht, nicht geſchehen kann ohne Gottes Willen, ſo konnte ohne dieſen Willen auch Jeſu Leiden nicht erfolgen.

Und ſo war es ja auch in der That! — Denn hätte Gott den Tod Jeſu nicht gewollt, ſo durfte er ihn ja nur zu einer andern Zeit, wo dieſe Phariſäer, dieſe Schriftgelehrten, die ihn ſo blutig haßten, nicht an der Spitze der Nation ſtanden, geboren werden laſſen, und er traf dann mit dieſen Feinden ſeines Lebens, er traf mit ſeinem feigen Blutrichter, dem Pilatus nicht zuſammen, und fand billigere Obere unter ſeinem Volke und einen andern Landpfleger, der mehr Muth hatte als Pilatus, die Unſchuld loszuſprechen. Hätte Gott den Tod Jeſu nicht gewollt, ſo durfte er ihn nur unter einem andern Volke geboren werden laſſen, das bereitwilliger war, als das jüdiſche, einen beſſern Unterricht anzunehmen. Und wie viele Mittel hätten, auch von dieſem allen ganz abgeſehen, dem Allmächtigen zu Gebothe geſtanden, Jeſu Tod immer noch zu verhindern, wenn er nicht in ſeinem Rathſchluſſe gelegen hätte? Konnte er nicht als Herr des Lebens die Verfolger Jeſu durch den Tod abrufen, noch ehe ſie ihre Hände mit dem Blute des Unſchuldigen beflecken? Konnte er nicht einem Pilatus ein gleiches thun? Konnte er nicht Jeſum ſelbſt früher ſterben laſſen, ehe er den Tod am Kreuze litt? Konnte er nicht als Herr der Natur Jeſum durch irgend ein dazwiſchen tretendes

Naturereigniß aus den Händen seiner blutgierigen Verfolger befreien? — Aber alles dieses geschah nicht; — und Gott, der Jesum durch seine Geburt und seinen Beruf in diese Verbindung mit diesen Menschen setzte, wollte daher auch den Kreuzestod Jesu nicht hindern; er ließ ihn zu, es war sein heiliger Wille, daß Jesus leiden und am Kreuze sterben sollte.

So unverkennbar aber dieses ist, so sichtbar ist es auch auf der andern Seite, daß Jesu Leiden und Tod ein Erfolg war, der zugleich abhing von dem freien Handeln des Menschen, und zwar von Jesu Tugend und von seiner Feinde Laster.

Jesus hatte von Gott den Beruf erhalten, die Sünden und Irrthümer der Welt zu strafen, und das Licht der göttlichen Wahrheit öffentlich zu verkündigen. Diesem Werke sollte sein ganzes Leben, alle seine Kraft gewidmet seyn, und für diesen Beruf sollte er auch den Tod nicht scheuen, weil die Pflicht dem Leben, die allgemeine Wohlfahrt dem Wohle einzelner vorgehet. Gefahrvoll war aber dieser Beruf! — Denn, in Wahrheit! schlechten Dank haben die zu allen Zeiten geerntet, die den Menschen den Spiegel vorhielten, in welchem sie ihre Unvollkommenheiten erblickten; und noch gewaltiger wurden die gehaßt und verfolgt, welche alte Vorurtheile antasteten, liebgewonnene oder einträgliche Irrthümer widerlegten, und verhaßte Wahrheiten vortrugen. Je treuer Jesus also seinem Beruf war, desto gewisser mußte er der Gegenstand des Hasses für die Abergläubigen, Vorurtheilsvollen, Eigennützigen und Sünder werden, desto entschiedener mußte er sich großen Gefahren aussetzen. Jesus er-

füllte aber seinen Beruf mit einem Muthe, den keine Drohungen und Nachstellungen seiner Feinde, erschüttern konnten, mit einer Treue, die fest entschlossen war, auch das Leben der Pflicht zum Opfer darzubringen. In sofern war also Jesu furchtlose Tugend allerdings eine mitwirkende Ursache, welche seine letzten Schicksale bestimmte. Denn wäre er ein gewöhnlicher Mensch gewesen, hätte er Ruhe, Wohlstand, Sicherheit höher geachtet als seinen Beruf; so hätte er zu der Heucheley der Pharisäer, zu dem Aberglauben des Volks geschwiegen, und der Herrschsucht der Priester geschmeichelt, und es wäre kein Todesurtheil über ihn gesprochen worden.

Doch die gewissenhafte Erfüllung seines Berufs würde den Erlöser nicht ans Kreuz geführt haben, wenn die, in deren Händen die höchste Gewalt lag, ihren Stolz, ihre Herrschsucht gezügelt, das Volk mehr geliebt hätten als ihren eigenen Vortheil, und gerechter gewesen wären. Hätten sie Liebe zur Wahrheit gehabt, und nicht in des Volkes Unwissenheit und Aberglauben ihren Vortheil gesucht; hätten sie nicht hinter der Maske der Scheinheiligkeit Partheisucht und Hochmuth verborgen; hätten sie die Stimme der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gehört, und sich nicht von Haß und Rachsucht hinreißen lassen; wären sie nicht nur dem Namen sondern der That noch Schriftgelehrte und Väter des Volks gewesen, so hätte Jesus ruhig lehren können; sie hätten ihn nicht verfolgt, sondern geschützt, nicht getödtet, sondern belohnt. — Ob sie aber das eine oder das andere thun wollten, das war ihre Sache; das war das Werk ihres freien

Handelns. Und waren sie, als sie den Gerechten zum Tode verdammten, vielleicht im Bösen so verhärtet, von Haß so verblendet, von Leidenschaft so hingerissen, daß es nicht mehr in ihrer Gewalt stand, der Wahrheit Gehör zu geben, und ihre sündlichen Neigungen zu beherrschen; so war dieses doch nur Folge ihres langen Verharrens in der Sünde, des Leichtsinns, mit dem sie der bösen Neigung geschmeichelt und sie in ihrem Busen zur Sünde groß gezogen, der Falschheit, mit der sie absichtlich durch Irrthum erst andere und zuletzt sich selbst getäuscht hatten. Denn dahin bringt es die Sünde allerdings, daß man endlich ihr Sclav wird, der ihre strenge Fessel nicht mehr zu zerreißen vermag, wenn man sich einmal mit ihr befreundet. — Mit der Lasterhaftigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten vereinigte sich nun auch die Schlechtigkeit des römischen Landpflegers Pilatus. Er hatte die Gewalt, Jesum zu retten; er erkannte seine Unschuld; er machte schwache Versuche dazu; aber er war selbst zu wenig Freund des Rechts, zu wankelmüthig, und durch seine Bedrückungen zu sehr in der Gewalt der Juden, als daß er die Pflichten seines Amtes nachdrücklich und furchtlos hätte erfüllen können.

So war Jesu Tod ein Erfolg, der von Gottes Rathschluß, aber auch von der Menschen Verhalten abhing.

Wichtige Lehren knüpfen sich aber an diese Wahrheit.

Sehen wir dabey auf Gott, so lernen wir, 1) daß alle Leiden, die uns treffen, auch

wenn ſie uns von Menſchen zugefügt werden, eine Schickung Gottes ſind. — Es gibt Schickſale, die uns treffen, ohne daß dabey uns oder irgend einem Menſchen eine Schuld beygemeſſen werden kann, Leiden, die nicht in unſrer Gewalt ſtehen, und daher unvermeidlich ſind. Dahin gehören Ungewitter, Stürme, Erdbeben und andere zerſtörende Naturerſcheinungen, denen unſer Glück erliegt, Mißwachs, Hungersnoth, Seuchen, welche die Länder entvölkern; Krankheit, Alter und Tod, die unſern Leib zerſtören, und andre Unglücksfälle, die uns durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden, die wir nicht vorherſehen und nicht hindern konnten, begegnen. Hier iſt auch dem blödeſten Auge die Macht des Schickſals und die Anordnung des Schöpfers ſichtbar. — Aber auch die Leiden, die uns durch der Menſchen Schuld treffen, ſind Gottes Schickung. Oberflächlich betrachtet, ſcheint es freilich blos menſchliche Willkühr zu ſeyn, was uns in ſolchen Fällen Wunden ſchlägt. Denn wenn uns ein ungerechter Richter verdammt, wenn uns ein Mächtiger verfolgt, ein Feind kränkt, Bosheit und Kabale uns Ehre und Brod rauben, des Mörders Hand den Faden unſers Lebens gewaltſam zerreißt; ſo iſt hier überall des Menſchen wirkende Hand unverkennbar. Aber dennoch müſſen wir in ſolchen Leiden, wie in den Leiden Jeſu, Gottes Schikkung und Willen erkennen. Denn wenn es unbeſtreitbar wahr iſt, daß nichts geſchieht ohne Gottes Willen; ſo kann auch die Macht böſer Menſchen ohne dieſen Willen nicht wirkſam werden. Erhielt ihnen Gott nicht die Kraft zu handeln; ſo verſänken ſie in Nichts.

Hätte ihnen Gott nicht die Macht zu ſchaden gegeben; ſo könnten ſie dieſelbe nicht gebrauchen. Fiel nicht ihr Leben mit unſerem Daſeyn nach Zeit und Ort zuſammen; ſo würden wir von ihnen nichts zu leiden haben. Endete der Allmächtige ihre Lebenstage eher, als ſie uns Uebels thun können; ſo wäre ihre Macht und Bosheit vergeblich. Würden ſie nicht in der Ausführung ihrer Abſichten durch die Umſtände begünſtigt; ſo würden ſie damit nie zu Stande kommen. — Alſo auch das Unglück, das uns Menſchen zufügen, trifft uns nach Gottes heiligem Willen, — O, welch ein kräftiger Troſt für alle, die unſchuldig leiden, oder von menſchlicher Willkühr hart bedroht ſind! Nicht der Menſchen grauſamer Willkühr, nicht ihrem barmherzigkeitloſen Haſſe, nicht ihren gewaltthätigen Leidenſchaften, nicht ihrer gefühlloſen Bosheit, nicht ihren unheilbaren Vorurtheilen biſt du ſchutzlos dahingegeben, du Leidender! — nicht ihnen fällſt du zum Opfer, ſondern dem heiligen Rathe deines Schöpfers, der dich auch in Leiden ſegnet, und dir Laſten auflegt, welche dir, wenn du ſie getragen haſt, eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit geben werden. Du biſt nicht ohne einen Helfer, Beſchützer und Retter; ſondern wenn dein himmliſcher Vater nicht will, ſo wird die Bosheit vergeblich gegen dich toben, ſo wird die Hinterliſt dir fruchtlos Schlingen legen, ſo wird der Arm des Gewaltigen vergeblich das Schwert über deinem Haupte ſchwingen. — Welche Aufforderung aber auch für dich, die Leiden, die dir Menſchen auflegen, als Schickung Gottes mit Ergebung und Geduld zu tragen! Welche Aufforderung beſonders, dem Haſſe ge-

gen die, welche dir Böſes zufügen, zu gebiethen, und nach dem Beyſpiele deines göttlichen Erlöſers, deinen Feinden von Herzen zu verzeihen, und in der menſchlichen Hand, die dich ſchlägt, die Hand deines Gottes anzuerkennen, der dich durch ſie züchtiget zu deiner Beſſerung! —

Sehen wir auf das Verhalten Jeſu, ſo ergiebt ſich für uns daraus die Lehre, 2) daß wir, wenn wir ſchuldlos bleiben wollen, uns in unſerm Handeln einzig nach Gottes Geſetz und ſeinen Gebothen und Verbothen richten müſſen, uns aber nie erlauben dürfen, das, was wir für den Willen der Vorſehung halten, durch Mittel, die gegen das göttliche Geſetz ſind, befördern zu wollen.

So handelte Jeſus. Er lehrte nachdem ihm von Gott gegebenen Berufe die Wahrheit, ohne darnach zu fragen, welche Uebel und Gefahren für ihn daraus entſtehen könnten. Er erfüllte ſeine Pflicht auch dann unausgeſetzt, als er ſchon ſah, daß der Haß ihm deßhalb nach dem Leben trachtete. — Er war überzeugt, daß ihm nach den Weißagungen der Propheten ein gewaltſamer Tod bevorſtehe; aber er ſuchte nicht etwa, wie ein Schwärmer dieſen Rathſchluß Gottes herbeyzuführen, er ſtürzte dem Haſſe ſeiner Feinde nicht in die Arme, ſondern that, was das Sittengeſetz forderte, ſein Leben vor ihren Nachſtellungen zu ſichern. Er vermied die Hauptſtadt Jeruſalem, den Siß ſeiner Feinde, und hielt ſich lieber in Galiläa auf; er ging zwar zu der Zeit des Oſterfeſtes nach Jeruſalem, weil ihn und ſeine Apoſtel eine religiöſe Pflicht dahin

rief, nämlich das Paſſahfeſt zu feiern; er lehrte auch daſelbſt das Volk, denn dieſes war ſein Beruf: aber er verbarg ſich vor ſeinen Feinden, und brachte die Nächte an einem einſamen Orte am Oelberg außerhalb der Stadt zu.

So müſſen wir auch handeln, wenn wir recht thun und ſchuldlos bleiben wollen. Es gibt für uns einen bekannten und einen unbekannten Willes Gottes. — Der uns bekannte iſt das Sittengeſetz, oder die uns durch Vernunft, Gewiſſen und Schrift bekanntgemachten Gebothe oder Verbothe Gottes, die uns der Schöpfer vorgeſchrieben hat als Regel unſers Verhaltens, damit wir nach ihnen, und nach ihnen allein unſern Willen und unſer Thun beſtimmen ſollen. Von dieſem Geſetze gilt jenes Wort der Schrift: es iſt dir geſagt, Menſch, was recht iſt, und was der Herr, dein Gott, von dir fordert. Der unbekannte Wille Gottes aber iſt ſein Rathſchluß über die Schickſale der Menſchen, der einzelnen ſowohl als ganzer Familien, Völker und Zeitalter. Dieſen Willen kennen wir nicht. Das wiſſen wir zwar, daß die Zukunft und das Schickſal ſich immer ſo geſtalten wird, wie es der vollkommenen Weisheit und Güte Gottes, als des Herrn des Schickſals, gemäß iſt; aber nun anzugeben, im Einzelnen zu beſtimmen, welcher Gang des Schickſals dieſer Weisheit und Güte gemäß ſey, und alſo in Gottes Rathſchluß liege, das vermögen wir nicht, weil wir, als ſchwache und kurzſichtige Sterbliche weder den Zuſammenhang der Dinge überſehen, noch die Entwickelung der Zukunft vorherſehen. Ueber das Weiſe und Gute im Laufe des Schick-

sals und der Entwickelung menschlicher Begebenheiten können wir daher nicht mit völliger Sicherheit urtheilen, und wir irren uns darin oft gröblich. Denn Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken, und seine Wege sind nicht unsre Wege. Die Betrachtung der Vergangenheit lehrt uns daher sehr oft, daß das, was uns als ein Uebel erschien, sich im Erfolg als das beste und weiseste bewährte. So heißt es von den Aposteln, daß sie nicht begriffen, wie Jesu Tod in den Willen Gottes liegen und den göttlichen Absichten förderlich werden könnte. „Sie vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das gesagt war.“

Nun ist es uns zwar erlaubt nach diesem unbekannten Schicksals-Willen der Gottheit durch vernünftige Ueberlegung zu forschen, und es ist Pflicht, das, was sich uns nach reifer Ueberlegung als das Gute und den Absichten Gottes gemäße darstellt, zu unterstützen, zu fördern; denn dieß gebiethet das Sittengesetz: aber dabey müssen wir uns durchaus in den Schranken des uns bekannten göttlichen Willens, oder des Sittengesetzes halten, und dürfen uns nie vermessen, durch Uebertretung der Verbothe oder Gebothe des Sittengesetzes, also durch ein Unrecht, durch unerlaubte Mittel das, was uns in dem Gange der Schicksale als Wille Gottes erscheint, befördern zu wollen. Jedes Unrecht also aus guten Absichten ist ein Frevel! Denn Gott bedarf des Unrechts und der Sünde nicht, um seine Absichten zu erreichen; was er vollbringen, ins Leben rufen, erhalten, durchführen

will, das kann er nach seiner höchsten Weisheit und Macht vollbringen, ohne des schwachen Sterblichen Hülfe, und es ist Vermessenheit, wenn die Sterblichen wähnen, Gottes Sache könne nicht gelingen, ohne ihr Unrecht und ihre Gewaltthaten, und es ist Gotteslästerung, wenn der Mensch denkt, der Ewige entbinde ihn in gewissen Fällen von dem Gehorsam gegen das Sittengesetz, und erlaube ihm einen Frevel zu begehen, um ihm gleichsam das Weltregiment zu erleichtern, und ihm dabey zu helfen. Nein! Gott hat uns sein Gesetz bekannt gemacht als feste Regel des Verhaltens, nach dem er uns allein richten will und wird. Auf seinen unbekannten Willen aber, nach dem er die Schicksale des Lebens ordnet, hat er uns nicht gewiesen, diesen kennen wir im Voraus nur sehr unvollkommen, und wollten wir für ihn das uns bekannte und gegebene Gesetz verletzen; so würden wir in Gefahr kommen, Verbrecher zu werden, mit Gott zu streiten, und eben so schreiendes und höchst strafbares Unrecht zu thun, wie vormals die Verblendeten thaten, die, in der Meinung Gott zu ehren, und den wahren Glauben zu befördern, die Freunde der bessern Erkenntniß verfolgten, marterten, tödteten. — Des Menschen ganze Weisheit soll sich daher darauf beschränken, immer und überall das zu thun, was das Sittengesetz gebiethet, und immer und überall das zu unterlassen, was es verbiethet, den Erfolg unsrer pflichtmäßigen Handlungen aber, und die Entwickelungen der menschlichen Geschicke Gottes Macht, Weisheit und Güte ganz anheim zu stellen.

dern ihnen, wie allen Menschen, sein heiliges Gesetz des Rechts und der Tugend ins Herz geschrieben. So waren sie frei, so — weil sie das Böse thaten — strafbar vor Gottes Gericht.

So jeder der Sünde thut. — Gott verstattet ihm zwar öfters seinen bösen Willen zu vollbringen, aber er gebiethet es ihm nie; er gebiethet ihm nur Gehorsam gegen das Gesetz, das er ihm als Regel seines Verhaltens gegeben hat. Nach diesem Gesetz wird unser Verdienst und unsre Schuld einzig bestimmt und gerichtet. Und obgleich Gottes Weisheit auch das Böse so umleitet, daß es in seinen endlichen Erfolgen die Absichten der höchsten Weisheit und Güte befördern muß; so entschuldigt dieses doch euch, die ihr Böses thut, auf keine Weise. Denn ihr wolltet nicht das Gute, sondern das Böse; ihr gedachtet es böse zu machen, und euer Verdienst ist es nicht, wenn Gottes Weisheit euer Böses zum Guten wendet. Die entfernten Folgen euerer Uebelthaten kennet ihr nicht im voraus, die guten Folgen beabsichtigt ihr nicht; sie sind daher auch nicht euer Verdienst, sie vermindern nicht eure Schuld; denn nach seinem Willen und seinen Absichten wird der Mensch gerichtet, weil diese allein es sind, die in seiner Gewalt stehen. — So wird euch die Saat euerer Uebelthaten dennoch das Urtheil der Verdammniß sprechen, wenn gleich des Ewigen Weisheit eine heilsame Frucht aus der bösen Saat hervorgehen lässet.

Doch, wenn auch das Gute, das Gott aus der Sünde entstehen lässet, den Sünder nicht rechtfertiget,

seine Schuld nicht mindert, so vermag es doch eins zu thun, nämlich dann, wenn er seine Unwürdigkeit erkennt, den Frieden in seiner von Reue zerrissenen Seele wiederherzustellen. Bliebe unsre Sünde in alle Ewigkeit eine Mutter des Bösen, die tausendfältig neues Elend erzeugte, und es uns vor das Auge stellte, o so würde unser Herz von dem brennenden Schmerz der Reue verzehrt werden, und ob uns gleich Gott vergäbe, so würden wir uns doch selbst in unserm Gewissen nicht vergeben, nicht ruhig und selig werden können. Aber da die Barmherzigkeit des Allweisen auch des Sünders böse Thaten in ihren endlichen Erfolgen in Harmonie setzt mit dem Heile des menschlichen Geschlechts, und das Böse endlich umwandelt zu einem Beförderungsmittel des Guten; so wird sich auch einst der Schmerz der Reuigen in Frieden auflösen, — so ist es möglich, daß auch der in Laster verlohrne einst, wenn seine verderbte Seele durch herbe Prüfungen genesen seyn wird, zurückkehren kann in das ewige und selige Reich des himmlischen Vaters, daß auch er endlich die lang verlohrne Ruhe findet für seine Seele.

So ist Gott ein strenger Richter des Bösen, aber auch ein Gott voll Gnade gegen den, der von Herzen sich umkehret zum Guten. So führt er das treue und gehorsame Kind auf der ebenen und schnellen Bahn der Ruhe und innern Heiterkeit zu der Seligkeit, die er ihm in Liebe bestimmt hat; so aber das ungehorsame und verdorbene Kind auf der langen Bahn des Schreckens und der herben Leiden zur Besserung und zum Gehorsam.

dern ihnen, wie allen Menschen, sein heiliges Gesetz des Rechts und der Tugend ins Herz geschrieben. So waren sie frei, so — weil sie das Böse thaten — strafbar vor Gottes Gericht.

So jeder der Sünde thut. — Gott verstattet ihm zwar öfters seinen bösen Willen zu vollbringen, aber er gebiethet es ihm nie; er gebiethet ihm nur Gehorsam gegen das Gesetz, das er ihm als Regel seines Verhaltens gegeben hat. Nach diesem Gesetz wird unser Verdienst und unsre Schuld einzig bestimmt und gerichtet. Und obgleich Gottes Weisheit auch das Böse so umleitet, daß es in seinen endlichen Erfolgen die Absichten der höchsten Weisheit und Güte befördern muß; so entschuldigt dieses doch euch, die ihr Böses thut, auf keine Weise. Denn ihr wolltet nicht das Gute, sondern das Böse; ihr gedachtet es böse zu machen, und euer Verdienst ist es nicht, wenn Gottes Weisheit euer Böses zum Guten wendet. Die entfernten Folgen euerer Uebelthaten kennet ihr nicht im voraus, die guten Folgen beabsichtigt ihr nicht; sie sind daher auch nicht euer Verdienst, sie vermindern nicht eure Schuld; denn nach seinem Willen und seinen Absichten wird der Mensch gerichtet, weil diese allein es sind, die in seiner Gewalt stehen. — So wird euch die Saat euerer Uebelthaten dennoch das Urtheil der Verdammniß sprechen, wenn gleich des Ewigen Weisheit eine heilsame Frucht aus der bösen Saat hervorgehen lässet.

Doch, wenn auch das Gute, das Gott aus der Sünde entstehen lässet, den Sünder nicht rechtfertiget,

Am Sonntage Reminiscere,

1822.

Evangel. Matth. Kap. 15, v. 26. 27: Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme und werfe es vor die Hunde. Sie aber sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen.

Eines der schönsten Lieder über die Weisheit, Güte und Macht Gottes, die sich in der Natur dem betrachtenden Auge des Menschen darstellt, ist der 104te unsrer Psalme, der oft von uns mit ernster Betrachtung gelesen werden sollte. Die ganze Schöpfung umfaßt dieser Preisgesang des Psalmisten. — Mit dem stralenden Lichte, das den Himmel durchfließt und alle Gestirne mit Glanz umgürtet, beginnt er. Dieses Licht ist ihm das Kleid, der Wiederschein des unaussprechlichen Wesens Gottes. Der Himmel ist sein Teppich; dessen Blumen die flammenden Gestirne; Blitze seine Diener, Stürme seine Bothen. — Dann wendet sich der Gesang zur Erde, und preiset den Schöpfer, wie er Land und Meer, Berg und Thal mit Weisheit gegründet, die Flur gebauet und mit Segen gewässert, und der Pflanzen zahllose Geschlechter zur Freude der lebenden Geschöpfe in unerschöpflicher Fülle geschaffen habe; wie Land und Meer von Geschöpfen, denen er Leben und Glück gab, wimmeln,

wie Thiere und Menſchen ſich ſeiner Segnungen freuen, und er allem Lebendigen Leben, Speiſe und Freude in Fülle gebe. Darum ruft der Pſalmiſt begeiſtert aus: „ich will dem Herrn ſingen mein Leben lang, und meinen Gott loben, ſo lange ich hier bin.“ Aber mit einer ernſten Wendung, indem er fordert, daß der Menſch an dieſer Naturbetrachtung religiös werden ſolle, ſchließt er ſeinen herrlichen Geſang: „der Sünder müſſe ein Ende werden auf Erden, und die Gottloſen nicht mehr ſeyn!“ — Dazu ſagen wir: Amen! — Zu dieſem Ziele, zu Erweckung der Andacht, des Glaubens, der Tugend und Hoffnung, müſſen wir die Betrachtung der herrlichen Werke Gottes immer zu führen ſuchen.

Doch der unermeßliche Reichthum dieſer Werke fordert, daß wir unſern Blick nur auf einen Theil derſelben beſchränken, und dieſes ſoll das Reich der vernunftloſen Thiere ſeyn, auf welche uns der evangeliſche Text verweiſet.

„Es iſt nicht fein, ſprach Jeſus zu dem Hülfeſuchenden Weibe, daß man den Kindern das Brod nehme und werfe es für die Hunde.“ Er wollte damit ſagen, daß er den wohlthätigen Gebrauch ſeiner Kräfte zunächſt ſeinem eigenen Volke, nicht Ausländern ſchuldig ſey. Der wörtliche Sinn des Ausſpruchs aber iſt: „der Menſch ſoll nicht leiden um der Thiere willen, nämlich weil er ein edleres Geſchöpf iſt und daher mehr Achtung und Liebe verdient als jedes, auch das beliebteſte Thier. Das Weib, in das Sprüchwort eingehend, erwiederte: aber doch eſſen die Hündlein von den Broſamen, die von ihrer Herren Tiſche

fallen.“ Sie wollte damit sagen, daß der Herr von dem Ueberflusse seiner Gaben auch Ausländern mittheilen könne ohne dadurch seine Volksgenossen zu verkürzen. Der wörtliche und nächste Sinn des Ausspruchs aber ist: der Mensch, obgleich edler als das Thier, habe dennoch auch Pflichten gegen seine vernunftlosen Mitgeschöpfe, und auch die Thierwelt sey in den Kreis seiner Liebe und Fürsorge eingeschlossen. — Diese Worte enthalten also für uns eine Aufforderung zu

religiöser Betrachtung der Thierwelt;

eine Betrachtung, die uns lehrt, daß auch die vernunftlosen Geschöpfe ihren Schöpfer verherrlichen; daß sie dem Menschen sein Daseyn verschönern; daß sie den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitern; daß sie uns zum Gefühle unsrer höhern Würde erwecken.

Die Thierwelt verherrlicht ihren Schöpfer; sie ist ein Theil der Werke Gottes, und lobt ihren Meister eben so, wie das große Weltganze. Von diesem Ganzen kennen wir freilich nur einen geringen Theil. Welchen Reichthum von Schöpfergebilden die sanftleuchtende Kugel des Mondes enthalte, der unsrer Erde folgt wie ein Sohn seiner Mutter; welche zahllose lebendige Wesen die majestätische Sonne, millionenmal größer als die Erde, unter ihrer glänzenden Hülle verbergen mag; welche unermeßliche Welt von Geschöpfen die leuchtenden Gestirne erfülle, die unzählbar wie des Meeres Sand, in dunkler Nacht aus der grenzenlosen Tiefe des Meeres hervorschimmern; das vermag der Sterbliche nicht zu ermessen, nicht einmal nur zu schätzen, da für ihn schon

wie Thiere und Menschen sich seiner Segnungen freuen, und er allem Lebendigen Leben, Speise und Freude in Fülle gebe. Darum ruft der Psalmist begeistert aus: „ich will dem Herrn singen mein Leben lang, und meinen Gott loben, so lange ich hier bin.“ Aber mit einer ernsten Wendung, indem er fordert, daß der Mensch an dieser Naturbetrachtung religiös werden solle, schließt er seinen herrlichen Gesang: „der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden, und die Gottlosen nicht mehr seyn!“ — Dazu sagen wir: Amen! — Zu diesem Ziele, zu Erweckung der Andacht, des Glaubens, der Tugend und Hoffnung, müssen wir die Betrachtung der herrlichen Werke Gottes immer zu führen suchen.

Doch der unermeßliche Reichthum dieser Werke fordert, daß wir unsern Blick nur auf einen Theil derselben beschränken, und dieses soll das Reich der vernunftlosen Thiere seyn, auf welche uns der evangelische Text verweiset.

„Es ist nicht fein, sprach Jesus zu dem Hülfesuchenden Weibe, daß man den Kindern das Brod nehme und werfe es für die Hunde.“ Er wollte damit sagen, daß er den wohlthätigen Gebrauch seiner Kräfte zunächst seinem eigenen Volke, nicht Ausländern schuldig sey. Der wörtliche Sinn des Ausspruchs aber ist: „der Mensch soll nicht leiden um der Thiere willen, nämlich weil er ein edleres Geschöpf ist und daher mehr Achtung und Liebe verdient als jedes, auch das beliebteste Thier. Das Weib, in das Sprüchwort eingehend, erwiederte: aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische

fallen.“ Sie wollte damit sagen, daß der Herr von dem Ueberflusse seiner Gaben auch Ausländern mittheilen könne ohne dadurch seine Volksgenossen zu verkürzen. Der wörtliche und nächste Sinn des Ausspruchs aber ist: der Mensch, obgleich edler als das Thier, habe dennoch auch Pflichten gegen seine vernunftlosen Mitgeschöpfe, und auch die Thierwelt sey in den Kreis seiner Liebe und Fürsorge eingeschlossen. — Diese Worte enthalten also für uns eine Aufforderung zu

religiöser Betrachtung der Thierwelt;

eine Betrachtung, die uns lehrt, daß auch die vernunftlosen Geschöpfe ihren Schöpfer verherrlichen; daß sie dem Menschen sein Daseyn verschönern; daß sie den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitern; daß sie uns zum Gefühle unsrer höhern Würde erwecken.

Die Thierwelt verherrlicht ihren Schöpfer; sie ist ein Theil der Werke Gottes, und lobt ihren Meister eben so, wie das große Weltganze. Von diesem Ganzen kennen wir freilich nur einen geringen Theil. Welchen Reichthum von Schöpfergebilden die sanftleuchtende Kugel des Mondes enthalte, der unsrer Erde folgt wie ein Sohn seiner Mutter; welche zahllose lebendige Wesen die majestätische Sonne, millionenmal größer als die Erde, unter ihrer glänzenden Hülle verbergen mag; welche unermeßliche Welt von Geschöpfen die leuchtenden Gestirne erfülle, die unzählbar wie des Meeres Sand, in dunkler Nacht aus der grenzenlosen Tiefe des Meeres hervorschimmern; das vermag der Sterbliche nicht zu ermessen, nicht einmal nur zu schätzen, da für ihn schon

der Reichthum der lebendigen Wesen auf dieser kleinen Erde zu groß ist, um ihn ganz zu übersehen. — Wir wissen nicht, wie viele Tausende von Jahren schon Menschen auf Erden wohnen; aber das wissen wir, daß alle diese Jahrtausende für das menschliche Geschlecht nicht hinreichten, um das ganze Reich lebendiger Wesen, das unsre Erdkugel ernährt, zu erforschen und zu übersehen. Wir kennen zwar bis jetzt über sechszehn Tausend Geschlechter der Thiere; aber immer wächset diese Kenntniß noch; Tausende mögen unserm forschenden Blicke noch entgangen seyn, und was die nie gesehenen Abgründe des Meeres verbergen, das dürfte uns vielleicht immer ein Geheimniß bleiben.

Also, welcher unermeßliche Reichthum von Gebilden, die des Schöpfers Verstand gedacht, die sein allmächtiges Wort zum Leben gerufen hat! Welche Verschiedenheit an Gestalt, Größe, Beweglichkeit, Fähigkeit, Kraft! — Zwischen dem Elephanten, der einen Thurm mit Bewaffneten auf seinem mächtigen Rücken trägt, und dem schwachen Wurme, der, unserm Auge kaum sichtbar, im Staube lebt, zwischen dem Adler, der sich mit stolzem Fluge zur Sonne erhebt, und dem Schmetterling, der um Blumen gaukelt, zwischen dem Wallfische, der das weite Meer durchschwimmt, und dem Gewürme, das im Schlamme des Baches lebt, — welcher Unterschied! welche Mittelstufen von Größe, Gestalt, Kraft, Dauer und Fähigkeit! welche Verschiedenheiten in Nahrung und Lebensweise! — Und doch ist das geringste wie das mächtigste Thier mit solcher Weisheit eingerichtet, daß es lebt, thätig ist, sich glücklich fühlt, und den ihm

vom Schöpfer vorgezeichneten Kreis seiner Lebensverrichtungen vollbringt. Jedes hat so viel Verstand, um in seiner Lage zu werden, was es werden kann; jedes die Kraft und Verschlagenheit, sich seiner Speise zu bemächtigen, und seine Wohnung an einem für sein Leben zweckmäßigen Orte aufzuschlagen. Jedes findet seine Nahrung, das eine am Fleische andrer Thiere, das andere an Pflanzen, ein andres an dem Safte derselben, andere am Wasser, am Holze, an der Luft, an dem Dufte der Blumen. Nichts ist auf Erden, an dem sich nicht irgend ein Geschöpf ernährte und sich mit Lust sättigte. Der Schöpfer hat allem seine Speise gegeben zu rechter Zeit, und sättiget alles mit Wohlgefallen.

Aber auch keinen Theil der Erde hat er von lebendigen Wesen entblöset. Das weite Meer, — da wimmelt es, sagt der Psalmist, ohne Zahl, beide groß und kleine Thiere. Die Luft — sie durchschneiden die schöngefiederten Geschlechter der Vögel, die deßhalb der Psalmist die Vögel des Himmels nennt, die auf den Bäumen sitzen, und singen unter den Zweigen. Und die Oberfläche des Landes, Berg und Thal, Wald und Flur, Felsen und Sumpf, alles ist mit lebendigen Wesen erfüllt. Die glühenden Gefilde des heißen Erdgürtels und die von Kälte starrenden Länder der Pole, sie nähren ihre Geschlechter, die leben und sich wohlbefinden. Jeder Wassertropfen enthält eine ganze Welt fröhlicher Geschöpfe, die unserm Auge erst durch tausendmalige Vergrößerung sichtbar werden; ja selbst unter der Oberfläche der Erde wohnen Thiere, die der Schöpfer so eingerichtet hat, daß sie in dieser

Finsterniß leben, ihre Nahrung wissen und sich glücklich fühlen. — O, wer sollte nicht des Schöpfers Weisheit und Güte erkennend, mit dem Psalmisten gerühret ausrufen: Herr, wie sind deiner Werke so groß und viel; du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter! —

Ja, die Ehre des Herrn ist ewig; der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken! Er schuf alles zum Leben und zum Glück. Auch gegen mich hat er sich als den Gütigsten erwiesen, und mit festester Zuversicht darf ich auf seine väterliche Fürsorge hoffen. Und dieses um so mehr, da ich erkenne, daß die Thierwelt auch vorhanden ist, um mir mein menschliches Daseyn zu verschönern.

Zwar würde es ein ungeziemender Stolz seyn, wenn ich denken wollte, der Schöpfer habe das Reich der Thiere einzig für mich und nur zu meinem Gebrauche erschaffen; denn er hat auch den Thieren ein selbstständiges Leben, und ein Recht an den Erdboden und seine Freuden gegeben: aber unverkennbar ist es doch, daß er viele Thiere zu meinem Nutzen und zur Verschönerung meines Lebens erschaffen hat. Aus dem Reiche der Thiere nehme ich einen großen Theil meiner Speise, und Millionen meiner menschlichen Brüder könnten nicht seyn, wenn nicht die Thiere im Meere, auf dem Lande und in der Luft ihnen so reichliche Nahrung gewährten. Sie sind es, die durch ihre zahllose Menge die Flur, den Wald, die menschenleere Wildniß beleben. Der Gesang der Vögel verkündigt mir das Erwachen des Frühlings, und ihr frohes Lied, mit dem sie ihren Schöpfer preisen,

ſtimmt auch meine Seele zur Heiterkeit, oder erhebt ſie in Andacht und ſtillem Danke zu Gott. Das muthige Roß trägt mich auf ſeinem ſtarken Rücken, bewegt mir die Laſten, die meiner Hand zu ſchwer ſind, ackert mir das Land, auf dem mein Brod wachſen ſoll, kämpft mit mir gegen meine Feinde, und führt mich raſchen Laufs von einem Orte zum andern und zu entfernten Ländern. Ohne die dem Ackerbau dienenden Hausthiere wäre es unmöglich, meinen Acker zu beſtellen, ihm Fruchtbarkeit zu geben und ihn mit dem Segen der Ernte zu bedecken. Und wie viele meiner Brüder finden nicht eine unſchuldige Erheiterung in der Treue und Anhänglichkeit der Thiere, die unſre Häuſer mit uns bewohnen, und ſich als freundliche und nützliche Gefährten zu dem Menſchen geſellt haben? — Meine Kleidung, mein Brod, mein Hausgeräthe, meine Bequemlichkeiten und unzählbare Verſchönerungen meines Lebens verdanke ich großen Theils der weiſen Benutzung der Thiere, welche nach Gottes Willen die Erde mit mir bewohnen, und welche der Herr durch das Band der Nothwendigkeit und des Nutzens mit mir verbunden, und auch dadurch ſeine Fürſorge für das edelſte ſeiner Geſchöpfe bewährt hat.

Hieraus folgt aber auch von ſelbſt: daß die Thierwelt auch den Wirkungskreis unſrer Pflichten erweitert, oder: daß ſich das Gebieth unſrer Pflichten auch auf die Thiere erſtreckt.

Wie? fragſt du vielleicht mit ſtolzem Befremden, wie, auch den Thieren wäre ich Pflichten ſchuldig? auch an ihnen könnte ich mich verſündigen? Stehen ſie nicht unendlich weit hinter dem Menſchen

zurück? Bin ich nicht zu ihrem unumschränkten Herrn eingesetzt worden durch jenes Wort des Schöpfers: „herrschet über Fische im Meere, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kreucht?“ Habe ich nicht das Recht, wenn sie mir zu zahlreich werden, ihre Vermehrung zu hindern, sie, wenn sie mir schaden, auszurotten, sie zu meiner Nahrung zu tödten, und für mein und andrer Wohl zu gebrauchen? — Hierauf antworte ich: diese Rechte hast du allerdings, und der Schöpfer hat sie dir gegeben, da er dir die Erde und alles, was in ihr ist, unterthan machte. Aber diese Rechte schließen die Pflichten nicht aus, sondern sie schließen sie ein, die dir gegen die thierische Schöpfung obliegen. Nicht als ein grausamer Wütherich mit tyrannischer Willkühr sollst du über Gottes Geschöpfe daherfahren, sondern als das Ebenbild Gottes mit Gerechtigkeit, Weisheit und Güte unter ihnen walten. Denn nicht du hast sie dir erschaffen, sondern Gott hat sie dir gegeben; also nicht nach der Grausamkeit deiner Laune sollst du mit ihnen handeln, sondern nach Gottes Absicht und Vorschrift. Gott schuf die Thiere nicht allein zu deinem Nutzen, sondern auch dazu, daß sie da seyn, und ihnen wohl seyn sollte. Dieß siehst du schon daraus, daß es eine große Menge Thiere gibt, die dir, dem Menschen, nichts nützen, die dir wohl schaden, und die der Schöpfer dennoch erhält. Du siehst es daraus, daß der Schöpfer ihnen auch, wie dir, Leben und Empfänglichkeit für Freude und Glück gegeben, und ihnen in der Natur den Tisch ihrer täglichen Nahrung reichlich

gedeckt hat, wie auch dein Herr von dem himmliſchen Vater rühmt, daß er die Vögel nähre ohnerachtet ſie nicht ernten und nicht ſäen, und wie der Pſalmiſt den Schöpfer lobpreiſet, daß er allem Lebendigen ſeine Speiſe gebe zu rechter Zeit. Der Zweck deines Schöpfers alſo, für den er die Thiere erſchuf, iſt: ſie ſollen leben und glücklich ſeyn in ihrer Art! — Und dieſen Zweck mußt du ehren! Denn nicht dein, ſondern des Herrn iſt der Erdboden, und nur zu Lehen trägſt du ſeinen Beſitz vom himmliſchen Vater. Dieſem ſollſt du ähnlich ſeyn; denn das iſt deine Ehre, dein Ruhm. Er aber iſt gütig und gerecht auch gegen den Wurm im Staube; er hat Wohlgefallen an ſeinen Werken. So ſollſt auch du gütig und gerecht ſeyn gegen ſeine Geſchöpfe, und davon lernen, dich des Glücks auch der vernunftloſen Geſchöpfe zu freuen, und gütig gegen ſie zu ſeyn.

Darum haſt du auch Pflichten gegen die Thiere. Wenn ſie dir nicht ſchädlich ſind, und du ihrer nicht bedarfſt; ſo ſollſt du ihnen ihr Daſeyn und ihre Freuden gerne gönnen. Du ſollſt ſie alſo ihres Lebens nicht berauben aus bloſem Muthwillen, aus boshafter Freude am Tödten und Zerſtören; du ſollſt ſie auch nicht verſtümmeln, daß ſie in Elend und Schmerz vergehen müſſen. Denn wenn du auch ein Recht haſt, ſie zu tödten; ſo haſt du doch kein Recht, ſie zu quälen. Auf ihre Qualen hat dich der Schöpfer mit deinen Freuden nicht angewieſen; ihm kann es nicht wohlgefällig ſeyn, wenn du aus Muthwillen das Leben zerſtörſt, das er erſchuf; es ſey dir genug, daß ſie das Leben ſelbſt deinem Bedürfniſſe zum Opfer geben müſ-

ſen. — Und wenn dir der Schöpfer Thiere gab, die für dich arbeiten, und dein Leben bequem machen und verſchönern; nun ſo iſt es deine Pflicht, dieſe Gabe des Schöpfers eben ſo wie jede andere dankbar, das heißt durch einen würdigen Gebrauch zu ehren; ſo mußt du, wenn du dem Thiere Feſſeln anlegſt, und ſeine Kräfte für dich gebrauchſt, ihm auch ſeine Speiſe geben zu rechter Zeit, ſie nicht mißhandeln, ihnen den Dienſt, den ſie dir leiſten, nicht zur Marter machen, ſondern mitleidig ſeyn, und ſie dankbar pflegen und erhalten.

So iſt des Chriſten Verhalten auch gegen die vernunftloſen Geſchöpfe ein gerechtes und liebevolles, dem Verhalten des himmliſchen Vaters ähnliches. Und der Herr ſelbſt preiſet die Barmherzigkeit gegen die Thiere, wenn er (Matth. Kap. 12, V. 11) ſagt: „welcher iſt unter euch, ſo er ein Schaaf hat, das ihm am Sabbath in eine Grube fället, der es nicht ergreife und aufhebe?“ —

So gern aber der Chriſt auch gegen die Thiere den gerechten und gütigen Sinn zeigt, der ihn überhaupt beherrſchen ſoll, ſo wird er doch fern ſeyn von jener Empfindeley und Zärteley, welche die Liebe zu den Thieren übertreibt, oder ſie wohl gar die Stelle eines Menſchen oder Freundes einnehmen läſſet. Man ſoll, ſagt der Herr, das Brod nicht den Kindern nehmen, und es den Hunden geben; von den Broſamen ſollen ſie eſſen, die von ihrer Herren Tiſche fallen, aber nicht zu Tiſche ſitzen ſollen ſie mit ihnen. Man ſoll die Liebe und die Gaben, die man vernünftigen Geſchöpfen ſchuldig iſt, nicht unvernünftigen zuwenden,

sondern lernen, daß solche Liebe nutzlos verschwendet wird, daß das Thier sie nicht faßt, nicht begehrt, und dadurch nicht glücklicher, sondern unglücklicher wird. —

Vielmehr soll uns die Betrachtung der Thierwelt zum lebhaften Gefühle unsrer höhern menschlichen Würde erheben. — Auf diese höhere Würde des Menschen weiset uns der Herr im Texte mit Nachdruck hin, wenn er den noch unentwickelten Menschen, das Kind, dem durch menschlichen Umgang entwickeltsten und der Anhänglichkeit besonders würdigem Hausthiere, dem treuen Hunde, entgegen stellt, und dem menschlichen Kinde den entschiedenen Vorzug giebt. Und diesen Vorzug verdient der Mensch in jeder Hinsicht.

Denn so ähnlich wir auch dem Leibe nach den Thieren sind, so gern wir auch anerkennen, daß der Schöpfer auch dem Thiere eine Art von Verstand gegeben hat; so groß ist doch bey näherer Betrachtung der Vorzug, den der Mensch vor ihnen hat, nicht nur dem Grade der Vollkommenheit nach, sondern auch dem Wesen nach. Wollen wir den wesentlichen Unterschied beider mit einem Worte bezeichnen; so müssen wir sagen, es sey die Vernunft, die den Menschen zum Menschen macht, den Thieren aber gänzlich mangelt. Denn nimm dem Menschen die Vernunft, und du hast nicht mehr einen Menschen, sondern ein Thier in menschlicher Gestalt. Durch die Vernunft vermagst du den Schöpfer zu erkennen und zu lieben, das Thier aber hat keine Ahnung von dem Unsichtbaren. Durch die Vernunft kannst du der Dinge Wesen und Zusammenhang erforschen, und grenzenlos ist

deines Wiſſens Fortſchritt; das Thier aber bleibt unverändert; es iſt heute wie es geſtern auch war; es wird nicht verſtändiger, nicht weiſer. Du haſt durch die Vernunft das Gefühl für das Schöne und Vollkommene in dir; das Reich des Guten und Schönen iſt dir weit aufgethan; unbeſchränkt iſt für den Menſchen die Bahn des Wachsthums in der Vollkommenheit ſeiner Werke und Empfindungen, und raſtlos iſt das menſchliche Geſchlecht ſeit Anbeginn auf dieſer Bahn vorwärts gegangen; doch ewig ſtill ſteht die Thierwelt. Seit Anbeginn iſt ſie nicht weiſer, nicht kunſtreicher, nicht edler geworden; ſie iſt noch heute wie ſie war am erſten Schöpfungsmorgen, und wird nicht vollkommener ſeyn, wenn auch der Erdball noch hunderttauſende von Jahren beſtehen ſollte. Du, o Menſch, haſt zwar auch Triebe und Begierden, weil du halb Thier, halb Engel biſt. Du haſt aber auch in deiner Vernunft die Kraft, dieſe Triebe zu beherrſchen und der vernünftigen Erkenntniß zu folgen; dein iſt der Vorzug, auch an Tugend und Gerechtigkeit das Bild deines Schöpfers zu ſeyn, und es immer vollkommener zu werden. Doch ſiehe das Thier! Es iſt, was es iſt, aus Zwang ſeiner Natur, nicht aus Verdienſt ſeines Willens; es iſt friedlich oder grauſam, räuberiſch oder großmüthig, treu oder falſch, nicht weil es will, ſondern weil es muß, weil es, unwiderſtehlich beherrſcht von dem blinden Triebe, den ihm der Schöpfer gab, nicht anders ſeyn kann. Darum kann es ſich auch nicht ſchmücken mit der Tugend Kränzen, aber ſich auch nicht belaſten mit dem Fluche der Sünde; darum wartet ſeiner auch keine Vergeltung,

keine Unsterblichkeit, die es vor Gericht stellte, wie sie dich einst, o Mensch, stellen wird vor Gottes Richterstuhl.

Wenn du daher, im Kreise der Schöpfung stehend, der Thierwelt vernunftlose Gestalten rund um dich weben siehst; so kehre in dich ein! Erkenne dich, daß du, und du allein geschaffen bist nach deines Schöpfers Bilde; — so sey, so werde deines Schöpfers wohlgefälliges Ebenbild! —

Verschlossen ist dem dunkeln Auge des Thieres das Reich der Wahrheit und des Lichts, es sieht die Dinge wohl, aber es erkennt nicht ihr Wesen, ihren Nutzen, ihren Zusammenhang. Doch vor deinem Auge ist der dunkle Vorhang weggezogen, du schauest das Licht, und darum bist du Mensch. So wende dich denn von der Finsterniß zum Lichte, von dem Irrthum zur Wahrheit, und deines Geistes Bildung zur Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen sey dein Ruhm, deine menschliche Ehre. — Verschlossen ist der stumpfe Sinn des Thieres dem Bessern und Vollkommenen; es kennt, es fühlt, es liebt es nicht. Doch dir gab der Schöpfer Kenntniß des Bessern und Gefühl seines Werthes. So bilde dich denn nach den Gesetzen des Guten und Schönen, und drücke allem um dich her das Bild deiner eigenen Vollkommenheit auf! Dann zeigst du dich in deiner menschlichen Würde. — Dem blinden Triebe gehorcht das Thier; von Recht und Unrecht weiß es nichts; kein Gottesgesetz fühlt es in seinem Herzen, kein Gottesurtheil des Gewissens in seiner Brust; darum ist es ausgezahlt mit dem irdischen Leben, und hat kein

Recht, auf eine Ewigkeit zu hoffen. Doch du erkennest deines Schöpfers Willen; Recht und Unrecht sind dir kund gethan; in deiner Vernunft steht Gottes Gesetz geschrieben, in deinem Herzen spricht seine Stimme. Drum lebe sittlich! Beherrsche den thierischen Trieb durch die Macht des göttlichen Gesetzes und das Licht der Vernunft. Sey deinem Schöpfer ähnlich an Heiligkeit! dieß ist deine Menschenehre, dieß deine Seligkeit. „Der Sünder müsse ein Ende werden auf Erden und der Gottlose nicht mehr seyn!“

Und wirst du, was du werden sollst, — ein Mensch; ein Ebenbild des Herrn, ein Wesen reif und würdig für ein höheres Seyn; so zweifle nicht, — der Schöpfer wird dir's geben! Wohl fordert einst der Mutterschooß der Erde das Thierische, das er dir gab, zurück; aber der Mensch in uns kehret zurück zu seinem Urbilde, der Gottheit und der matte Stral der Hoffnung einer bessern Welt, der uns hier den dunkeln Pfad erleuchtete, er wird über den Gräbern sich verklären zum reich strömenden Morgenroth eines schönern Daseyns.

Am Sonntage Oculi,

1818.

Jerem. Kap. 23, v. 23. f. „Bin ich nicht ein Gott, der nahe iſt, ſpricht der Herr; und nicht ein Gott, der ferne ſey? — Bin ichs nicht, der Himmel und Erde füllet? ſpricht der Herr.“

Die heilige Schrift, dieſer Brunnquell wahrer Gotteserkenntniß, ſtellt uns Gott nicht dar als einen müßigen Zuſchauer der Welt, ſondern als den lebendigen Gott, der nahe und fern iſt, der Himmel und Erde mit ſeiner Wirkſamkeit erfüllt, der allen ſeinen Geſchöpfen Leben und Odem gibt, der Erde, dem Meere und allen Kräften der Natur gebiethet, die Flur mit Blumen, das Feld mit Saaten bekleidet, Früh- und Spätregen gibt zu rechter Zeit, die Herzen der Menſchen leitet wie Waſſerbäche, die Schickſale der Völker in ſeiner Hand trägt, und das ganze Reich der lebenden Weſen ſo ganz mit ſeiner Wirkſamkeit durchdringt, daß alles in ihm, in ſeiner Kraft, lebet, webet, und iſt, — alles durch ihn beſteht, ohne ihn aber vergehen würde.

Dieſes iſt der Gott, den uns die Schrift kennen lehrt; — ein allwirkender, alles belebender Gott; — und einen ſolchen kann auch die menſchliche Vernunft nur allein für das vollkommenſte We-

ſen erkennen. Denn das vollkommenſte Weſen, wenn es nicht blos ein todter Gedanke für uns ſeyn ſoll, muß auch das vollkommenſte Leben haben. Leben aber iſt nichts anders als Wirken; und vernünftiges Leben nichts anders als wirken mit Bewußtſeyn. Das vollkommenſte Leben muß alſo das ſelbſtſtändigſte, ausgebreitetſte, ungehindertſte, und ſtetigſte Wirken ſeyn verbunden mit dem klarſten und umfaſſendſten Bewußtſeyn. Gott kann alſo nicht als ein müßiger Zuſchauer der Welt gedacht werden, ohne ihn zu einem unvollkommenen Gotte zu machen und den Begriff ſeines vollkommenſten Lebens aufzuheben.

Dieß ſoll der Menſch wohl bedenken, und erkennen, daß die ganze Schöpfung und alles Leben in ihr nichts anders iſt als eine fortgehende Wirkung und Offenbarung des Lebens Gottes, und daß alle Kräfte, die wir der Natur beylegen, nichts ſind, als der geheimnißvolle Schleyer, der unſern ſchwachen Augen die unſichtbar wirkende Hand des Schöpfers verhüllt.

Dieß wird aber nicht immer gehörig erkannt, und nicht wenige Menſchen verkennen das Leben Gottes ſo ſehr, daß ſie ſich ihn als einen müßigen Zuſchauer der Welt denken, als einen todten, unwirkſamen Gott, der nichts mehr ſelbſt wirke, ſondern ſein Reich „der Natur", wie man ſich auszudrücken pflegt, übertragen habe. Eine falſche, traurige, unwirkſame Vorſtellung von Gott, bey welcher Gott weder ein Gegenſtand unſrer Anbethung noch der Quell unſrer Freude, noch der Grund unſrer Hoffnung ſeyn kann. — Sie möge fern bleiben von unſrer Seele!

Am Sonntage Oculi,

1818.

Jerem. Kap. 23, v. 23. f. „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr; und nicht ein Gott, der ferne sey? — Bin ichs nicht, der Himmel und Erde füllet? spricht der Herr.“

Die heilige Schrift, dieser Brunnquell wahrer Gotteserkenntniß, stellt uns Gott nicht dar als einen müßigen Zuschauer der Welt, sondern als den lebendigen Gott, der nahe und fern ist, der Himmel und Erde mit seiner Wirksamkeit erfüllt, der allen seinen Geschöpfen Leben und Odem gibt, der Erde, dem Meere und allen Kräften der Natur gebiethet, die Flur mit Blumen, das Feld mit Saaten bekleidet, Früh- und Spatregen gibt zu rechter Zeit, die Herzen der Menschen leitet wie Wasserbäche, die Schicksale der Völker in seiner Hand trägt, und das ganze Reich der lebenden Wesen so ganz mit seiner Wirksamkeit durchdringt, daß alles in ihm, in seiner Kraft, lebet, webet, und ist, — alles durch ihn besteht, ohne ihn aber vergehen würde.

Dieses ist der Gott, den uns die Schrift kennen lehrt; — ein allwirkender, alles belebender Gott; — und einen solchen kann auch die menschliche Vernunft nur allein für das vollkommenste We-

ſen erkennen. Denn das vollkommenſte Weſen, wenn es nicht blos ein todter Gedanke für uns ſeyn ſoll, muß auch das vollkommenſte Leben haben. Leben aber iſt nichts anders als Wirken; und vernünftiges Leben nichts anders als wirken mit Bewußtſeyn. Das vollkommenſte Leben muß alſo das ſelbſtſtändigſte, ausgebreitetſte, ungehinderſte, und ſtetigſte Wirken ſeyn verbunden mit dem klarſten und umfaſſendſten Bewußtſeyn. Gott kann alſo nicht als ein müßiger Zuſchauer der Welt gedacht werden, ohne ihn zu einem unvollkommenen Gotte zu machen und den Begriff ſeines vollkommenſten Lebens aufzuheben.

Dieß ſoll der Menſch wohl bedenken, und erkennen, daß die ganze Schöpfung und alles Leben in ihr nichts anders iſt als eine fortgehende Wirkung und Offenbarung des Lebens Gottes, und daß alle Kräfte, die wir der Natur beylegen, nichts ſind, als der geheimnißvolle Schleyer, der unſern ſchwachen Augen die unſichtbar wirkende Hand des Schöpfers verhüllt.

Dieß wird aber nicht immer gehörig erkannt, und nicht wenige Menſchen verkennen das Leben Gottes ſo ſehr, daß ſie ſich ihn als einen müßigen Zuſchauer der Welt denken, als einen todten, unwirkſamen Gott, der nichts mehr ſelbſt wirke, ſondern ſein Reich „der Natur", wie man ſich auszudrücken pflegt, übertragen habe. Eine falſche, traurige, unwirkſame Vorſtellung von Gott, bey welcher Gott weder ein Gegenſtand unſrer Anbethung noch der Quell unſrer Freude, noch der Grund unſrer Hoffnung ſeyn kann. — Sie möge fern bleiben von unſrer Seele!

was man an ſeine Stelle ſetzt, iſt bey den einen „die Natur," wie man es nennt; — ein unbeſtimmtes Etwas, mit dem die ſittliche Schwäche des Menſchen leichter auszukommen gedenkt, als mit einem allſehenden und gerechten Gotte, der Herzen und Nieren prüft und jedem vergilt nach ſeinen Werken. Man ſagt nicht: Gott, ſondern: die Natur iſt weiſe und gütig; ſie gibt vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten; ſie füllt die Flur mit dem Segen der Ernte; ſie thut uns wohl, oder ſucht uns heim mit ihren Uebeln. Man denkt dabey an die ſichtbar in der Sinnenwelt wirkenden Kräfte, die man auf den Thron des lebendigen Gottes ſetzt und abgöttiſch verehrt, während das Bild des Schöpfers in der befangenen Seele in Schatten tritt, und zu einem leeren, todten Begriff wird. — Andere ſetzen an die Stelle eines allwirkenden Gottes das Schickſal, eine Naturgewalt ohne Weisheit und Recht, die alles durch die Verkettung mechaniſch wirkender Urſachen mit Nothwendigkeit beſtimme, ohne Vernunft baue, ohne Abſicht zerſtöre, den menſchlichen Willen in Feſſeln ſchlage, der menſchlichen Weisheit durch ihre unwiderſtehliche Macht ſpotte, und ohne Rückſicht auf Verdienſt oder Schuld beglücke und beſtrafe. Dieſer Schickſalsglaube, — der ſchneidendſte Widerſpruch gegen den weiſen, gütigen und väterlichen Gott des Chriſtenthums, — war der Kinderglaube der alten heidniſchen Welt, dem leider die chriſtlichen Dichter unſrer Zeit, zum Hohne einer erleuchteten Vernunft, wieder in ihren Dichtungen huldigen, meiſtens nur, um die Sünde als einen göttlichen Zwang zu feiern. Dieſer Schickſalsglaube

dem Menſchen urſprünglich gegeben, und ihm daher ſo natürlich, daß er ohne ſelbſt zu wiſſen, wie, und ohne es verhindern zu können, mit einer Nothwendigkeit zum Glauben an Gott geführt wird, der er nicht ausweichen kann, und daß ſelbſt rohe Völker, ſo wenig ſie auch denken und im Denken geübt ſind, zum Bewußtſeyn von der Gottheit, wenn auch nur auf unvollkommene Weiſe, gelangen. Deſto öfterer aber finden wir Menſchen, die zwar an einen Gott glauben, aber an keinen allwirkenden, ſondern an einen todten Gott, der auf die Welt nicht weiter einwirke. Gott iſt für ſie nur ha als Vorſtellung in ihrer Seele; er iſt ihnen nicht der alles belebende, alles mit ſeiner wirkenden Kraft füllende, in welchem, wie der Apoſtel ſagt, alles lebet, webet und iſt, ſondern ein lebloſes müßiges Weſen; ſie ſehen ſeine wirkende Hand nicht in der Natur, nicht in der Menſchenwelt, nicht in den Weltbegebenheiten, ſondern denken ſich ihn als den müßigen Zuſchauer des Weltlaufs, der zwar einſt der Welt ihre urſprüngliche Einrichtung, ihre Kräfte und Geſetze gegeben, und die Welt in Bewegung gebracht habe, nun aber nichts mehr thue, ſondern ſie ihren Gang gehen laſſe und ruhe. So wird der lebendige und allwirkende Gott zu einem menſchlichen Künſtler herabgewürdigt, der ein müßiger Zuſchauer iſt, wenn ſein Werk abläuft, und nur höchſtens dann eingreift, wenn etwas ins Stocken gerathen will. So hat man zwar noch einen Gott, aber einen müßigen und todten, und an die Stelle ſeines lebendigen Wirkens ſetzt man etwas anderes was nicht Gott iſt, und beuget vor dieſem Götzen ſeine Kniee. Das aber,

was man an seine Stelle setzt, ist bey den einen „die Natur," wie man es nennt; — ein unbestimmtes Etwas, mit dem die sittliche Schwäche des Menschen leichter auszukommen gedenkt, als mit einem allsehenden und gerechten Gotte, der Herzen und Nieren prüft und jedem vergilt nach seinen Werken. Man sagt nicht: Gott, sondern: die Natur ist weise und gütig; sie gibt vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten; sie füllt die Flur mit dem Segen der Ernte; sie thut uns wohl, oder sucht uns heim mit ihren Uebeln. Man denkt dabey an die sichtbar in der Sinnenwelt wirkenden Kräfte, die man auf den Thron des lebendigen Gottes setzt und abgöttisch verehrt, während das Bild des Schöpfers in der befangenen Seele in Schatten tritt, und zu einem leeren, todten Begriff wird. — Andere setzen an die Stelle eines allwirkenden Gottes das Schicksal, eine Naturgewalt ohne Weisheit und Recht, die alles durch die Verkettung mechanisch wirkender Ursachen mit Nothwendigkeit bestimme, ohne Vernunft baue, ohne Absicht zerstöre, den menschlichen Willen in Fesseln schlage, der menschlichen Weisheit durch ihre unwiderstehliche Macht spotte, und ohne Rücksicht auf Verdienst oder Schuld beglücke und bestrafe. Dieser Schicksalsglaube, — der schneidendste Widerspruch gegen den weisen, gütigen und väterlichen Gott des Christenthums, — war der Kinderglaube der alten heidnischen Welt, dem leider die christlichen Dichter unsrer Zeit, zum Hohne einer erleuchteten Vernunft, wieder in ihren Dichtungen huldigen, meistens nur, um die Sünde als einen göttlichen Zwang zu feiern. Dieser Schicksalsglaube

ſetzt aber an die Stelle eines lebendigen Gottes ein todtes Geſpenſt ohne Verſtand und Gemüth, von dem ſich ein menſchliches Herz mit Schaudern abwendet, das ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt, ſondern in ſeinem verheerenden Gange von blinder Macht dahingezogen wird, wie das Felsſtück der Schwere gehorchend von der Höhe verwüſtend hinabſtürzt in das blühende Thal. — Andere endlich ſehen ſtatt des Wirkens Gottes, die Herrſchaft des Zufalls, der mit geſchloſſenen Augen, ohne Plan und Zweck die Looſe der Geſchicke unter einander werfe, gleichviel was daraus entſtehe. Sie erheben das Glück auf den Thron der Welt, und bethen dieſen ſelbſtgemachten Götzen an, glücklich genug, wenn ſie nicht gar, wie die Phariſäer im Texte, ſtatt des Fingers Gottes, die Macht des Teufels, ſtatt der Weisheit die Thorheit, ſtatt der Heiligkeit die Ungerechtigkeit zu erblicken wähnen.

So iſt bey vielen der Glaube an Gott ein todter Begriff; ſie ſehen, ſie hören ihn nicht, ſie können ihn nirgend finden; er iſt für ſie todt, ſo gut als nicht vorhanden, weil ſie ſein Wirken in der Welt nicht kennen, nicht glauben.

Aber woher kommts, daß man die Allwirkſamkeit Gottes ſo oft verkennt, und den lebendigen Gott verwandelt in einen müßigen und todten?

Eine der nächſten Urſachen iſt wohl, weil man ſich Gott denkt als einen Baumeiſter und die Welt als eine Maſchine oder als ein Kunſtwerk. Das iſt freilich eines menſchlichen Baumeiſters größtes Lob, daß die von ihm erbauete

Maſchine, wenn ſie einmal fertig iſt, ſeiner nicht mehr bedarf, ſondern, getrieben vom bewegenden Gewichte allein fortgeht und ihren Zweck ohne Nachhülfe zu bedürfen, unausgeſetzt erfüllt. Wenn man nun einmal die Welt voll lebendiger Kräfte als eine armſelige Maſchine, wie ſie Menſchen erfinden, betrachtet, und dem allmächtigen Schöpfer die menſchliche Rolle eines Baumeiſters zutheilt, der, wenn er ſein Werk fertig hat, nichts mehr zu thun findet; ſo iſt es freilich unmöglich den Finger Gottes in der Welt und ihren Geſchicken zu ſehen, und man wird nichts in ihr erblicken als Räder und Gewichte und mechaniſche Bewegung. Ja, es iſt denn wohl natürlich, daß man meint, die Weisheit des Schöpfers noch beſonders zu erheben, wenn man glaube, er habe alles ſo vollkommen geſchaffen und eingerichtet, daß die Welt ſeiner nicht mehr bedürfe, und für ſich allein den Gang gehe, den er ihr vorgeſchrieben habe. Nun iſt es uns Sterblichen wohl zu verzeihen, wenn wir Gottes unbegreifliches Weſen uns in einem Gleichniß vorſtellen; aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß es denn doch nur ein Bild, ein Gleichniß iſt, und daß wir weit irren würden, wenn wir das Bild eigentlich nehmen wollten. Wir nennen die Welt ein Kunſtwerk, aber nur um anzuzeigen, daß ſie ein weiſe und zweckmäßig geordneter Zuſammenhang von Dingen ſey. Nehmen wir aber das Bild eigentlich, ſtellen wir uns die Welt vor als einen Zuſammenhang träger Maſſen bewegt durch einen urſprünglichen Stoß, der ſich immer fortpflanzt; ſo irren wir gröblich und erlauben uns eine unerhörte Anmaßung. Denn wer kennet die Welt? Unſre Erde

ist die Welt nicht, zu ihr gehören auch Sonne, Mond, und Sterne — die ganze Anzahl von Weltkörpern, von denen wir vielleicht nur die wenigsten erblicken, die wir aber erblicken sind so zahllos, daß ein Menschenleben nicht ausreicht, sie nur zu zählen. Und der Sterbliche will wissen, was die Natur sey? er will behaupten, daß das Weltall, von dem er nichts kennt, als den matten Schimmer den es uns zusendet, nichts weiter sey als ein Ebenbild einer zerbrechlichen Maschine, wie er sie verfertiget? — Welche unerhörte Anmaßung! — Und was wir von der Welt einiger Maßen kennen, die Natur der irdischen Dinge, besteht denn diese allein aus todten, trägen Massen, und nicht vielmehr aus lebendigen Kräften? und ist nicht der Mensch selbst als eine selbstständig handelnde Kraft vom Schöpfer in seine Natur hingestellt? — Und was will man doch damit sagen, wenn man von Kräften der Natur spricht? Man hat da nichts als ein Wort für eine ganz unbekannte und räthselhafte Sache, deren Wirkungen zwar offenbar werden, deren Wesen aber uns verschleyert bleibt. Nur zu leicht aber denkt der Mensch, weil er des Wortes Bedeutung kennt, er kenne auch das Wesen der Sache, die es bezeichnet. Erwägen wir dieses alles, so werden wir leicht erkennen, daß es blos ein Bild ist für den Kinderverstand, wenn wir die Welt als eine künstvolle Maschine betrachten, daß wir aber weit irren würden, wenn wir Gott gegen Schrift und Vernunft uns denken wollten, als Künstler, der seinem Werke müßig zuschauet.

Ein Grund aber, warum man den allwirkenden Gott in der Schöpfung so oft verkennt, liegt auch darin, weil Gott uns so nahe ist, weil wir, wie der Apostel sagt, in ihm leben, weben und sind. Wenn Gott wäre wie ein Mensch, ein Wesen im Raume und umkleidet mit lieblichen Gliedmaßen; wenn seine Stimme und sein Befehl in menschlichen Worten vom Himmel herab den Winden und Wolken geböthe; wenn sein Arm sichtbar aus den Wolken herablangte auf die Erde und in ihr wirkte; wenn die aus seinem Willen ausgehende Kraft und Wirkung durch ein sichtbares und empfindbares Mittel wahrgenommen werden könnte: so würde niemand sein Wirken verkennen. Da aber die Gottheit nicht wie der Mensch etwas leibliches und im Raume beschlossen ist, sondern Himmel und Erde unsern Sinnen unsichtbar erfüllt, und Gottes Kraft jeden Augenblick das Weltall auf gleichmäßige Weise durchdringt und belebt; so verwechselt der kurzsichtige Sterbliche die Natur mit ihm, so nimmt er die Wirkung für die Ursache; so sucht er für jede göttliche Wirkung eine Kraft, die nicht Gott sey, und schließt Gott, als einen todten Geist, aus von dem Leben der Welt. Gott ist uns so nahe, wir sind so ganz und so ununterbrochen in Gott, daß der, welcher wähnt, das Wirken des Schöpfers als etwas sichtbar und bemerkbar in die Natur eintretendes sehen zu müssen, nichts sieht, und daher den Allwirkenden nicht erkennt. So glaubt der Mensch auch, durch den Schein verführt, die Erde stehe unbeweglich, und fühlt es nicht, daß sie in steter Bewegung ist, und sich um ihre Achse dreht, weil

dieſe Bewegung gleichförmig erfolgt, nie unterbrochen wird, und nie durch Vergleichung mit etwas anderem den Sinnen fühlbar werden kann. Dagegen ſcheint die Sonne um die Erde im Kreiſe zu wandeln, ob ſie gleich ſtill ſtehet, weil nichts zwiſchen uns und der Sonne ſtehet, durch deſſen Vergleichung unſern Sinnen das Stillſtehen der Sonne empfindbar würde. So fühlen wir auch Gottes Wirken nicht, weil es nicht in die Sinne fällt, weil ſeine wirkende Kraft mit nichts dritten verglichen werden kann, weil wir jeden Augenblick unſers Daſeyns von ihm und ſeinem Wirken gleichmäßig umgeben werden.

Andere erkennen den Finger Gottes, wie Jeſus ſich ausdrückt, deßwegen nicht, weil er nicht ſo ſchreibt, wie ſie nach ihrer kurzſichtigen Weisheit glauben, daß er ſchreiben müßte; oder ohne Bild: ſie verkennen Gottes Allwirkſamkeit, weil ſie ſich in ſeine Weltregierung nicht finden können, weil er nicht ſo wirkt, wie ſie glauben, daß er allein wirken könne und ſolle. — Die Juden glaubten, Gott könne bey der Sendung eines außerordentlichen Religionslehrers keine andre Abſicht haben, als die moſaiſche Religion zu verherrlichen, die Opfer, Feſte und den levitiſchen Gottesdienſt zu beſtätigen, und zugleich das jüdiſche Volk über alle andre Völker zu erheben. Da nun Jeſus dieſes nicht that, da er ſtatt der Opfer und des levitiſchen Tempeldienſtes die Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit lehrte, und alle Völker der Gnade Gottes für theilhaft erklärte; ſo ſahen ſie in ſeinen Thaten nicht Gott, ſondern den Satan. — Und wahrlich, derſelbe Grund führte auch oft Chri-

ſten von dem Glauben an den lebendigen Gott ab zum Glauben an ein Schickſal oder den blinden Zufall. Sie glauben über den Plan des Weltganzen recht wohl urtheilen zu können. Wenn nun aber der himmliſche Baumeiſter die Welt nicht nach dem Riſſe gebaut hat, den ſie hätten entwerfen mögen, und wenn er im Weltregimente nicht nach den Erwartungen, die ſie für weiſe halten, regiert; ſo ſind ſie ſchnell zu dem Schluſſe, daß er nach der Welt nicht frage, und meinen, daß das blinde Schickſal oder der Zufall, oder die Naturkräfte den Thron der Weltregierung eingenommen hätten. Nach ihrer Meinung ſollte unter der Regierung der höchſten Weisheit weder Peſt noch Hungersnoth, weder Erdbeben noch Waſſerfluthen, weder Sturm noch Brand, weder Krieg noch Laſter ſeyn. Nichts ſoll ſich verändern, was ihnen wohlgefällt und ihrem Eigennutze zuſagt; nichts ſoll aufkommen, geſchehen, wirkſam werden, was ſie nicht für zuträglich halten, was nicht in ihre Abſichten und Hoffnungen ſich einfügt. Sie wollen Gott gleichſam die Hand führen, und ihn nach ihrer Klugheit von geſternher wirken und regieren laſſen; und weil dieſes nicht geſchieht, weil der Höchſte nicht thut nach ihrer Weisheit und ihrem Begehren, ſo zweifeln ſie lieber an Gottes Herrſchaft, als an ihrer Klugheit, ſo ſtoßen ſie die Gottheit lieber vom Throne des Lebens und Wirkens herab, als daß ſie ihre Weisheit gefangen nähmen unter dem Gehorſam des Glaubens an ihn, ſo machen ſie ſich lieber einen Abgott an der Natur, dem Schickſal, dem Zufalle, als daß ſie ſich demüthigten vor dem lebendigen Gott und ihre Schwachheit erkennetn. Denn

Es liegt aber auch etwas daran, ob wir an einen lebendigen oder an einen todten Gott glauben, ob wir den Finger Gottes sehen oder nicht.

Denn in letzterm Falle verlieren wir alle Freuden der Gotteserkenntniß und der Andacht. — Die Juden konnten sich nicht über Gottes Wirken durch Jesum freuen, weil sie ihn darin nicht erkannten. Sie betrachteten daher das, was ihnen als Morgenröthe einer bessern Zeit erfreulich entgegenglänzte, mit Mißtrauen und Verdruß. Die, welche den Finger Gottes in der Natur und Menschenwelt nicht anerkennen, verlieren auch dadurch die hohe Gottesfreude, den Schöpfer schaffen und walten zu sehen in seiner Natur und in den Geschicken der Menschen. Statt des Schöpfers erblicken sie Naturkräfte, die sie höchstens bewundern und fürchten, nimmer aber lieben, nimmer ihnen vertrauen können, statt einer göttlichen und weisen Vorsehung finden sie in der Welt nur das Treiben des Zufalls, oder den Zwang des Schicksals, und diese Gewalten ohne Weisheit und Liebe können sie nur schrecken, nicht aber erfreuen und zur Andacht erheben. Ueberhaupt ist die Andacht für sie unmöglich. Denn wenn sie auch an einen Gott glauben, so ist doch ein Gott, der die Welt ihrem Schicksale überläßt, bey ihr nichts mehr zu thun hat, auf ihren Lauf nicht weiter einwirkt, so viel als gar kein Gott, und es ist am Ende kein Unterschied, ob wir Gottes Daseyn, oder nur seine Wirksamkeit auf die Welt läugnen. Denn ein Leben, ein Seyn ohne Wirksamkeit ist ein leeres Wort ohne Gehalt, und ein Gott, der nicht nach uns fragt, und uns weder wohl noch wehe,

und Streben ungöttlich war, die nicht nach der Vernunft, sondern nach ihren Lüsten, nicht nach Recht, sondern nach Gewalt, nicht für das Gute, sondern für ihren Eigennutz wirken wollen, können keinen Gott gebrauchen, der die Thaten der Menschen nach Gerechtigkeit wägt, das Unrecht straft und dem Rechte den Sieg verleiht, die Lüge demüthigt und die Wahrheit erhöht, dem Laster Untergang bereitet, und der Tugend Gnade gibt. Ein solcher Gott würde sie nöthigen, ihren Leidenschaften, ihren unsittlichen Bestrebungen, ihren Lüsten zu entsagen. Lieber sprechen sie, wie Asaph sie redend einführt, in ihrem Herzen: es ist kein Gott! — lieber glauben sie: er frage nicht nach der Welt, und sieht ihrem Laufe müßig zu; lieber beugen sie ihre Knie vor der Natur, dem Spiele mechanischer Kräfte, dem Gespenste des Schicksals oder dem Abgott des Zufalls, weil diese keine Augen haben ihnen ins Herz zu sehen, und nicht, wie der lebendige Gott, nach Verdienst und Schuld der Menschen fragen. — Doch bedarf ihre Thorheit einer Widerlegung? — Züchtiget sie nicht ihr Gewissen und zeihet sie ihres Irrthums? — Ist es die blinde Begierde des thierischen Triebes, die der Bestimmungsgrund für das Urtheil unsrer Vernunft werden darf?

Dieses sind die Quellen, aus denen der Unglaube an das wirkende Leben Gottes in der Welt entspringt, und wir sahen, daß diesem Unglauben das Verwerfungsurtheil in diesen Quellen selbst, aus denen er hervorgeht, gesprochen ist. Ferne bleibe er daher von unsern Seelen!

Es liegt aber auch etwas daran, ob wir an einen lebendigen oder an einen todten Gott glauben, ob wir den Finger Gottes sehen oder nicht.

Denn in letzterm Falle verlieren wir alle Freuden der Gotteserkenntniß und der Andacht. — Die Juden konnten sich nicht über Gottes Wirken durch Jesum freuen, weil sie ihn darin nicht erkannten. Sie betrachteten daher das, was ihnen als Morgenröthe einer bessern Zeit erfreulich entgegenglänzte, mit Mißtrauen und Verdruß. Die, welche den Finger Gottes in der Natur und Menschenwelt nicht anerkennen, verlieren auch dadurch die hohe Geistesfreude, den Schöpfer schaffen und walten zu sehen in seiner Natur und in den Geschicken der Menschen. Statt des Schöpfers erblicken sie Naturkräfte, die sie höchstens bewundern und fürchten, nimmer aber lieben, nimmer ihnen vertrauen können, statt einer göttlichen und weisen Vorsehung finden sie in der Welt nur das Treiben des Zufalls, oder den Zwang des Schicksals, und diese Gewalten ohne Weisheit und Liebe können sie nur schrecken, nicht aber erfreuen und zur Andacht erheben. Ueberhaupt ist die Andacht für sie unmöglich. Denn wenn sie auch an einen Gott glauben, so ist doch ein Gott, der die Welt ihrem Schicksale überläßt, bey ihr nichts mehr zu thun hat, auf ihren Lauf nicht weiter einwirkt, so viel als gar kein Gott, und es ist am Ende kein Unterschied, ob wir Gottes Daseyn, oder nur seine Wirksamkeit auf die Welt läugnen. Denn ein Leben, ein Seyn ohne Wirksamkeit ist ein leeres Wort ohne Gehalt, und ein Gott, der nicht nach uns fragt, und uns weder wohl noch wehe

thut, iſt für uns ein todtes Weſen, deſſen Daſeyn uns ganz gleichgültig ſeyn kann. Darum iſt auch in der Seele derer, die Gottes Wirken in der Welt verkennen, kein Trieb zur Verehrung ihres Schöpfers, und das Gefühl, das die Andacht dem Gemüthe einflößet, das ſeligſte und erhebendſte für das menſchliche Gemüth, iſt ihnen unbekannt. Darum können ſie nicht bethen, darum den Schöpfer nicht lieben von ganzem Herzen und ganzer Seele, darum langweilen ſie ſich in den Tempeln und bey der Verehrung des Höchſten, und verlaſſen unſre Verſammlungen. — Wollen wir ſie beneiden? — oder müſſen wir ſie nicht vielmehr beklagen? Kann es einen Augenblick zweifelhaft ſeyn, was ſeliger iſt, entweder einen allmächtigen Gott, der weiſe, gütig und barmherzig iſt, und den das Herz mit Freuden Vater nennt, zu verehren, oder ein allmächtiges Schickſal, einen allmächtigen Zufall, eine allmächtige Natur ohne Weisheit, Güte und Barmherzigkeit, vor welcher die vernünftige Seele zittert? —

Und müſſen nicht die, welche Gottes Wirken in der Welt verkennen, auch den Glauben an Gottes weiſe Regierung und den Schuz ſeiner Güte verlieren? — Nach ihrer Vorſtellung thut der Schöfer nichts an ſeiner Welt, ſondern hat das Regiment den Kräften der Natur, dem Schickſale, dem Zufalle übergeben. Dieſes ſind aber lauter blinde und gefühlloſe Kräfte. Sie hören nicht die Bitte des frommen Bethers; ſie vernehmen nicht das menſchliche Flehen in der Stunde der Angſt; ſie haben kein Gefühl für unſers Herzens Wünſche und Bedürfniſſe. Viel-

mehr stehen sie drohend da als gewaltige Kräfte, ohne Vernunft, ohne Liebe, oft in verwüstender Zwietracht begriffen, und nichts flößen sie dem Menschen ein als das Gefühl des Verzagens und der Verlassenheit. Da ist dann keine Begeisterung zu edlen Thaten, kein Muth gegen Gefahren, kein Vertrauen auf einen Retter in Gefahren, kein Hoffen auf einen Vergelter, wenn das Leben keine Vergeltung übt, kein kindliches Vertrauen auf eine bessere Zukunft. — Nein, eines Gottes, der schlummernd auf seinem Throne ruht, und das Scepter des Regiments den erschaffenen Kräften übergeben hat, könnte sich unser Herz weder erfreuen noch trösten.

Glücklich preise ich daher den, der an einen lebendigen Gott glaubt. Sein Gott ist allgegenwärtig und ihm nahe, er sey in den Tiefen der Erde, oder in den Höhen des Himmels, im Gewühle der Menschen oder in öder Wildniß. Sein Gott ist weise und gütig, ein Vater der Menschen, er vernimmt sein Seufzen, er hört sein Flehen; sein Gott liebt den Gerechten und schützt oder vergilt ihm; sein Gott beherrscht allmächtig die Natur und ihre Kräfte, und gebiethet den brausenden Wogen des Meeres: „bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!“ Diesem Gotte kann er vertrauen, ihn kann er lieben, zu ihm kann er bethen; denn sein Gott ist ein weiser, liebender, und die Natur allmächtig beherrschender Gott. Wer ihn aber verkennt diesen lebendigen Gott, der verliert auch die Kraft zur Weisheit, die das Rechte thut. Denn in dem Weltregimente, an

das er glaubt, herrscht weder Vernunft noch Gerechtigkeit. Denn wenn auch die Natur die Uebertreter ihrer Gesetze mit gewissen übeln Folgen heimsucht, so treten sie doch nicht immer ein, so lassen sie sich oft abwenden, so strafen sie doch nur die vollbrachte That, nicht den bösen Willen. Wer daher nur an die Natur und nicht an Gott glaubt, der wird höchstens die böse That meiden, aber nicht das Wohlgefallen an dem Bösen vertilgen, sein Herz nicht bessern; er wird immer hoffen, die Folgen von sich abzuwenden, und nur ein Heuchler, ein Klügling werden, der seines Herzens böse Gelüste mäßiget, nicht aber sich von ihnen reiniget. Und weil er nicht glaubt an einen mit Weisheit regierenden Gott, der das Wahre und Gute will, und es auch gegen der Menschen Willen gedeihen läßt; so wird er in jene Thorheit verfallen, welche in der menschlichen Gesellschaft alles Gute bekämpft, wenn es ihrem Eigennutze entgegen ist, in ihrer Befangenheit den Entwickelungsgang des menschlichen Geschlechts aufhalten zu können wähnt, und sich immer für stark und schlau genug hält, um den Lauf der Dinge nach ihrem Willen zu lenken. Und so ist in einem solchen keine wahre Weisheit, kein Trieb nach Vollkommenheit, keine Kraft zu edlen Thaten, keine Beherrschung unlauterer Begierden.

Und was kann ein solcher endlich von der Zukunft nach dem Tode hoffen? — Die gefühllosen Kräfte der Natur, das blinde Schicksal, der Zufall, diese seine Abgötter, die er anbethet, verstehen seine Sehnsucht nach einem bessern Leben nicht, empfinden nicht die Schrecken der Vernichtung,

die ihn erſchüttern, und fragen nicht darnach, ob er eines neuen Daſeyns fähig und würdig ſey. Von ihnen kann er nichts hoffen; denn ſie ſind ohne Gefühl, ohne Liebe, ohne Gerechtigkeit, ohne Weisheit. Wie ſollte er daher nicht verzagen, wenn er glaubt, er ſey ihnen allein dahin gegeben? ſie ſollten es ſeyn, die ihn im Tode zu neuem Leben weckten? —

Nein! — von dem Anblick der Natur erhoben wir uns zu dir, der du lebſt und regiereſt in Ewigkeit! Selig ſind wir, daß wir wiſſen, wir leben, weben und ſind in dir! Deiner Macht und Liebe vertrauen wir. Du liebſt den Menſchen, den du gnädig erſchufſt nach deinem Bilde; du willſt und kannſt allen ein Vergelter, Retter und Vater ſeyn. Deinem allmächtigen Gebothe gehorcht jede Kraft der Natur! Auf deinen Wink ſinkt unſers Geiſtes irdiſche Hülle in Staub; auf deinen Wink erhebt ſich unſre unſterbliche Seele zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde.

Wohl uns, daß du lebeſt und herrſcheſt. Dir aber geloben auch wir zu leben, dir zu ſterben, deinem heiligen Willen treu zu ſeyn bis zum letzten Hauche unſers Lebens. Dir, von dem und durch den alle Dinge ſind, dir ſey Ehre und Preis in Ewigkeit!

Am Charfreitage,

1826.

Luk. Kap. 23, v. 47. 48: „Da aber der Hauptmann ſahe, was da geſchah, preiſete er Gott, und ſprach: fürwahr, dieſer iſt ein frommer Menſch geweſen. Und alles Volk, das dabey war und zuſahe, da ſie ſahen, was da geſchah: ſchlugen ſie an ihre Bruſt, und wandten wieder um."

Es iſt eine gemeine Erfahrung, daß die Rechtſchaffenheit, wenn ſie glücklich iſt, dem größten Theile der Menſchen nicht die volle Achtung einflößet, welche ſie eigentlich verdient, daß aber die Theilnahme an ihr und die Achtung gegen ſie augenblicklich erweckt, und nicht ſelten aufs höchſte geſteigert wird, wenn ſie vom Laſter verfolgt, von der Bosheit unterdrückt wird. Man könnte vielleicht glauben, das Mitleid mit dem leidenden Rechtſchaffenen ſey die Urſache dieſer größern Theilnahme; aber ob dieſes gleich unter die mitwirkenden Urſachen gehört, ſo kann es doch allein keine ſo große Veränderung hervorbringen. Wir machen auch die umgekehrte Erfahrung bey der Sünde. Dieſe erſcheint uns weit häßlicher und abſcheulicher, wenn ſie ungehemmt wirkt, und ihre Abſichten erreicht, als wenn ſie gehindert wird in ihrem Wirken, und nur ohnmächtiges Beſtreben des böſen Willens bleibt. Es muß daher wohl ein tieferer Grund dieſer Erſcheinung

vor mit seinen Anschlägen; er wägt es seine Hand auszustrecken, zur Verfolgung der Gerechten und Guten: aber kaum hat er die Uebelthat begangen, so erhebt sich erst dumpf, dann laut das Urtheil der Verdammniß, das alle unverdorbene Herzen harmonisch aussprechen. Denn der lebendige Anblick der traurigen verwüstenden Wirkung, welche die Sünde in der menschlichen Gesellschaft hervorzubringen vermag, bedroht die Sicherheit und Wohlfahrt aller, schreckt auch die ruhigen Gemüther auf, öffnet denen, die sich täuschen ließen die Augen, und zeigt die Natur der Sünde in ihrer ganzen Gefährlichkeit und Verderblichkeit.

Daß die Sünde das Verderblichste sey, was sich in dem Menschen finden kann, sollte freilich schon aus ihrem Begriffe klar seyn. Denn sie ist ja nichts anders als Ungehorsam gegen die Gesetze des Lebens und Wohlseyns, welche der Schöpfer dem Menschen vorgeschrieben hat. Alles nämlich in der Schöpfung hat von Gott sein Gesetz des Lebens und Wirkens empfangen, und kann nur bestehen und gedeihen, wenn es diesem Gesetz gehorcht. Ihm gehorcht die Pflanze wenn sie wächset, blühet und Frucht trägt; ihm das Thier indem es lebt, und seines Daseyns Zweck erfüllt; ihm die Erde, indem sie sich drehet um ihre Achse, und ihre Bahn um die Sonne läuft. So wie aber alles in der Natur zu Grunde geht, wenn es dem Gesetz des Lebens, das es von Gott empfangen hat, untreu werden wollte; eben so ist der Ungehorsam des Menschen gegen das vernünftige Gesetz des Lebens, das ihm Gott gegeben hat, die Quelle des ärgsten Verderbens. Weil aber dieses Verderben sich nicht

Daß die Pharisäer Heuchler, daß die Priester eigennützig, daß beyde herrschsüchtig waren, und die Religion zum Deckmantel ihrer unlautern Gesinnung brauchten, daß sie Jesum ohne Grund haßten und verfolgten, wie sie auch den frommen Täufer Johannes gehaßt hatten; das war dem Volke nicht unbekannt. Wohl aber mochte das Volk nicht erwartet haben, daß dieser ungerechte Haß so blutige und schändliche Folgen haben sollte; denn man ist nur zu geneigt, von den Dienern der Sünde immer noch besseres zu hoffen, als sie dann wirklich leisten, und ihre bösen Begierden mehr für Schwächen als für Bosheiten zu halten. Als aber jetzo das Volk die Wirkung der schlechten Gesinnung seiner Häupter sah, da schlug es an seine Brust, da fühlte es, daß seine Obern etwas schändliches vollbracht hatten, da verließ es bestürzt die Stätte des Unrechts. Geschwiegen hatte das Volk zu dem bösen Treiben der Pharisäer und Schriftgelehrten; auch jetzt schwieg es noch, aber sein stummes Weggehen von dem Orte des schändlichen Triumphs der Sünde über den Gerechten sprach lauter als Worte das Verdammungsurtheil aus.

So täuscht sich das Laster oft mit der Stille, mit welcher es lange Zeit betrachtet und getragen wird. Die Schmeichler loben das sündliche und verkehrte Wesen, und die Bessern schweigen dazu in stiller Verachtung; da bildet sich der Sünder ein, er habe den Beyfall der Welt auf seiner Seite, oder seine Sünden und Begierden entzögen ihm wenigstens nichts an seiner Ehre vor den Menschen. Dadurch wird er dreuster in seinem bösen Willen, und tritt kühner her-

ſchweigt, ſie ſehe nicht durch den Trug in ihr verderbtes Herz, weil ihnen Kurzſichtige oder Schlechte ſchmeicheln; der Glanz ihres Lebens bedecke die Häßlichkeit ihrer Seele, weil Schwache dadurch geblendet werden. Jenes Schweigen verkündiget Sturm; jener Kurzſichtigkeit werden die Augen geöffnet werden; jener trügeriſche Glanz wird in nichts verſchwinden; das Verdammungsurtheil wird laut werden, wie Donnerſtimme, — und dieß wird eben dann geſchehen, wenn ſie, ihrer Macht vertrauend, der böſen Begierde volle Gewalt laſſen, wenn ſie mit ihren Laſtern triumphiren, wenn ſie die Tugend und das Geſetz unter ihre Füße treten. Dieſer Triumph ſelbſt wird aller Menſchen Herzen mit Abſcheu gegen ſie erfüllen.

Ihr aber, ihr treuen Freunde der Tugend und Gerechtigkeit, laßt es euch einen Troſt ſeyn, daß es eure Leiden ſind, welche der Sünde ihre täuſchende Larve abreißen, und ſie bloßſtellen in ihrer Verderblichkeit. Die Zeit eurer Leiden um Recht und Tugend iſt die Zeit eures Triumphs, und ſo bitter auch die Uebel ſind, welche das Laſter auf euch häuft, ſo ſind ſie es doch, welche die Bösartigkeit und Verderblichkeit eurer Feinde jedem unbefangenem Herzen offenbaren.

Das Laſter verurtheilt ſich ſelbſt in den Leiden, die es über Tugendhafte verhängt, indem es 2) das Gefühl von der Würde und Schönheit der Tugend in aller Herzen belebt, dagegen aber ſeine eigene Verächtlichkeit kund thut.

Der beſſere und unbefangene Theil des jüdiſchen Volks hatte in Jeſu längſt den großen Propheten er-

kannt, der die Wahrheit recht lehre, nach niemand frage, und das Ansehen der Menschen nicht achte. Sie hatten gehört mit welchem Freimuthe er die Scheinheiligkeit und Verdorbenheit der Pharisäer und Schriftgelehrten strafte, mit welchem Gleichmuthe er ihre Verläumdungen ertrug. Aber wie weit dieses gehen werde, ob es ihm so ganz Ernst sey mit der Sache Gottes, wie er sagte, ob er im Unglück feststehen werde, ob er auch im Stande sey, das Härteste für die Sache Gottes zu leiden ohne Wanken, das wußten sie noch nicht. — Jetzt aber sahen sie es. Sie sahen ihn gefangen, gemißhandelt, verurtheilt, gekreuzigt, sterbend in seiner Qual. Aber wie fanden sie ihn vor Gericht, wie in seiner letzten Stunde? — Weder schüchtern noch trotzig, wie so oft den Verbrecher, sondern ruhig, würdevoll und mit dem Gefühle der Unschuld stand er seinen Richtern, die auch seine Ankläger waren, gegenüber. „Bist du Christus, der Sohn des Hochgelobten?“ fragte ihn der Hohepriester; und er sprach einfach: ich bins. „Weißt du, — rief Pilatus ihm dräuend zu — daß ich Macht habe dich zu kreuzigen und dich loszulassen?“ und mit Würde antwortete er: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre. Rohe Krieger verspotteten und schlugen ihn; und — er schwieg und duldete. Zwey Verbrecher kreuzigte man an seiner Seite, und — er sprach ihnen Trost zu. In der Kreuzesqual verspotteten ihn seine stolzen Feinde, und — er bethete: Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! Sein Leben verrann mit seinem Blute, aber kein Laut der Ver-

wünſchung kam über ſeine Lippen, und vertrauensvoll, wie es nur die Unſchuld vermag, befahl er ſeine Seele in ſeines Schöpfers Hand. — Da ſchlug das Volk, das ſolches ſahe, an ſeine Bruſt, und fühlte, hier ſey ein Gerechter geſtorben; da rief der Hauptmann aus: ja, dieſer iſt ein frommer Mann geweſen!

So ſiegt die Tugend in ihren Leiden, und macht ihre innere Würde und Schönheit offenbar, während ſich das ſiegende Laſter in ſeiner Verächtlichkeit darſtellt. Zwar gebiethet die Tugend ſchon an ſich überall Achtung, wo ſie ſich zeigt, weil ſie in jedes Menſchen Seele die verwandte Stimme des Gewiſſens findet, die ihr huldigt, und die ſich auch in dem Laſterhaften beſchämend, dräuend vernehmen läßt; aber die glückliche Tugend, die belohnte, wird doch dem argwöhniſchen Herzen leicht verdächtig, als ſey es blos der Lohn, der ſie bey Gottes Gebothe erhalte. Satan ſprach zu Gott über Hiobs Frömmigkeit, als dieſem noch das Glück zur Seite ſtand: „meineſt du, daß Hiob Gott umſonſt fürchten werde? Haſt du doch ihn und ſein Haus und alles, was er hat, rings umher verwahret! Aber recke deine Hand aus, und taſte an alles, was er hat; was gilts, er wird dich ins Angeſicht ſegnen?“ — Doch ſolcher Argwohn, nach welchem die Sünde immer gern die Tugend als einen Eigennutz verſchreit, muß verſtummen in den Tagen des Kampfes und der Leiden. Da wird die Tugend bewährt; da zeigt es ſich, ob ſie blos in praleriſchen Worten, in ſtolzer Vermeſſenheit, in heuchleriſcher Selbſttäuſchung beſtehe, oder nur ein Werk der Lohnſucht ſey, welche Gotte gehorcht, weil, und ſo lange

ve segnet; — da aber zeigt sich auch die ächte Tugend in ihrer Würde und Schönheit, und in ihrer Verwandtschaft mit der Gottheit, und macht durch den Gegensatz ihres Glanzes und ihrer Würde die Schwärze und Verächtlichkeit der Sünde desto offenbarer. Bey dem Gerechten, ob er gleich leidet, ist Ruhe, bey seinem Verfolger, ob er gleich siegt, Unruhe; bey jenem stille Fassung, bey diesem Leidenschaft; bey jenem Hoffnung, bey diesem Furcht; bey jenem himmlischer Sinn, bey diesem teuflische Freude. Daher das tiefe Gefühl der Verachtung und des Unwillens, daß bey dem Triumph des Lasters so oft hervorbricht. Denn das fühlt jedes menschliche Herz, daß die Tugend auch das äußerliche Glück verdient, daß Ehre, Achtung, Liebe ihr Lohn seyn, aber Haß, Verachtung, Elend sie nicht treffen sollte. Eben so sagt es jedem das Herz, was Sünde und Bosheit verdiene. Man verzeiht ihr das Glück, wenn sie nicht verfolgt; aber wenn sie dem Gerechten den Fuß in den Nacken setzt, und ihn in den Staub tritt, und dreist sich brüstet mit ihrem Siege: da erheben sich alle fühlende Herzen zu lauter Anklagen: da ist die Sünde gerichtet, verachtet, mitten in ihrem Triumphe.

Und dieß sollte euch nicht stärken, ihr Rechtschaffenen, die ihr der heiligen Stimme der Pflicht und des Rechts gehorcht? — O, seyd unverzagt, wenn ihr um eures Gehorsams willen Schmach und Verfolgung leiden müsset. Ihr siegt, indem ihr leidet; ihr gewinnt der Menschen Herzen, die dem Wahren und Guten doch zufallen; eure Tugend, eure Gottergebenheit und Standhaftigkeit sind nicht verloren,

ſondern erwecken den Schlummernden, ermuthigen den Wankenden, daß auch er treu ſey bis zum Tode, und erſchüttern den Leichtſinnigen, daß er an ſeine ſchuldbewußte Bruſt ſchlägt und umkehret. Und, — was alle menſchliche Rechtfertigung unendlich übertrifft, — der ewige, allſehende, nicht richtende Kampfrichter im Himmel ſchaut auf euch mit Wohlgefallen, und wird euch geben nach euern Werken, nämlich Preis, Ehre und unvergängliches Weſen denen, die mit Geduld und guten Werken trachten nach dem ewigen Leben.

Endlich verurtheilt ſich die Sünde in den Leiden, die ſie über tugendhafte Menſchen verhängt, indem ſie den Zweck, für den ſie ſtreitet, verfehlt, und das befördern muß, was ſie hindern will.

Vertilgen wollten die Feinde der göttlichen Wahrheit den Erlöſer und mit ihm auslöſchen das Licht, das ihre Gebrechen beleuchtete; aber ſein Blut gab dieſem Lichte neue Kraft, neuen Glanz, und ihre offenbarer und verächtlicher wurde ihre Feindſchaft gegen Gott und das Wahre. In Vergeſſenheit wollten ſie den vom Volke geachteten Lehrer bringen, und ſie tödteten ihn gleich einem Uebelthäter, damit die Schmach eines ſchimpflichen Todes an ſeinem Namen und ſeiner Sache hafte; aber nun wurde ſein Name nur mehr und mehr von tauſend Lippen genannt, ſeine ruhmreiche Auferſtehung ſtellte die Bosheit ſeiner Feinde in ihrer ganzen Böſe und Verächtlichkeit dar, und das Kreuz des Herrn wurde den Gläubigen das Zeichen der Gnade des verſöhnten Himmels, zu dem

ſich Völker und Nationen ſammelten. Dagegen wollten ſie durch Jeſu Vertilgung die Gewalt, die ſie über das unwiſſende Volk erlangt hatten, ſichern, und ſie wähnten viel zu gewinnen, wenn ſie den tödteten, der ſie blinde Leiter ſchalt, welche ſich und das Volk in die Grube ſtürzen würden. O hätten ſie ſeine Stimme hören, hätten ſie ihm folgen mögen! Er hätte ſie vom Untergange, der ihnen ſchon nahe ſtand, retten und glücklich machen können. Vergebens! — Wüthend haßten, verfolgten ſie ihn. „Sein Blut, riefen ſie, der ewigen Gerechtigkeit ſpottend, dem zögernden Blutrichter zu, — ſein Blut komme über uns und über unſre Kinder!“ — Und es kam über ſie, — kam über ihre Kinder; denn nicht ungeſtraft fordert der Frevler des Himmels Strafen heraus. Dieß fühlte das Volk am Kreuze Jeſu; darum ſchlug es an ſeine Bruſt, und ging bang davon von der Stätte des Unrechts.

So verfehlte die Sünde in den Feinden Jeſu ihres Zwecks; ſo begann ihr Fall mit ihrem Triumphe.

Nicht ſo bey Jeſu. — Untergelegen hatte er der Gewalt; aber er war nicht beſiegt. Getödtet war er dem Leibe nach; aber er lebte der Wirkung ſeines Lebens nach auf Erden fort. Vollbracht hatte er Gottes Rath, nach welchem er ſein Leben geben ſollte zur Erlöſung der Menſchen; hinterlaſſen hatte er der Welt ein unverwerfliches Zeugniß ſeiner Treue und Wahrhaftigkeit und ein erhebendes Beyſpiel des Gehorſams gegen Gott bis zum Tode; und als ihn Gott erweckte aus ſeinem Grabe, da erkannten die Zweifler ſeine Unſchuld und glaubten, da erhoben ſich die Ver-

zagten; da flog das Wort von Jesu dem gekreuzigten und auferstandenen belebend, glaubenerweckend durch Judäa, durch das Römische Reich, durch alle Theile der Erde. Ihn selbst aber erhob der ewige Richter zum Lande der Vollkommenen, und übertrug ihm als Belohnung seiner Treue das Geschäft der Beglückung des menschlichen Geschlechts.

Was hier geschah, das geschieht auch in ähnlicher Art immer. Der Welt Lauf bleibt sich gleich, weil Gottes Ordnung und Gesetz sich gleich bleiben. Die Sünde will glücklich werden, und frevelt, um ihre Wünsche und Lüste zu befriedigen, und ein Glück zu erlangen, das doch blos an Gottes heilige Ordnung gebunden ist; und so wird sie unglücklich, — so sinkt sie nur tiefer, je mehr sie sich zu erheben wähnt. — Sie will die Gewalt der ihr hinderlichen Tugend und Wahrheit brechen und zerstören, und wähnt, dann freie Bahn zu haben, und des Herzens Gelüste ungehindert vollbringen zu können; aber sie gräbt sich ihr eigenes Grab, denn sie streitet mit Gottes Gesetz; Gottes Gesetz aber ist Gottes Macht, und zerstört als unbesiegbare Gewalt die Werke der Sünde. Sie will die Tugend in Verachtung stürzen, und sich zu Ehren bringen; aber sie selbst fällt in Verachtung und erbauet wider ihren Willen der Tugend den schönsten Thron der Ehre. Denn Gott läßt sich nicht spotten; er hat der Tugend Ehre gegeben, und was er ehrt, das ist geehrt, und wird es bleiben in Ewigkeit. Die Gerechtigkeit daher, auch wenn sie der Macht der Sünde erliegt, überwindet weit, ihre Leiden sind und werden in Gottes Ordnung ein fruchtbarer Saame des

Guten, der reiche Frucht des Lebens trägt für das menschliche Geschlecht; ihre Kämpfe belohnt der, der da recht richtet und überschwenglich reich ist zu vergelten über alles, was wir bitten und verstehen; ihre Rechtfertigung vor den Menschen übernimmt die Vorsehung selbst, übernimmt das Herz aller Unverdorbenen und Gutgesinnten, die ihrer Unschuld freudig Zeugniß geben.

So erkenne denn, Sterblicher, Gottes Macht und Gericht! Zittert ihr, die ihr eures Schöpfers heilige Gesetze leichtsinnig verachtet, trotzig übertretet! Schlagt reuevoll an eure Brust, und kehret um! Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht! —

Freuet euch aber alle, ihr Frommen, die ihr Gottes Willen vollbringt, und euch weder durch Freude noch durch Schmerz, weder durch Gegenwärtiges noch durch Zukünftiges, weder durch Leben noch durch Tod von Gott und seiner Liebe scheidet lasset. Ihr werdet gerechtfertiget, ihr zum Siege über die Welt gekräftiget, ihr nach den Leiden getröstet, ihr am Throne des Todtenrichters erfreuet werden durch das Wort der Gnade und des Lebens. — Denn die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit. Amen!

Am Charfreitage,

1821.

Apostelg. Kap. 8, v. 32. 33. „Er ist wie ein Schaaf zur Schlachtbank geführt, und stille wie ein Lamm vor seinem Scheerer, also hat er nicht aufgethan seinen Mund. In seiner Niedrigkeit ist sein Gericht erhaben! Wer wird aber seines Lebens Länge ausreden? denn sein Leben ist von der Erde weggenommen!“

An das Kreuz des Herrn stellt uns der heutige ernste Tag; an Golgatha versetzt er unsern Geist, wo der Edelste der Menschen, wo der von Gott gesendete Beglücker unsers Geschlechts den schmachvollen Tod gemeiner Verbrecher litt. — Dieses also ist das Loos, das die Wahrheit, wenn sie den Himmel verläßt, und zu den Hütten der Sterblichen kommt, hinieden findet! Dieses die Belohnung, welche ein schuldloses gottgeweihtes Leben aus den Händen der Menschen empfangen konnte?

So war es! — so handelten Menschen! und noch heute, wenn der Erlöser in unsern Tagen wieder geboren werden sollte, wenn er als unerschrockener Verkündiger der unwillkommenen Wahrheit, als Herold der Tugend und Gerechtigkeit, als Feind des Aberglaubens, der Sünde und der Scheinheiligkeit aufträte; so würde es nicht an Pharisäern und Schriftgelehrten fehlen, die ihn verfolgten, verdächtigten und anklag-

ten, nicht an einem Treuloſen, der ihn für Silberlinge verrieth, nicht an einem ſchwachen, von Menſchenfurcht befangenen Richter der ihn verdammte, nicht an einem unverſtändigen Haufen, der das „Kreuzige ihn!“ über ihn ausrufen würde.

O demüthigende Erfahrung über das menſchliche Herz! — o beſchämender Beweis, wie Viele das Ebenbild des himmliſchen Vaters verläugnen, zu dem ſie erſchaffen ſind! —

Aber betrachten wir ihn, den Leidenden und Sterbenden ſelbſt, wie groß, ſeiner würdig und wie mächtig er ſich zeigte in ſeiner Erniedrigung, und wie er alle Leiden in Gottes Kraft beſiegte; ſo fühlt ſich unſre Seele erhoben, geſtärkt, belebt. — Groß war zwar der Herr im Leben, groß in ſeiner Wahrhaftigkeit, in der Stärke ſeines Glaubens, in der fleckenloſen Unſchuld ſeines Lebens, in der reinen, uneigennützigen Liebe zu den Menſchen; aber herrlicher noch erſcheint er im Tode, und namentlich in dieſem Tode, der ſeinem heiligen Leben und ſeiner göttlichen Lehre das blutige Siegel der Wahrheit für alle Zeiten aufdrückte.

Dieſe Erhabenheit Jeſu in ſeinem Leiden und Tode ſprechen die prophetiſchen Worte aus, die zwar Jeſaias in grauer Vorzeit aufzeichnete (Jeſ. Kap. 53, v. 7. 8.), die aber in Jeſu Schickſalen eine ſo vollkommene Erfüllung fanden, daß ſie dem frommen Sinne der Apoſtel ohnmöglich verſchloſſen bleiben konnte. Sie ſtellen uns aber die Erhabenheit Jeſu in ſeinem Leiden und Tode in dreyfachem Bilde dar; in ſeiner muſterhaften Gottergeben-

heit; in der Würde und dem Siege der unterliegenden Unschuld und in dem überschwenglichen Segen eines gottgeweihten Lebens.

„Er ist wie ein Schaaf zur Schlachtbank geführt, und stille wie ein Lamm vor seinem Scheerer, also hat er nicht aufgethan seinen Mund!“ — Ein schönes rührendes Bild der Ergebenheit in Gottes heilige Rathschlüsse, mit welcher der religiöse Mensch trägt, was ihm die Vorsehung auflegt, und leidet, was er durch erlaubte Mittel nicht abwenden kann! — Auf wen litte es eine vollkommnere Anwendung als auf den großen Leidenden, dessen Tod wir heute in Andacht feiern? — Wie ein Lamm, ohne Klage und Widerstand, ging er den schweren Weg des Todes, und that seinen Mund auf, nicht zum Fluchen, sondern zum Segnen, nicht zum Verdammen, sondern zur Fürbitte. Seine Seelenruhe aber, mit der er litte, war nicht die Muthlosigkeit des Verbrechers, der sich selbst, als des Lebens unwürdig verdammen muß, weil er das Leben und das Glück seiner Brüder seinen Lüsten opferte. Denn Jesus wußte von keiner Sünde, was der Prophet mit dem Bilde des schuldlosen, keinen verletzenden Lammes andeutete; er hatte wohl Kranke geheilt und Leben gerettet, aber kein Leben verletzt; er hatte wohl gebrochene Herzen durch des Himmels Trost geheilt, aber kein Herz verwundet, keines gebrochen! — Auch war seine Ruhe nicht die Kälte der Gefühllosigkeit, der Tod und Leben gleichgültig ist. Denn er fühlte die Schrecken seines Todes; seine Freunde wa-

ren Zeugen, wie er in der letzten Nacht seines Lebens mit Gott rang im Gebeth; sein Schweis rollte wie Blutstropfen über sein Antliz zur Erde, und er weckte seine schlummernden Freunde, um sich durch ihre Theilnahme zu stärken. — Auch war seine Ruhe nicht das Erstarren der Verzweiflung, die, weil sie ihre Absicht verfehlt sieht, nun auch nicht mehr leben mag, und den Tod sucht, um vor dem Sturme heftiger Leidenschaften Frieden zu finden. Denn noch war in ihm die Liebe zum Leben mächtig, und er bethete: „mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!“ Auch tobte keine Leidenschaft in seiner Brust, die ihn für die Schmerzen des Todes und den Werth des Lebens hätte unempfindlich machen können. Auch war seine Ruhe nicht der Kleinmuth schwacher Seelen, die sich der Gewalt leidend dahingeben, weil sie sich unfähig fühlen, ihr zu widerstehen. Denn er fühlte sich nicht hülflos, nicht verlassen, und sprach zu seinen Freunden das Vertrauen aus, daß sein himmlischer Vater ihm wohl mehr als eine Legion Engel zum Schuze senden könne, wenn er ihn darum bitten wolle.

Seine Seelenruhe ruhte auf tieferm Grunde. Sie war die Gottergebenheit eines religiösen Gemüths, das sich einem harten Schicksale unterwirft, weil es in demselben eine Fügung Gottes erkennt, und den Willen des himmlischen Vaters immer für weise und gut hält, wenn er ihm auch das Schwerste auflegt. — Solche Gottergebenheit hatte Jesus von den Seinen im Leben verlangt; er bewies aber in seinem Tode, daß sie nicht nur sein Mund zu predigen, son-

heit; in der Würde und dem Siege der unterliegenden Unschuld und in dem überschwenglichen Segen eines gottgeweihten Lebens.

„Er ist wie ein Schaaf zur Schlachtbank geführt, und stille wie ein Lamm vor seinem Scheerer, also hat er nicht aufgethan seinen Mund!“ — Ein schönes rührendes Bild der Ergebenheit in Gottes heilige Rathschlüsse, mit welcher der religiöse Mensch trägt, was ihm die Vorsehung auflegt, und leidet, was er durch erlaubte Mittel nicht abwenden kann! — Auf wen litte es eine vollkommnere Anwendung als auf den großen Leidenden, dessen Tod wir heute in Andacht feiern? — Wie ein Lamm, ohne Klage und Widerstand, ging er den schweren Weg des Todes, und that seinen Mund auf, nicht zum Fluchen, sondern zum Segnen, nicht zum Verdammen, sondern zur Fürbitte. Seine Seelenruhe aber, mit der er litte, war nicht die Muthlosigkeit des Verbrechers, der sich selbst, als des Lebens unwürdig verdammen muß, weil er das Leben und das Glück seiner Brüder seinen Lüsten opferte. Denn Jesus wußte von keiner Sünde, was der Prophet mit dem Bilde des schuldlosen, keinen verletzenden Lammes andeutete; er hatte wohl Kranke geheilt und Leben gerettet, aber kein Leben verletzt; er hatte wohl gebrochene Herzen durch des Himmels Trost geheilt, aber kein Herz verwundet, keines gebrochen! — Auch war seine Ruhe nicht die Kälte der Gefühllosigkeit, der Tod und Leben gleichgültig ist. Denn er fühlte die Schrecken seines Todes; seine Freunde wa-

ren Zeugen, wie er in der letzten Nacht seines Lebens mit Gott rang im Gebeth; sein Schweis rollte wie Blutstropfen über sein Antliß zur Erde, und er weckte seine schlummernden Freunde, um sich durch ihre Theilnahme zu stärken. — Auch war seine Ruhe nicht das Erstarren der Verzweiflung, die, weil sie ihre Absicht verfehlt sieht, nun auch nicht mehr leben mag, und den Tod sucht, um vor dem Sturme heftiger Leidenschaften Frieden zu finden. Denn noch war in ihm die Liebe zum Leben mächtig, und er bethete: „mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!“ Auch tobte keine Leidenschaft in seiner Brust, die ihn für die Schmerzen des Todes und den Werth des Lebens hätte unempfindlich machen können. Auch war seine Ruhe nicht der Kleinmuth schwacher Seelen, die sich der Gewalt leidend dahingeben, weil sie sich unfähig fühlen, ihr zu widerstehen. Denn er fühlte sich nicht hülflos, nicht verlassen, und sprach zu seinen Freunden das Vertrauen aus, daß sein himmlischer Vater ihm wohl mehr als eine Legion Engel zum Schuße senden könne, wenn er ihn darum bitten wolle.

Seine Seelenruhe ruhte auf tieferm Grunde. Sie war die Gottergebenheit eines religiösen Gemüths, das sich einem harten Schicksale unterwirft, weil es in demselben eine Fügung Gottes erkennt, und den Willen des himmlischen Vaters immer für weise und gut hält, wenn er ihm auch das Schwerste auflegt. — Solche Gottergebenheit hatte Jesus von den Seinen im Leben verlangt; er bewies aber in seinem Tode, daß sie nicht nur sein Mund zu predigen, son-

dern daß auch ſeine fromme Seele ſie in der Stunde der herbſten Schmerzen zu beweiſen wiſſe. Ob er gleich den Wunſch ausſprach, daß der Kelch dieſer Leiden vorüber gehen möge; ſo ſiegte doch ſeine religiöſe Gottergebenheit. „Nicht mein Wille, ſetzte er gefaßt hinzu, ſondern dein Wille geſchehe!“ In dieſen Worten entfaltete ſich das Innerſte ſeiner frommen Seele. Weil er erkannte, es ſey Gottes Wille, daß er leiden und ſterben ſolle, um die göttliche Wahrheit und die Gewißheit der Gnade Gottes mit ſeinem Blute zu verſiegeln, deßwegen litt er geduldig, darin fand er die Kraft, des Todes bittere Schmerzen zu beſiegen. Dieſer gottergebene Sinn war es aber auch, der ihn in dieſen ſchweren Stunden der Bahn des Rechts und der Unſchuld treu erhielt. Weil er ſeinen Willen Gotte unterworfen hatte; weil er den Tod litt als eine Schickung Gottes; ſo blieb Murren, Verzweiflung, Kleinmuth eben ſo fern von ſeiner heiligen Seele, als Haß, Rache und Zorn gegen ſeine grauſamen Feinde. Ob ihn gleich das Volk bey ſeinem Einzuge in Jeruſalem mit einer freudigen Theilnahme begrüßte, die erwarten ließ, es werde ihn mit Gewalt befreien, wenn er es zu ſeiner Hülfe aufrufe; ſo war er doch weit entfernt, die Rettung ſeines Lebens durch die Ruhe ſeines Vaterlandes erkaufen zu wollen. Obgleich der raſche Petrus zu ſeiner Vertheidigung das Schwert zog; ſo wehrte er ihm doch dieſe Gewaltthat. Ob er ſich gleich den Qualen des Kreuzestodes durch einen Selbſtmord hätte entziehen können, ſo duldete er doch lieber, was Gott ihm beſtimmt hatte. Obgleich ſeine Feinde das ſchreiendſte Unrecht gegen ihn

begingen und durch grauſamen Spott ſeine Leiden höhnten, ſo machte ihn die Gottergebenheit doch ſtark genug, ihnen nicht zu fluchen, ſondern ſie zu ſegnen.

O rührendes Beyſpiel der Gottergebenheit für alle unſchuldig Leidende, wie erhebſt du unſre Seele, wie lernen wir an dir den Heldenmuth, der auch das ſchmerzlichſte mit Unterwerfung unter Gottes heiligen Rath ohne Murren und Verzweiflung erträgt! — Ja, wer nicht nur den Namen Chriſti führt, ſondern durchdrungen iſt von ſeinem Geiſte, der trägt auch ſein Kreuz ſo, wie es der Herr getragen hat, — mit frommer Ergebung in Gottes Willen. Der ächte Chriſt verachtet die Kunſt roher Gemüther, die ſich gegen jeden äußern Eindruck gefühllos machen, und dem Tode wie der Wilde mit thieriſcher Stumpfheit entgegen gehen. Denn ſolche Gefühlloſigkeit erwirbt ſich der Menſch nicht, ohne das empfindende Herz in ſich zu tödten; ſie kann nicht in die Seele des Chriſten kommen, der für fremde Leiden ein zärtliches Mitgefühl haben ſoll, und daher auch ſeine eigenen empfinden muß. Wer nicht fürchten kann, kann auch nicht lieben; wer ſich gegen die eigenen Leiden verhärtet, iſt auch gefühllos und grauſam gegen Andere. Auch bewundert der Chriſt nicht jene wilde Verachtung des Todes, die mit dem Leben ſpielt, es für Wahn und Leidenſchaft wagt, und es dann, wenn es im kühnen Spiele verloren geht, mit erkünſtelter Kälte dahin gibt. Denn ſolcher Muth iſt nicht Muth aus Gott, ſondern Muth aus der Welt; nicht Kraft des Geiſtes, ſondern Kraft des Fleiſches und wilder Leidenſchaften. Auch iſt er fern von jenem Muthe der Verzweiflung,

die den Lebensfaden eigenmächtig zerreißt, wenn ihr das Leben zu qualvoll wird; denn er erkennt und ehrt in ſeinen Leiden Geſchicke Gottes, ihm entweder zur Prüfung oder zur Strafe geſendet, und in dem Leben ein anvertrautes Pfand des Schöpfers, das er halten und gebrauchen ſoll, ſo lange bis es Gott ſelbſt wieder von ihm fordert. Der Chriſt trägt den Schmerz als Gottes Schickung, und trägt ihn daher ſo lange, als Gott gebiethet; trägt ihn ohne Murren, Verzweiflung, ohne Haß und Zorn. Das Süße, das ihn erquickt in ſeinen Leiden, iſt das Bewußtſeyn, daß er ſeinem himmliſchen Herrn einen ſchweren Gehorſam beweiſet, daß er ſeinen Glauben bewährt und ſtärkt, und daß er einem Tage der Vergeltung entgegen gehet, wo er, der treu getragenen Laſt entbunden, für des Lebens Gram von Gottes Gnade überſchwenglich entſchädiget wird. Die mit Chriſto leiden, ſollen mit ihm herrſchen!

„In ſeiner Niedrigkeit iſt ſein Gericht erhaben!“ — Ein großes Wort! Seine tiefſte Erniedrigung, ſagte der Prophet, iſt die erhabenſte Rechtfertigung, und das Gericht der Verdammniß über ſeine ſündigen Feinde. Er bewährte ſeiner reinen Seele hohe Würde und ſeines Werkes Göttlichkeit; ſeine Feinde aber offenbarten des Laſters Schmach und Verderblichkeit.

Ja, tief warſt du erniedrigt, o mein Erlöſer! Dein Sterbelager war das Kreuz, das märtervolle Werkzeug des Todes für die verworfenſten Menſchen, bezeichnet warſt du durch das Kreuz als eine Peſt der menſchlichen Geſellſchaft, und mit ruchloſen Verbre-

chern, die verdienten was sie litten, hatte man dich umgeben. — Und wer erniedrigte dich so tief? — Die Menschen waren es, für welche du auch als Erlöser erschienen wareſt, denen du auch himmlische Güter darbotheſt, mehr werth als alles Gold der Erde. Und welche Menschen? — Nicht der unverständige Haufe des Volks, sondern die Vornehmsten, die Priester, Schriftgelehrten und Obersten deiner Nation. Diese waren es, die dir öffentlich und nach den Formen menschlicher Rechtspflege das Brandmaal der Unehre aufzudrücken trachteten. Doch der Mensch wird durch keinen menschlichen Richterspruch entehrt, und er kann nie unwürdig gemacht werden, wenn er sich nicht selbst unwürdig macht, und verwerflich wird vor Gottes Urtheil. Auch du warst erhaben mitten in deiner Niedrigkeit über deine stolzen Feinde. Denn was hatteſt du gethan, das dich solcher Schmach würdig gemacht hätte? — Die Wahrheit hatteſt du verkündigt, welche die Großen deines Volks nicht hören mochten. Die Laster hatteſt du gestraft, mit denen deine Richter befleckt waren; die Scheinheiligkeit entlarvt, hinter welche die Priester deines Volkes ihren Stolz verbargen. Ein Reich des Lichts und der Gerechtigkeit hatteſt du gründen wollen, während deine Richter die Sicherung ihrer Macht auf den Aberglauben und die Unwissenheit baueten. Das waren deine Vergehen! — Denn nicht für dich hatteſt du gehandelt, nicht deinem Vortheile, nicht den Götzen der Macht und des Reichthums gelebt; (denn ach! — du hatteſt nicht wo du dein Haupt hinlegen solltest!) sondern zu den Kranken an Geist warst du gekommen, ein

Heiland, ſie durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu heilen. Darum warſt du in deiner Niedrigkeit erhaben! Du litteſt für deines Gottes heilige Sache! Du beſiegelteſt die göttliche Wahrheit, die du verkündigteſt, mit deinem Blute, und gabſt in den Stunden der herbſten Qualen der Nachwelt das theure Zeugniß, daß du Gott mehr gefürchtet als die Menſchen, und die Wahrheit mehr geliebt haſt als dein Leben. Darum nennt die Nachwelt deinen Namen mit Dank und Ehrfurcht, und dein himmliſcher Vater, dem du gehorſam wareſt bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, gab dir einen Namen, der über alle Namen iſt (Phil. 2, 8. 9.). Deine Feinde aber zeigten, wie verächtlich das Böſe iſt, wenn es gleich obſiegt, und wie es ſich ſelbſt zerſtört, und ſich ſelbſt richtet in ſeinem frevelhaften Beginnen. Denn was ſie ſuchten, die dich haßten und verdammten, wofür ſie das blutige Unrecht verübten, ſie erlangten es nicht! — Entehren wollten ſie dich durch das Kreuz, daß dein Name forthin nicht genannt werde ohne Abſcheu; aber ſie gaben ſich der Verachtung aller Zeiten preis, dein Name aber wurde das Wort des Friedens und Troſtes für Millionen, und dein Kreuz das heilige Panier, zu dem ſich die Kinder Gottes ſammeln an allen Enden der Erde. Deinen Mund wollten ſie auf ewig verſtummen machen, und ihren Wahn ſicher ſtellen vor dem Gottes Worte, das ſchärfer als ein Schwert zur Seele dringt; aber ihr Wahn verſchwand wie leichter Nebel vor der Kraft der aufgehenden Sonne; dein Lehrerwort aber durchdrang die Welt und hallt von Pole zu Pole. Das Reich Gottes, das du verkündigteſt,

gedachten sie im Keime zu ersticken, und ihr irdisches Reich zu befestigen; aber ihr Reich sank schnell und schrecklich in Trümmern, und das Reich Gottes stand, und wuchs, und umfasset die Erde.

O nicht verlohren sey für uns diese Lehre des Todes Jesu! — Klar ist das Wort der Schrift, daß die Sünde der Menschen Verderben sey, und uns zu Feinden Gottes und unsrer eigenen Wohlfahrt mache. Denn der Grund, warum der Lehrer der göttlichen Wahrheit so viele verschlossene Herzen fand, warum Menschen gegen ihn sich so schwer vergingen; er war ja kein andrer, als daß sie die Finsterniß mehr liebten als das Licht, daß ihre Werke böse waren. Daß sie den von Gott gesendeten Beglücker der Welt kreuzigen konnte, die Sünde, das ist ein ewiges Gericht der Verdammniß über sie, und allen Zeiten der warnendste Beweis ihrer verderblichen und zerstörenden Natur. Auch wir, wenn wir uns ihrer schnöden Herrschaft ergeben, sind nicht sicher, daß sie uns zu Feinden Gottes und der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts macht. Thoren sind die, welche mit ihr scherzen als mit etwas Gefahrlosen, und wähnen, sie wollten die Schlange der bösen Lust, die sie leichtsinnig aufnehmen in ihren Busen, zähmen, daß sie nicht steche und tödte. Ach die Lust, wenn sie empfangen hat, gebiehret sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiehret sie den Tod. (Jak. 1.) — Klar ist aber auch in Jesu Tod, daß die Sünde sich selbst zerstört, und daß der Stein, den sie nach dem Haupte des Schuldlosen schleudert, auf ihr eigenes

zu berechnen, die aus Jesu Leben, Leiden und Tod in so viele Tausende menschlicher Seelen geheimnißvoll einströmt, und sie erleuchtet, beseliget, erhebt?

O bedenket es wohl! Der Segen eines gottgeweihten Lebens bleibt, auch wenn unser Leib längst zu Staube geworden ist; aber was die Begierde zu erstreben sucht, verschwindet wie ein Schatten, und zertrümmert sieht der Sünder sein Werk, oft ehe noch die Nacht des Todes sein Auge bedeckt. Denn irdisch und vergänglich ist der Gegenstand der sündlichen Begierde; mit Gottes Willen streitet alles Falsche, Ungerechte und Verderbliche! Darum geht es vorüber wie ein Traum; und jedes Leben, das ihm dient, ist verloren und verschwendet. So fiel der Pharisäer und Schriftgelehrten irdisches Reich, für dessen Bestehen sie an dem Leben des Gottgesandten frevelten; es sank in Trümmern, als kaum ein Menschenalter nach Jesu Tod verflossen war. Und wenn auch die höhere Weisheit Gottes die Wirkungen eines sündigen Lebens zum Guten umleitet; so bleibt die Sünde, die das Böse, und nicht das Gute wollte, dennoch verdammlich. Wohl aber dem, der sein Leben dem Wahren und Guten, dem Gerechten und Heiligen weihet! Er streuet eine reiche Saat des Guten aus für die Zukunft, die aufblühen und Früchte tragen wird, wenn längst schon die Asche seines Staubes sich wieder mit der Erde vermischt hat. Dieß ist die irdische Unsterblichkeit edler Menschen. Ihre Werke bleiben und verkündigen ihren Ruhm; der Segen ihres Lebens wirkt fort bis zu den spätesten Geschlechtern. — Willst du also leben,

ſelbſt ſeine vertrauten Freunde, die Apoſtel, noch ſchwach waren an Erkenntniß und Glauben. Verloren ſchien das Ziel ſeines Lebens mit ſeinem frühen Tode; erreicht aber die Abſicht ſeiner Feinde, ſein Gotteswerk gleich im Keime zu erſticken. Aber ſo ſchien es nur; geſtorben war er zwar dem Leibe, aber nicht dem Geiſte nach; der Segen ſeines heiligen Lebens blieb der Nachwelt. So wie ein Fluß, je weiter er ſtrömt, deſto mächtiger wird, und Länder und Menſchen verbindet und nährt; ſo wurde die Quelle ſeines kurzen Lebens im Laufe durch die Jahrhunderte zum mächtigen Strome, der ſich ſegnend ergoß über die weiten Gefilde der Erde, und Früchte des Lebens erzeugte und nährte unter allen Zonen. Der Gerechte, obgleich früh hinweggenommen, lebt noch auf Erden, lebt in uns, in vielen Millionen Menſchen, und wird leben bis ans Ende der Tage. Obgleich ſein lehrender Mund früh verſtummte, ſo blieb ſein göttliches Wort; es ſtürzte die Altäre der Abgötterey, es gründete die Kirche Gottes auf Erden, und ſchallt fort und fort in tauſend Zungen, die Menſchen zum Reiche Gottes und zur Seligkeit mächtig rufend. Obgleich der Faden ſeines heiligen Lebens von gewaltthätigen Händen früh zerriſſen wurde; ſo heiligt doch ſein Beyſpiel fort und fort Millionen Seelen, und lehrt ſie Weisheit, Liebe, Glauben, Ergebung und Hoffnung; und das Kreuz, an dem ſein Leib früh erblaßte, iſt den Gläubigen das heilige Unterpfand der Liebe Gottes und ſeiner verzeihenden Gnade. — Wer aber, — o wer vermögte es, den reichen Segen dieſes gottgeweihten Lebens auszureden? wer die Kraft

zu berechnen, die aus Jesu Leben, Leiden und Tod in so viele Tausende menschlicher Seelen geheimnißvoll einströmt, und sie erleuchtet, beseliget, erhebt?

O bedenket es wohl! Der Segen eines gottgeweihten Lebens bleibt, auch wenn unser Leib längst zu Staube geworden ist; aber was die Begierde zu erstreben sucht, verschwindet wie ein Schatten, und zertrümmert sieht der Sünder sein Werk, oft ehe noch die Nacht des Todes sein Auge bedeckt. Denn irdisch und vergänglich ist der Gegenstand der sündlichen Begierde; mit Gottes Willen streitet alles Falsche, Ungerechte und Verderbliche! Darum geht es vorüber wie ein Traum; und jedes Leben, das ihm dient, ist verloren und verschwendet. So fiel der Pharisäer und Schriftgelehrten irdisches Reich, für dessen Bestehen sie an dem Leben des Gottgesandten frevelten; es sank in Trümmern, als kaum ein Menschenalter nach Jesu Tod verflossen war. Und wenn auch die höhere Weisheit Gottes die Wirkungen eines sündigen Lebens zum Guten umleitet; so bleibt die Sünde, die das Böse, und nicht das Gute wollte, dennoch verdammlich. Wohl aber dem, der sein Leben dem Wahren und Guten, dem Gerechten und Heiligen weihet! Er streuet eine reiche Saat des Guten aus für die Zukunft, die aufblühen und Früchte tragen wird, wenn längst schon die Asche seines Staubes sich wieder mit der Erde vermischt hat. Dieß ist die irdische Unsterblichkeit edler Menschen. Ihre Werke bleiben und verkündigen ihren Ruhm; der Segen ihres Lebens wirkt fort bis zu den spätesten Geschlechtern. — Willst du also leben,

nach deinem Tode im Segen deines Wirkens fortleben; ſo huldige den Geſetzen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, gehorche ihnen mit Eifer und ſtandhafter Treue. Dann wird auch dein Leben eine Saat des Guten bilden, die ihre Frucht trägt, wenn längſt dein Gedächtniß verloſchen iſt unter den Menſchen. Dazu bedarfſt du aber nicht großer Gaben, nicht eines hohen Standes, nicht des Reichthums, der Macht, oder außerordentlicher Thaten. Keine gute That geht verloren im Zuſammenhange der irdiſchen Dinge, geſchweige denn ein ganzes tugendhaftes Leben. Sey du auch der Niedrigſte, wenn du mit treuem Fleiße Gutes ſchaffſt in deinem bürgerlichen Berufe, wenn du dich rein hältſt vom Böſen und die Pflichten redlich übſt, die du üben kannſt; wenn du durch Wort und Beyſpiel die heraufwachſenden Geſchlechter bilden hilfſt zur Zucht, Gottesfurcht, zum Fleiße und zur Gerechtigkeit; wenn du deinen Mitbürgern das Beyſpiel eines frommen Lebens gibſt, und dieſen oder jenen deiner Freunde warnſt und retteſt in der Stunde der Verſuchung: o ſo haſt du nicht vergebens gelebt, ſo haſt du Großes gethan, und die Früchte deines unſchuldigen Lebens werden weit hinausreichen über Grab und Tod.

Dir, mein Erlöſer, ſey es gelobt, — gelobt heute, am Tage deines ſchmerzenvollen Todes: dich will ich zum Vorbilde nehmen! Ich will zu werden ſuchen wie du, ſo ergeben der Wahrheit und Gerechtigkeit, ſo gehorſam gegen Gott, ſo ſchuldlos am Herzen, ſo reich an uneigennütziger Liebe, ſo folgſam der göttlichen Stimme, die auch mich ruft zu Licht und

Auch in Hinsicht der Religion überließen sich viele der Meinung, daß religiöse Irrthümer oft nützlich seyen, und der Wahrheit zu einer wohlthätigen Hülle dienen könnten, um die Wahrheit, die unverschleiert nicht gefaßt werden würde, mitzutheilen, zu erhalten, zu beglaubigen. Auch hier kann man gern zugeben, daß ein unmündiges Geschlecht das Uebersinnliche oft nicht fassen würde, wenn es nicht in der Hülle von etwas sichtbarem erschiene, an dem es gleichsam festgehalten wird; aber daraus folgt nicht, daß die Unmündigen immer unmündig bleiben, daß sie nie von dem Irrthume zur Wahrheit gelangen, sondern ewig unter der Decke des Vorurtheils im Dunkeln verweilen sollen. Vielmehr muß die Hülle fallen, sobald die menschliche Vernunft das Verständniß der Wahrheit ahnet, wenn man nicht den Irrthum an die Stelle der Wahrheit, das Bild an die Stelle des Wesens setzen will. Wenn man daher in unsern Tagen behaupten hört, daß das Fortschreiten in religiöser Erkenntniß seit der Reformation mehr schädlich als nützlich gewesen sey, daß die sogenannte Aufklärung in der Religion Verachtung des Christenthums, Unglauben an alle religiöse Wahrheit, und ausschweifende Sitten erzeugt, daß namentlich das Entstehen der evangelischen Kirche in Deutschland die unglücklichsten Spaltungen und die Schwäche des Vaterlandes hervorgebracht habe, und daß daher für uns kein Heil, keine Glaubenskraft, keine feste Sittlichkeit, keine politische Einheit und Stärke erwartet werden könne, wenn wir nicht zurückkehren zu den alten Gebräuchen und Einrichtungen, die wir als Mißbräuche abgestellt, zu

Am 2. Pfingstfeiertage,

1817.

„Wer des Tages wandelt, der stößet sich nicht; denn er siehet das Licht dieser Welt. Wer aber des Nachts wandelt, der stößet sich; denn es ist kein Licht in ihm.“ Johann. Kap. 11, v. 9. 10.

Da es wohl kaum einen Irrthum gibt, der nicht einmal von Menschen behauptet worden sey, so darf es uns nicht befremden, daß man auch den Irrthum selbst zu rechtfertigen und zu behaupten versucht hat: Irrthümer seyen oft nicht nur ganz unschädlich und gleichgültig, sondern selbst bisweilen heilsam und wohlthätig. Nun kann es zwar wohl seyn, daß ein Zeitalter für gewisse Wahrheiten noch unvorbereitet und unempfänglich ist, und daher auch von ihnen keinen Gebrauch machen kann, sondern sich mit dunkeln, halbwahren oder auch wohl irrigen Vorstellungen eine Zeit lang begnügen muß; aber die Regsamkeit der menschlichen Vernunft wird doch des Irrthums Falschheit immer mehr erkennen, und der Wahrheit sich unablässig mehr und mehr nähern. Wird sie nun gehemmt, und der Irrthum geschützt; so entspringen unvermeidlich nachtheilige Folgen, die desto größer werden, je mehr man Kunst und Gewalt anwendet, um den natürlichen Gang der Entwickelung des menschlichen Geistes aufzuhalten.

Auch in Hinsicht der Religion überließen sich viele der Meinung, daß religiöse Irrthümer oft nützlich seyen, und der Wahrheit zu einer wohlthätigen Hülle dienen könnten, um die Wahrheit, die unverschleiert nicht gefaßt werden würde, mitzutheilen, zu erhalten, zu beglaubigen. Auch hier kann man gern zugeben, daß ein unmündiges Geschlecht das Uebersinnliche oft nicht fassen würde, wenn es nicht in der Hülle von etwas sichtbarem erschiene, an dem es gleichsam festgehalten wird; aber daraus folgt nicht, daß die Unmündigen immer unmündig bleiben, daß sie nie von dem Irrthume zur Wahrheit gelangen, sondern ewig unter der Decke des Vorurtheils im Dunkeln verweilen sollen. Vielmehr muß die Hülle fallen, sobald die menschliche Vernunft das Verständniß der Wahrheit ahnet, wenn man nicht den Irrthum an die Stelle der Wahrheit, das Bild an die Stelle des Wesens setzen will. Wenn man daher in unsern Tagen behaupten hört, daß das Fortschreiten in religiöser Erkenntniß seit der Reformation mehr schädlich als nützlich gewesen sey, daß die sogenannte Aufklärung in der Religion Verachtung des Christenthums, Unglauben an alle religiöse Wahrheit, und ausschweifende Sitten erzeugt, daß namentlich das Entstehen der evangelischen Kirche in Deutschland die unglücklichsten Spaltungen und die Schwäche des Vaterlandes hervorgebracht habe, und daß daher für uns kein Heil, keine Glaubenskraft, keine feste Sittlichkeit, keine politische Einheit und Stärke erwartet werden könne, wenn wir nicht zurückkehren zu den alten Gebräuchen und Einrichtungen, die wir als Mißbräuche abgestellt, zu

den alten Glaubensmeinungen, die wir als Pflicht zum Christenmuthe abgelegt haben; so kam man dieses für nichts anders als für einen Irrthum halten, der zwar gut gemeint seyn mag, aber bey näherer Prüfung als Thorheit erscheint, die sehr verderblich für uns seyn würde, wenn wir ihr folgen wollten. Es gilt hier das Wort des Herrn: wer des Nachts wandelt, der stößet sich, denn es ist kein Licht in ihm. Jesus wollte nicht, daß man bey Irrthümern und Mißbräuchen, sobald man sie einmal dafür erkannt habe, beharren sollte, und er erklärte in dem Evangelium des heutigen Festes (Joh. 3, v. 16 — 21) dem zwischen dem Bekenntniß der Wahrheit und dem Verbleiben bey dem Irrthume schwankenden Nicodemus: „das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt kommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht.“ — Der Herr, der gekommen war, um die Welt zu erleuchten, erkannte wohl

Wie schädlich Religionsirrthümer im Laufe der Zeit werden können, wenn man auf ihnen hartnäckig beharret;

eine Wahrheit, die sich in der ganzen Geschichte des Christenthums bestätiget. Denn diese lehrt uns

1) daß dadurch die Fortschritte der menschlichen Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit überhaupt aufgehalten werden.

Es war fruchtlos, daß Jesus dem jüdischen Volke die Wahrheit vortrug. Es war zwar reif, das

Macht der Priesterschaft einen groſsen und nachtheiligen Einfluſs gehabt, die Anmaaſsungen des christlichen Hohenpriesters unterstützt, und das rechte Verhältniſs zwischen Staat und Kirche Jahrhunderte lang verrückt? Hat nicht der Irrthum, als ob der Bischoff von Rom Gottes Statthalter auf Erden und unfehlbar sey in seinen Entscheidungen in der Christenheit vor der Reformation eine blinde Unterwerfung aller menschlichen Vernunft unter seine weder von Irrthum noch von Eigennutz und Leidenschaft freien Aussprüche erzeugt, das Ansehen Jesu und der Apostel und die Kraft ihrer Aussprüche verdunkelt, und vielen tausend Zeugen der Wahrheit die Freiheit und das Leben gekostet? Ist es nicht jetzt noch derselbe Irrthum, der die Verbesserung der Mißbräuche und Irrthümer in der Kirche, welche den Bischoff zu Rom für ihr Haupt erkennt, unmöglich macht? — Hat nicht das Vorurtheil von den Wirkungen des Teufels und Teufelsbündnissen und Zaubereyen alle diejenigen der Hexerey und Zauberey häufig verdächtig gemacht, welche in frühern Zeiten wichtige Entdeckungen im Reiche der Natur und Kunst machten, und sie oft genöthigt, ihre Entdeckungen und Kenntnisse mit sich ersterben zu lassen? Ist nicht selbst die richtige Kenntniſs des Himmels und des Weltgebäudes lange Zeit durch religiöse Vorurtheile unterdrückt worden, und zählt nicht auch diese harmlose Wissenschaft ihre Märtyrer der Wahrheit?

Doch es sey genug, um darauf hinzuweisen, daſs religiöse Irrthümer, wenn man sie festhält, die Fortschritte des menschlichen Geschlechts in Erkenntniſs der

Wahrheit immer bedeutend gehindert haben. Wichtiger ist es uns,

2) auf die schädlichen Wirkungen für die Sitten zu sehen, welche sie hervorgebracht haben, und hervorbringen mußten.

Die Tugend ist mit der Wahrheit eins; sie ist nichts anders als die Wahrheit angewendet aufs Handeln, oder dargestellt im Leben. Religiöse Irrthümer müssen daher der wahren Tugend hinderlich werden und sie verfälschen. Ob wir nun gleich bey christlichen Religionspartheyen, die offenbar Irrthümer, Aberglauben und Mißbräuche hegen, immer viele einzelne wahrhaft gute Menschen finden; so können doch solche Erfahrungen die Unschädlichkeit religiöser Irrthümer für die Tugend nicht darthun. Denn theils bilden einzelne Beyspiele keine Regel, theils haben sich solche Menschen oft stillschweigend von solchen Religionsirrthümern losgesagt, welche sich mit ihrem Gefühle für das Recht nicht vereinigen ließen, theils — und dieses ist die Hauptsache — hat Gott dem Menschen das Gesetz der Tugend so deutlich in das Herz und Gewissen geschrieben, daß immer viele sich scheuen, den Irrthum, wenn sie ihn auch behaupten, völlig und folgerichtig aufs Handeln anzuwenden, sondern ihre fehlerhaften Ueberzeugungen durch die Stimme des Gewissens verbessern. Wenn aber auch Religionsirrthümer nicht im Stande sind, das innere Gefühl von Recht und Unrecht, das uns oft von strenger Durchführung falscher Grundsätze zurückhält, zu zerstören, so ist dieses doch nach dem Zeugnisse der Geschichte nicht immer der Fall, sondern die sittlichen

Folgen religiöſer Irrthümer bleiben immer noch groß und traurig genug, um uns ihre Schädlichkeit ganz zu offenbaren.

Denn unvermeidlich geben religiöſe Irrthümer, beſonders wenn ſie die Natur und Beſtimmung des Menſchen betreffen, dem ſittlichen Streben des Menſchen eine falſche, in ihren Folgen verderbliche Richtung. — Man ſehe nur das jüdiſche Volk zu Jeſu Zeit. Es glaubte, weil es den wahren Gott erkannte und zu Jeruſalem verehrte, auch das Lieblingsvolk Gottes, und beſtimmt zu ſeyn, alle andere Völker, welche Gott als der Abgötterey ergeben, haſſe, zu unterjochen und die Welt zu beherrſchen. Daher bey ihnen ein blindes, und in Wahrheit unvernünftiges Vertrauen auf Gott, von dem ſie erwarteten, er müſſe ſie, ſelbſt durch Wunder retten; daher ihr Stolz, ihre Verachtung, ihr Haß gegen alle nichtjüdiſche Völker; daher der ſchnöde Wahn, daß ihnen ſchon ihre Abſtammung von Abraham das höchſte Verdienſt in Gottes Augen gebe; daher der Selbſtbetrug, daß ſie ſich einbildeten, die Gottesverehrung ſey an ihren Tempel und die daſelbſt ſtatt findenden Ceremonien gebunden, und die ſtrenge Beobachtung der äußerlichen Gebräuche ſey bey der Frömmigkeit die Hauptſache. Dieſe Verblendungen aber waren es, durch welche ſie aller Verbeſſerung verſchloſſen, mit einem ſchwärmeriſchen Stolz erfüllt, und zu jeder Wuth und Verwegenheit verleitet wurden, durch welche ſie ſich bald nach Jeſu Tod einen ſo furchtbaren Untergang bereiteten.

Aehnliche Wirkungen religiöſer Irrthümer auf die Sittlichkeit finden wir aber auch unter den Chriſten.

ſelbſt. — Nur einiges von dem vielen, was ſich hier ſagen ließ, ſey mir erlaubt anzudeuten. Das Vorurtheil der Juden, nach dem ſie allein das Volk Gottes zu ſeyn wähnten, ging auch in die chriſtliche Kirche über. Die unter dem Biſchoffe zu Rom, oder dem Papſte, vereinigte Kirche behauptete auch, ſie allein ſey die Kirche Gottes; nur wer ſich zu ihr halte, werde ſelig, wer nicht zu ihr gehöre ſey verdammt. Man könnte über ſolchen Wahn lächeln; aber man muß ſich vor ihm entſetzen, wenn man die Geſchichte über ſeine Wirkungen befragt. Er war nicht nur der Erzeuger eines Stolzes, der alles neben ſich verachtet, und auch ohne die Würde eines tugendreichen Lebens blos durch ſein Bekenntniß Gottes wohlgefälliges Kind zu ſeyn wähnt, ſondern auch der Vater eines furchtbaren Haſſes gegen alle, die von der herrſchenden Kirche ſich losſagten, der Vater der ſchrecklichen Ketzerkriege, der Ketzerverfolgungen, der blutigſten Glaubenstyranney, die Millionen Chriſten und Nichtchriſten das Leben und die Freiheit koſtete; ja jener Wahn iſt es noch jetzt, der die Chriſten, welche ihn hegen, von andern chriſtlichen Mitbrüdern in ewigem Häſſe trennt, und Verfolgung, und heimliches Hinüberziehen zu einem andern Glauben durch jedes, auch unerlaubte Mittel, rechtfertigen zu können glaubt. — Eben ſo verderblich wurde der Chriſtenheit ein andrer Wahn, ſo wenig er auf den erſten Anblick mit den Sitten verbunden zu ſeyn ſcheint, nämlich der, daß der Biſchoff zu Rom Statthalter Gottes und Chriſti auf Erden, und in ſeinen Entſcheidungen unfehlbar ſey. Aus dieſer angemaaßten Würde floß von ſelbſt, und wurde hergelei-

ter, das Recht einer vollkommenen Oberherrſchaft über die Kirche, die Verbindlichkeit zu einem unbedingten Gehorſam, den ihm alle Chriſten ſchuldig wären, und die Vollmacht, den Chriſten den Himmel zu öffnen oder zu verſchließen. So wurden die Ausſprüche eines Menſchen über Gottes Geſetz geſtellt, und man glaubte ihm gehorchen zu müſſen, wenn er befahl, die Irrenden zu martern, zu verjagen, zu tödten, obgleich Jeſus ſagt: liebet eure Freunde, obgleich Paulus ſchreibt: die Schwachen im Glauben verwirret nicht, ſondern traget ſie in Geduld. Aber wenn er geboth, da war keine Geduld, keine Gnade, keine Barmherzigkeit, und der Vater durfte den Sohn, der Sohn die Mutter, der Bruder den Bruder nicht ſchonen. Er geboth, und die Völker gehorchten ſeiner Stimme als Gottes Stimme, wenn er Könige und Fürſten für abgeſetzt erklärte, die Unterthanen ihres heiligen Eides der Treue entband, und Aufruhr predigte, obgleich der Apoſtel ſchreibt: jedermann ſey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Und ſo geſchah es, daß das Machtgeboth römiſcher Biſchöffe die Banden der Liebe und des Vertrauens zwiſchen Aeltern, Kindern, Verwandten, Freunden zerriß, die Bürger einer Stadt, eines Volks in dem Wahne, Gott zu dienen, aufrief ſich zu verfolgen und zu erwürgen, das heilige Band zwiſchen Fürſten und Völkern frevelhaft zerriß, Kaiſer und Könige von ihren Thronen zu ſteigen zwang, und den Brudermord und das Vergeſſen der Liebe und Menſchlichkeit zu Pflichten des chriſtlichen Gehorſams machte. Und weil nun ihn als Statthalter Chriſti auch für den Richter in Glaubensſachen

hielt, und ihm das Recht den Himmel zu öffnen und zu verschließen zuschrieb; so bestimmte er auch die Mittel, durch die man Vergebung der Sünde und das ewige Leben nach einem sündenvollen Wandel erlangen könne, und er bestimmte sie, wie ein Mensch, — nach seinem Vortheile. Denn diese Mittel waren das Beschenken der Kirchen, Klöster und der Geistlichkeit, die Verwendung eines Theils des Raubes zu frommen Zwecken; ja die Päpste machten endlich förmliche Geldtaxen bekannt, nach welchen man sich Ablaß, oder Erlaß für Verbrechen aller Art, nicht nur für vergangene, sondern auch für zukünftige erkaufen konnte.

Wenn nun aber schon religiöse Irrthümer, welche das Leben der Christen nicht unmittelbar betreffen, solche verderbliche Folgen für ihre Sittlichkeit hatten, wie vielmehr werden Irrthümer, die das Wesen des Menschen und die Tugend selbst betreffen, dem ganzen Leben und Streben eine falsche Richtung geben müssen? — Jesus und die Apostel hatten von Verläugnung dieser Welt gesprochen, und darunter das Zurückziehen von der Mehrzahl ihrer verderbten Zeitgenossen verstanden; sie hatten verlangt, man solle nicht dem Fleische sondern dem Geiste leben, und damit gemeint, die Christen sollten nicht, wie das damalige verderbte Geschlecht, die sinnlichen Begierden über sich herrschen lassen, sondern nach den Vorschriften des Geistes Gottes leben. Aber die spätern Christen verstanden irriger Weise unter Welt diese Erde und ihre Geschäfte und Güter, und unter Fleisch den Körper und seine natürliche Beschaffenheit, und bildeten sich dadurch eine Vorstellung von Vollkommenheit

aufgebe, die Hülle von der Wahrheit wegziehe, und gestatte, daß das Licht die Finsterniß allmählig zerstreue. Geschieht dieses, so macht der menschliche Geist keinen Sprung in Erkenntniß der Wahrheit, sondern der Uebergang von der Dunkelheit zum Lichte geschieht so allmählig, daß das Auge nicht geblendet wird, und das Herz nicht in die gefährliche Lage kommt, eine Zeit lang ganz ohne Religion zu seyn. Läßt man aber die Wahrheit nicht ruhig und nach ihrer eigenen Kraft walten, sondern will man ihr absichtlich den Weg verschließen, und die Irrthümer, mit denen man sich früher beholfen hat, verewigen, und durch die äußerliche Macht befestigen; so wird unvermeidlich auch der wahre Glaube zugleich mit dem irrigen gefährdet und leicht der Kern mit der Schaale weggeworfen. Denn die Wahrheit bricht sich endlich doch Bahn. Ist es nicht vernünftiger Unterricht und ruhige Prüfung, welche den Irrthum zerstreuet, so sind es die Waffen des Spottes und des veränderten Geschmacks. Aber dann reißt der Einsturz der Irrthümer, weil er in dem menschlichen Gemüthe jählings und gleichsam gewaltsam geschieht, auch die Grundpfeiler aller Religion mit darnieder; dann wird dem Menschen alles, was ihm vorher heilig war, verdächtig, und, weil er die Religion nur in Irrthümern und in Gebräuchen suchte, deren Falschheit und Unwirksamkeit er nun erkennt, und nicht fähig ist, das Wahre an die Stelle desselben zu setzen, so ist er eine Zeitlang ohne alle Religion, und macht den gefahrvollen Sprung vom Aberglauben zum Unglauben. Dieses bestätigt die Geschichte alter und neuer Zeiten. Bey allen Völkern und in allen Zei-

dieten, wo man das Irrige und Abergläubische mit Hartnäckigkeit festhielt, und dem Lichte den Eingang zu verschließen suchte, ging neben dem Aberglauben die Saat des Unglaubens und der Irreligiosität auf. Dieses bezeugt auch die neuere Geschichte unsers westlichen Nachbarvolks, wo das Licht der Reformation durch das Schwert des Soldaten, durch Bluthochzeiten und andre Mittel der Gewalt gehindert und unterdrückt, und aller Mißbrauch der Kirche und jeder Irrthum des Glaubens aufrecht erhalten, aber auch dadurch der Uebergang vom Aberglauben zum Unglauben so vollständig vorbereitet wurde, daß sich in der Revolution dieses Volkes davon die auffallendsten und traurigsten Wirkungen darstellten. Denn Aberglaube und Unglaube, so sehr sie einander entgegengesetzt zu seyn scheinen, so nahe sind sie doch einander verwandt, so leicht verwandelt sich der eine in den andern. Sie unterscheiden sich zwar dadurch, daß der Aberglaube zu viel, der Unglaube zu wenig oder gar nicht glaubt, jener über die Linie der Wahrheit hinausgeht, dieser sie gar nicht erreicht; aber sie gehen beyde aus einer Wurzel hervor, nämlich aus Unkenntniß der Wahrheit; sie sind beyde ihrer Natur nach dasselbe, nämlich ein grundloser Glaube an Irrthümer und menschliche Einfälle; sie sind beyde ein Ueberglaube, der auf zwey verschiedenen Seiten von dem einfachen Wege der Wahrheit abweicht. Beyde sind aber auch in ihren Wirkungen sich ziemlich gleich, nämlich sie zerrütten den Frieden der Seele, und führen zu Thorheit, Sünde und einem sinnlichen Leben. Darum sagt der Herr auch in dieser Beziehung mit Recht: wer des

Nachts wandelt, der stößet sich, denn es ist kein Licht in ihm.

Und dieser Ausspruch bewährt sich endlich auch dadurch, daß 4) durch das hartnäckige Festhalten religiöser Irrthümer, der endliche Sieg der Wahrheit nicht ohne gewaltsame Erschütterungen der öffentlichen Wohlfahrt zu erfolgen pflegt.

Bey den Juden zu Jesu Zeit waren es Pharisäer und Schriftgelehrte, welche durch ihr Ansehen und durch ihre Gewalt jede Reinigung des Glaubens und Verbesserung des kirchlichen Zustandes hartnäckig hinderten, und daher auch Jesum, der die religiösen Gebrechen seines Volks heilen wollte, kreuzigten. Sie erreichten ihre Absicht. Das jüdische Volk blieb in der Nacht, in der es wandelte; es behielt seine religiösen Irrthümer und seine Mißbräuche. Aber diese führten es auch zum Untergange. Das furchtbare Verderben, das ohngefähr ein Menschenalter nach Jesu Tode über die jüdische Nation hereinbrach, der Untergang ihres Staats, die Verbrennung ihres Tempels, und ihre Zerstreuung unter alle Völker, war eine Folge ihrer religiösen Schwärmerey, und mußte sie lehren, was sie Jesu nicht hatten glauben wollen, daß die Gottesverehrung nicht an den Tempel zu Jerusalem gebunden, ihr Volk nicht Gottes Lieblingsvolk, und nicht zur Weltherrschaft berufen, und ihr Gesetz nicht bestimmt sey, das Gesetz der Welt zu werden. Es ist gar kein Zweifel, daß dieser Untergang des Volks nicht eingetreten seyn würde, wenn man Jesum, statt ihn

zu tödten, gehört, und sich durch ihn von dem Wahne verderblicher Irrthümer hätte heilen lassen.

Aber auch die christliche Kirche selbst zeigt in ihrer ganzen Geschichte, daß das steife Beharren auf religiösen Irrthümern und Mißbräuchen der öffentlichen Wohlfahrt immer gefährlich wurde, und heftige, blutige Erschütterungen in der christlichen Kirche hervorbrachte. Schon Jahrhunderte vor der Reformation zeigte sich das Licht besserer Erkenntniß, und erschütterte die öffentliche Ruhe, weil man es mit Feuer und Schwert verfolgte und zu tilgen suchte. Doch, wie Waffen von Eisen gegen die Wahrheit immer die schlechtesten Mittel sind, so brach auch die evangelische Wahrheit vor dreihundert Jahren mit siegender Gewalt durch alle Dämme, welche Eigennutz, Gewalt und Vorurtheil gegen sie aufgethürmt hatten. Groß waren die Erschütterungen, welche die öffentliche Wohlfahrt dadurch in unserm Vaterlande litt; aber sie gingen nicht hervor aus der Wahrheit, sondern aus der Gewalt, mit der man gegen sie kämpfte, und die große Verbesserung würde ruhig vor sich gegangen seyn, wenn man, wie in Schweden und Dänemark geschah, das Licht ruhig hätte wirken lassen. Auch in Deutschland breitete sich die evangelische Wahrheit anfangs ruhig aus. Aber da erhuben der Papst, der Kaiser und mächtige Fürsten den Arm der Gewalt, um dem göttlichen Worte zu wehren, und das, was sie irriger Weise für Wahrheit hielten, durch die Waffen zu beschützen; — und nun erst begann der blutige Streit des schmalkaldischen Krieges, nun erst entstanden die Verheerungen eines

dreißigjährigen Kampfes, deſſen Spuren noch immer in Deutſchland ſichtbar ſind, nun erſt wurde die friedſame Wahrheit die Veranlaſſung zu den größten öffentlichen Unglücksfällen. Nicht aber die evangeliſche Wahrheit hat man deshalb anzuklagen, denn dieſe iſt friedſam und wohlthätig, ſondern die Gewalt mit der man ſie unterdrücken wollte. Denn die Wahrheit iſt wie die Gewäſſer der Flüſſe, ruhig, ſegenbringend, alles erquickend, wenn man ihr ihren natürlichen Lauf läſſet; aber aufſchwellend, gewaltſam durchbrechend und zerſtörend, wenn man ihren ruhigen Strom durch Vorurtheil, Mißbrauch und Gewaltthat dämmen will. Dann ſucht der erhabene Regent des Himmels das verkehrte Geſchlecht, das mit ihm zu ſtreiten, und ſeine Beſchlüſſe zu hindern wagt, mit ſeinen Strafen heim, und läßt daſſelbe die Folgen ſeiner Thorheiten tragen.

Wer alſo wähnt, daß das ſtarre Feſthalten an religiöſen Irrthümern, denen die Menſchheit entwächſet, unſchädlich ſey, ja wohl gar heilſam werden könnte; oder wer da meint, ein Irrthum, der eine Zeit lang unſchädlich, vielleicht in gewiſſer Beziehung nützlich war, müſſe es immer bleiben, der iſt in einem groben Irrthume befangen. Nur wer des Tages wandelt der ſtößet ſich nicht, denn er ſiehet das Licht dieſer Welt; wer aber nach dem Aufgange des Morgens die Augen ſchließt, und in ſelbſtgemachter Nacht wandelt, der fället, und wenn ihm endlich das Licht die Augen gewaltſam öffnet, ſo wird er geblendet, und iſt in Gefahr zu erblinden. Es iſt daher ein grober Irrthum, wenn man die Belebung der Religioſität in dem Zu-

rückgehen zu irrigen Vorstellungen, oder in dem Festhalten dieses oder jenes Gebrauchs sucht. Denn die Irrthümer der Menschen zerstört die Zeit, und nur das Wahre steht ewig fest, und ist dauernd wohlthätig. Es ist ein unverständiges Geschrey, dem der Pharisäer und Schriftgelehrten ähnlich, das sie über das Licht der Welt erhuben, wenn man die Erleuchtung in der Religion anklagt, als ob sie die Ruhe der Völker störe. Dieses thut sie nur, wenn Menschen sich vermassen, die Grenzen der Erleuchtung mit den Waffen der Gewalt abzustecken. Gewalt aber im Reiche der religiösen Wahrheit und jeder Wahrheit überhaupt zu gebrauchen ist eben so thöricht als sündevoll, und es ist gleich erschütternd für die öffentliche Wohlfahrt, ob man gegen sie, oder ob man für sie mit Gewaltthat kämpft. Wir müssen sie vielmehr, da sie von Gott ist, ihrer eigenen Gewalt überlassen. Denn eine Wahrheit, die des Schutzes der äußerlichen Gewalt braucht, um nicht zu fallen, ist keine Wahrheit, und verdient die Mühe nicht, die man sich gibt, sie zu erhalten. Was wirklich gut und göttlich ist, steht in eigener Kraft, und kann wohl verkannt werden, nie aber untergehen.

Darum brauchte auch der große Lehrer der göttlichen Wahrheit, Jesus Christus, keine Gewalt, um sein Reich unter den Menschen zu begründen; darum entwich er, als ihn das unverständige Volk zum Könige machen wollte; darum sandte er seine Jünger in die Welt nicht mit Waffen und Macht gerüstet, sondern blos umgürtet mit dem Schwert eines erleuchteten Geistes.

Wohl denen, die es erkennen, daß Gott ein Gott des Lichts und nicht der Finsterniß ist, und daß sein Segen das Thun derer begleitet, die in Demuth und Bescheidenheit die Wahrheit suchen! Wohl denen, die erkennen, daß Gott nicht Menschen zu Wächtern der Wahrheit in seiner Kirche gesetzt hat, sondern seinen Heiligen Geist, den er ausgegossen hat, und fort und fort ausgießt durch sein heiliges Wort über alle, die ihn verehren; daß er nicht die irrenden Menschen berufen hat, durch Fesseln und Zwang, die sie dem Geiste ihrer Brüder anlegen, sein Reich und seine Wahrheit zu schützen, sondern daß er selbst den Herrscherstab führt, und der Menschen Gewaltthat nicht bedarf, sein Reich zu erhalten, so wie er ihrer nicht bedurfte, dasselbe zu gründen. Wohl denen, die es bedenken, daß keine menschliche Macht und Klugheit die Sonne verdunkeln kann, die Gott lichtspendend aufgehen läßt über die Finsterniß, sondern daß aller gewaltthätige Widerstand dagegen fruchtlos verderblich und sündenvoll ist. Denn

Wohl ringt die Nacht mit des Tages Licht,
Und die Lüge bekämpfet die Wahrheit.
Doch die Sonne siegend aus Osten bricht,
Und die Täuschung weichet der Klarheit.
Drum laßt uns durch Wahrheit den Schöpfer loben!
Sein himmlisches Licht bleibt endlich oben.

Am 20. Sonntage nach Trinitatis.

„Dein Reich komme!“ (Matth. 6, 10.)

Als die Jünger den Herrn baten, er möchte sie beten lehren, so lehrte er sie unter andern auch die Bitte: dein Reich komme! — Von diesem Reiche sprach er oft in seinen Lehrvorträgen, und erläuterte dessen Beschaffenheit und Schicksale in schönen Bildern und Gleichnissen. — Was bezeichnete er aber mit diesem Ausdrucke?

Reich Gottes im allgemeinsten Sinne ist das ganze Weltall, das Gott als Schöpfer und Herr beherrscht; im engern Sinne umfaßt es alle mit Vernunft begabte Wesen im Himmel und auf Erden, welche dadurch daß sie Vernunft haben, und das Wahre von dem Falschen, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden wissen, Gottes Ebenbild, und Unterthanen seines heiligen Gesetzes sind, das uns das Gewissen verkündiget. In diesem Sinne sind Reich Gottes und Geisterwelt oder sittliche Welt gleichbedeutend. Doch in diesem Sinne spricht Jesus nicht von seinem oder Gottes Reiche. — Reich Gottes im engsten Sinne aber sind diejenigen unter den vernünftigen Wesen, irdische und himmlische, welche Gottes Gesetz erkennen und vollbringen, und ihn in Gehorsam

verehren. Und dieſe ſind es, von denen Jeſus ſpricht, wenn er das Reich Gottes nennt; aber ſie ſind es in einer beſondern Verbindung, welche die Religion Jeſu vermittelt. So wie eine Menge Menſchen noch kein Volk ſind, ſondern erſt zum Volke wird durch gleiche Sprache, Geſetze, Sitten und Herrſchaft; ſo iſt die Menge der wahren Verehrer Gottes noch kein Reich, ſondern wird dieſes erſt dadurch, daß ſie alle unter der Herrſchaft der Lehre Jeſu zu einer großen Gemeinde Gottes vereiniget werden. Der feſtſtehendſte Sinn des Ausdrucks Reich Gottes iſt alſo dieſer, daß es die Gemeinde oder die große Geſellſchaft derer bezeichnet, welche durch die chriſtliche Religion Gott recht erkennen und in Gehorſam verehren; eine Gemeinde, die zwar zunächſt nur die Lebenden umfaßt, aber in der heiligen Schrift des neuen Teſtaments auch auf die Verſtorbenen im Lande der Vollendung ausgedehnt wird.

Von der Einladung zu dieſem Reiche Gottes und von der Aufnahme, die dieſe Einladung findet, handelt das heutige Evangelium (Matth. 22, v. 1—14.) und wir wollen

dieſes Gleichniß des Herrn von der Einladung zum Reiche Gottes

näher betrachten, indem wir unterſuchen zuerſt, welchen Sinn dieſes Gleichniß für die Juden, mit denen Jeſus ſprach, hatte, und dann, welchen Sinn es für uns haben müſſe.

Das Gleichniß iſt: ein König wollte ſeinem Sohne Hochzeit machen, oder, wie Jeſus an einem

andern Orte sagte, er wollte ein groſses Gastmahl ausrichten, und lud seine Unterthanen dazu ein, indem er erst seine Knechte oder Diener an sie abschickte. — Der König ist Gott. — Das Gastmahl ist die Seligkeit, die Gott hier und in der zukünftigen Welt denen verheiſsen hat, die ihn lieben. Die Einladung bestand für das jüdische Volk in der dringenden und wiederholten Aufforderung, die göttliche Lehre, die Jesus verkündigte, anzunehmen, und sich an die Gemeinde der Erleuchteten und Heiligen, die Jesus auf der Erde sammelte, anzuschlieſsen. Aufforderung war an das jüdische Volk durch die heiligen Propheten, oder wie sie die Schrift häufig nennt, durch die Knechte, das heiſst Diener Gottes ergangen, und erging endlich durch den Sohn Gottes, durch Jesum, der dazu geboren und in die Welt gekommen war, zu suchen und selig zu machen die Verlornen.

Wie verhielten sich aber die Geladenen, — das jüdische Volk? — Es heiſst: sie wollten nicht kommen; sie gehorchten der Einladung nicht. Und obgleich der König abermals andere Knechte aussandte, welche verkündigten, das Gastmahl sey nun ganz bereitet, und die Zeit des Erscheinens herbeygekommen; so verachteten sie dieſs abermals, und gingen hin einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Handthierung; etliche aber griffen die Knechte, und höhnten und tödteten sie. Damit sah der Herr theils auf die Propheten der Vorzeit, theils und besonders auf den frommen Täufer Johannes, der mit so vielem Nachdruck der jüdischen Nation zurief: thut Buſse, denn das Himmelreich ist nahe herbeygekommen, theils aber

auch auf den Märtyrertod, der ihm selbst bevorstand. Er schildert also die völlige Verwerfung des Reichs Gottes durch das jüdische Volk, das theils — und dieß war das Volk — den Ruf, den er an sie ergehen ließ, nicht hörte, sondern den irdischen Bedürfnissen allein hingegeben, ihn verachtete, theils aber auch — und dieß waren Pharisäer, Priester und die Vornehmsten im Volke — dem göttlichen Willen feindselig widerstrebte, und die Verkündiger der göttlichen Wahrheit verfolgte und tödtete.

Aber wie verhielt sich denn der König, der das Gastmahl ausgerichtet hatte? — Er zürnte nicht bey der ersten Verschmähung seiner Einladung, sondern wiederholte sie dringender durch andre Bothen. Als aber auch dieß fruchtlos blieb, und seine Bothen von ihnen gehöhnt und getödtet wurden; da ward er zornig, und schickte seine Heere aus, und brachte diese Mörder um, und zündete ihre Stadt an. Dann schickte er andre Diener aus auf die Straßen, und ließ bitten wen sie finden würden, gute und böse. Da wurden alle Tafeln voll; — aber nicht alle durften am Gastmahle Theil nehmen; wer kein hochzeitliches Kleid anhatte, — der Ehre, die ihm widerfuhr sich unwürdig bezeigte, wurde hinaus geworfen.

Dieses ist das Bild. — Der Sinn aber ist: Gott hatte mit dem widerspenstigen jüdischen Volke Geduld, er sendete ihnen wiederholt Propheten, und zuletzt seinen Sohn. Da sie aber keinen hörten, sondern die Propheten und Jesum verachteten und tödteten, da sie sich selbst der Wohlthat der göttlichen Vorsehung unwerth machten; da weihte Gott das jü-

jüdische Volk dem Untergange. Es wurde in alle Länder zerstreut, seine Stadt und sein Tempel verbrannt, und es blieb fern vom Reiche Gottes. Dafür ergieng die Einladung Gottes an die nicht jüdischen Völker, welche von den Juden verachtet und aller Liebe Gottes unwürdig gehalten wurden. Diese folgten dem Rufe mit Freuden; Millionen kamen zum sichtbaren Reiche Gottes, der Kirche, und — die Tische wurden alle voll. Doch sind sie darum nicht alle Theilhaber an dem ewigen Reiche Gottes und seiner Seligkeit. Die, welche kein hochzeitliches Kleid anhaben, die nicht rein, nicht mit dem Ehrenkleide christlicher Tugenden geschmückt sind, sondern befleckt mit dem Schmutze des Lasters, werden das ewige Reich des Herrn nicht schauen, sondern vom Lichte desselben ausgeschlossen in das Land der Finsterniß und Strafen versetzt werden.

Dieses ist der Sinn des Gleichnisses Jesu für seine Zeit.

Das Gleichniß ist aber auch gesagt für unsre Zeit; — und dieß verdient die genaueste Erwägung.

Zu Jesu Zeit wurde die Gemeinde Gottes zuerst gesammelt und in Christo zu einer Kirche vereinigt; jetzt ist sie gesammelt; wir alle gehören schon äußerlich zu ihr durch die Taufe, die wir als Kinder empfingen. Die Einladung, die an uns ergeht, ist daher nicht ein Ruf zur äußerlichen Gemeinschaft mit der Kirche Christi, sondern der Ruf zur innern Gemeinschaft mit ihr durch Andacht, Glauben und christliches Leben. Dazu läßt Gott jeden unausgesetzt einladen durch das Wort, das er uns in der Schrift gegeben hat, und

Altäre des Herrn leer werden von frommen Betern, wie man die Ohren und Herzen dem Rufe des Evangeliums verschließt; wenn überhaupt unter den Christen statt der Demuth die Hoffahrt, statt der Gottesfurcht der Uebermuth auf Macht und eigene Klugheit, statt der Gerechtigkeit der Eigennutz, statt der Keuschheit die Unzucht, statt des sittlichen Ernstes die unsittliche Lust ihren Thron aufschlagen, und das königliche Geboth der christlichen Liebe, an dessen treuer Uebung Jesus die Seinen erkennen will, dem Gebothe des Hochmuths, des Ehrgeizes, der Herrschbegierde weichen muß; — wenn so, die sich Christen nennen, das hochzeitliche Ehrenkleid der Frömmigkeit von sich werfen; so mag der Gedanke uns nicht so unmöglich und fremd vorkommen, daß das Reich Gottes auch wohl von manchem Volke, wo es jetzt verkündigt wird, hinweggenommen, und willigern, bessern Völkern gegeben werden könne; so findet jenes Wort des Herrn, daß zwar viele berufen, aber wenige auserwählt sind, auch auf uns eine ernste Anwendung.

So höre denn jeder, den der himmlische Vater gnädig beruft, die Einladung zur Gemeinde Gottes und folge ihr. Frage nicht, wo der Ruf Gottes an euch ergeht? Den Ruf zu Gottes und zu seinem heiligen Leben hört ihr schon in eurer Vernunft, die euch erkennen läßet was gut und recht ist, wenn ihr euch nur sonst nicht muthwillig verblendet. Ihr hört ihn in das Gewissens göttliche Stimme, wenn ihr sie nur sonst vernehmen wollt. Ihr hört ihn in den natürlichen Gesetzen und Ordnungen Gottes, wenn ihr diese nur sonst achtet, und sie nicht im thierischen Wahne be-

heit machen, und sie aufnehmen in sein ewiges Reich, zu der Gemeinde der Vollendeten, die des Herrn Willen im Lichte erkennen und mit Freuden vollbringen. — Viele hören die rufende Stimme, und kommen zum Herrn, und werden seine Gäste; aber es fehlt ihnen das hochzeitliche Kleid, die Reinigung der Seele, das heilige Leben, das des Christen Hauptschmuck seyn soll. Sie reden vom Glauben und hangen am Glauben, und sind eifrig in dem äußerlichen Werke des Gottesdienstes; inwendig sind sie noch voll von dem Schmutze unlautrer Neigungen und Begierden; sie sind Christen mit Mund und Bekenntniß, und sagen eifrig: „Herr! Herr!“ — aber es fehlt ihnen das reine, von allem Bösen geläuterte Herz, das Christus selig preiset, und der treue kindliche Gehorsam gegen den himmlischen Vater. Sie gehören zwar zum äußerlichen Reiche des Herrn, aber einst, wenn der Herr seine Gäste besehen wird, am Tage des großen Gerichts, da wird er sie unwürdig befinden seiner Seligkeit, da wird es auch bey ihnen heißen, falsche Freunde, Heuchler, Scheinchristen, wie seyd ihr hereingekommen, und habt doch kein hochzeitliches Kleid an? — Viele hören die einladende Stimme des himmlischen Königs, folgen ihr aber nicht, sondern verachten sie. Die einen gehen hin auf ihr Ackerwerk, und die andern zu ihrer Handthierung, und sagen denen, die sie zum Herrn rufen; ich kann nicht kommen! ich bitte dich, entschuldige mich! Dieß sind die, welche ihre Knie nur dem irdischen Götzen des Reichthums, der Ehre, der Sinnenlust, des Stolzes und der Herrschsucht beugen, nur allein Sinn ha-

Am 15. Sonntage nach Trinitatis,

1819.

Evang. Matth. 6, v. 28—34: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eines. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird; sollte er das nicht vielmehr euch thun?" —

Die Weisheit des Schöpfers hat die Oberfläche unsrer Erde durch die Gebilde der Pflanzen so verschönert, und über das Pflanzenreich selbst so viele Pracht der Farben und so große Mannigfaltigkeit der Wohlgestalt ausgegossen, daß man wohl glauben sollte, ein vernünftiges Wesen, wie der Mensch, könne bey dem Anblicke dieser Pracht und Fülle nicht ungerührt bleiben. Aber nicht alle Menschen haben Gefühl für die Schönheiten, mit denen Gott unser irdisches Haus, die Erde, so überschwenglich bedeckt hat. Viele wandeln gedankenlos durch die herrlich geschmückten Fluren der Erde, und Auge und Herz sind für die Wunder des Schöpfers verschlossen. Sie zertreten den Reichthum seiner wunderbar schönen Pflanzengebilde mit ihren Füßen, sie mähen die Blumen mit ihrer Sichel, sie schneiden die reiche Saat und sammeln sie in ihre

und tödten, die, wenn Jesus jetzt unter ihnen a
stände, auch wie die Juden verächtlich sagen wü
ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? ka
Nazareth etwas Gutes kommen? die ihn,
wie die jüdischen Schriftgelehrten ihrem Ehr
Stolze aufopfern könnten.

Doch — wie verhält sich denn
nig des Himmels gegen solche
seiner freundlichen Einladung
Reiche? — Auf das erste Verschm
andere Verkündiger aus, seine Einlad
holen. Dieß that er bey dem jüdisch
thut er noch jetzt, und unausgesetzt
auch an die Verächter seines Reichs
men. Aber wenn die Geladenen
fort nicht zu Herzen nehmen, so
wenn sie vielleicht die Ladung
Königs Macht und Ernst verspo
sie das richtende Wort: die
bereitet, aber die Gä
werth. So wie vormals da
vom Reiche Gottes, so nim
sen Verächtern sein Reich h
in Finsterniß des Unglaube
Winde bewegt wird, so
Ungewißheit der Zweifel
Gottes; sie jagen der G
auf Wegen, wo blos e
Rausch der Sinne,
Ruhe für die Seele z
nung der Kinder Go

uch
war
nicht
en blieb
von die-
ß wandelt
s Rohr vom
Seele in der
lieht der Friede
stlos nach, aber
ender betäubender
elige und dauernde
die beglückende Hoff-
Leben jenseits entflieht

Altäre des Herrn leer werden von frommen Betern, wie man die Ohren und Herzen dem Rufe des Evangeliums verschließt; wenn überhaupt unter den Christen statt der Demuth die Hoffahrt, statt der Gottesfurcht der Uebermuth auf Macht und eigene Klugheit, statt der Gerechtigkeit der Eigennutz, statt der Keuschheit die Unzucht, statt des sittlichen Ernstes die unsittliche Lust ihren Thron aufschlagen, und das königliche Geboth der christlichen Liebe, an dessen treuer Uebung Jesus die Seinen erkennen will, dem Gebothe des Hochmuths, des Ehrgeizes, der Herrschbegierde weichen muß; — wenn so die sich Christen nennen, das hochzeitliche Ehrenkleid der Frömmigkeit von sich werfen; so mag der Gedanke uns nicht so unmöglich und fremd vorkommen, daß das Reich Gottes auch wohl von manchem Volke, wo es jetzt verkündigt wird, hinweggenommen, und willigern, bessern Völkern gegeben werden könne; so findet jenes Wort des Herrn, daß zwar viele berufen, aber wenige auserwählt sind, auch auf uns eine ernste Anwendung.

So höre denn jeder, den der himmlische Vater gnädig beruft, die Einladung zur Gemeinde Gottes und folge ihr. Fragt nicht, wo der Ruf Gottes an euch ergeht? Den Ruf zu Gottes und zu seinem heiligen Leben hört ihr schon in eurer Vernunft, die euch erkennen läßet was gut und recht ist, wenn ihr euch nur sonst nicht muthwillig verblendet. Ihr hört ihn in des Gewissens göttlicher Stimme, wenn ihr sie nur sonst vernehmen wollt. Ihr hört ihn in den natürlichen Gesetzen und Ordnungen Gottes, wenn ihr diese nur sonst achtet, und so nicht in thörichtem Wahne be-

herer Klugheit läugnen oder meistern wollt. Und verhallen alle diese Stimmen wirkungslos, so hört ihr den Ruf doch durch das göttliche Wort und den Mund der Knechte Gottes, die es verkündigen, wenn ihr nur sonst sie hören wollt, und nicht in Hochmuth und Eigendünkel ihr Amt verachtet. Glaubt ihr aber im Reiche Gottes zu seyn, so fragt euch alles Ernstes, ob euch auch das Festkleid schmückt, mit dem Jesu Freunde angethan seyn sollen? — Und dieses Festkleid — es ist nicht eure Wissenschaft und Kunst, nicht euer Glaubenseifer, nicht das steife Beharren auf Gebrauch und Menschensatzung, auch nicht die andächtige Geberde, nicht das Knien des Leibes vor Gott, nicht das Geplerre der Lippen; sondern der kindlich-treue Glaube an Gott und sein Geboth, an seine Verheißung, seine Drohung, der kindlich-treue Gehorsam gegen seinen Willen und alle seine Ordnungen; die kindlich-treue Liebe zu allem Wahren und Guten, und zu allen Menschen, und das ernste Streben, an allen christlichen Tugenden täglich zu wachsen.

O möchten alle, — alle des Herrn Stimme hören, und seiner Einladung folgen! Dann würde Gott schnell alles in allem und Reich Gottes kommen und alle beseligen und die Erde ein Himmel werden. O ja, Ja, Herr, dein Reich komme! Die Finsterniß weiche dem Lichte, das Laster der Tugend, die Kälte der Andacht, die Selbstsucht der Liebe, der Stolz der Menschenachtung! — Dein Reich komme!

vernünftige Absicht setzt nothwendig eine vernünftige Ursache voraus.

So angestellt wird uns die Betrachtung der Schönheit der Pflanzenwelt zum Gefühle der Vollkommenheit des Schöpfers leiten; denn, wie der Apostel (Röm. 1, 20) sagt, Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, seitdem das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.

Sind wir denn aber verpflichtet, die Schönheit der Pflanzen auf solche Weise zu betrachten, daß wir uns des Schöpfers Weisheit und Güte dabey lebhaft erinnern? —

Laßt uns zuerst die Stimme des heiligen Buchs hören, das dem Christen leuchten soll als ein Licht auf seinem Wege.

Jesus, unser Herr und Meister, als er die Seinen über die Sorge für ihren Unterhalt beruhigen wollte, forderte sie auf, die Lilie, das Gras auf dem Felde zu betrachten, wie herrlich Gott dasselbe geschmückt habe, und daraus zu erkennen, daß der Gott, der das vergängliche Gras so köstlich gekleidet, das Meisterstück seiner irdischen Schöpfung und sein Ebenbild, den Menschen nicht verlassen noch versäumen werde. Paulus aber straft der Heiden Abgötterey, und erklärt sie wegen ihrer Unwissenheit über Gott für strafbar, weil Gottes unsichtbares Wesen an seinen Werken erkannt werden könne und solle. Er fordert also die religiöse Betrachtung der irdischen Schöpfung als eine Pflicht von uns, deren Unterlassung den Menschen strafbar mache vor Gott. Auch fordern uns die

Schauern, ohne die Fülle des Schönen, die Gott darin geoffenbart hat, zu ſehen oder zu empfinden.

Doch alſo ſoll es nicht ſeyn. Der Menſch, des Schöpfers Ebenbild, mit Vernunft und Gefühl für das Schöne und Gute begabt, ſoll die ſchöne Welt der Pflanzen nicht blos mit hungrigem und begehrlichem Auge betrachten, wie das Thier, ſondern auch die Geſetze der Schönheit und Vollkommenheit, die ſie uns abſpiegelt, erkennen, und zum Gefühle von der Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers erweckt werden. Er ſoll daher auch die Gaben Gottes im Reiche der Pflanzen nicht hinnehmen mit ſtummem Munde, ſondern ſeine Lippen ſollen den Herrn preiſen, ſeine Seele ſoll des Schöpfers Weisheit anbethen. Zu einer ſolchen

religiöſen Betrachtung der Schönheit der Pflanzenwelt

fordert Jeſus uns in dem heutigen Texte auf, indem er uns darauf verweiſet, daß aller Schimmer des Goldes und der Edelgeſteine und alle Prachtgewänder Salomo's dem einfachen Schmucke der Lilie nicht beykommen, und daß das Gras auf dem Felde, die Schönheit, mit welcher der Schöpfer die Pflanzen bekleidet habe, uns zu kindlichem Vertrauen auf ſeine väterliche Fürſorge für uns, als ſeine höhern, nach ſeinem Bilde erſchaffenen Geſchöpfe, erwecken müſſe. Wir werden dem Worte des Herrn genügen, wenn wir uns fragen: *was das heiße, die Schönheit der Pflanzenwelt religiös betrachten; was uns dazu auffordere; und welche wohlthätige Wir-*

vernünftige Absicht setzt nothwendig eine vernünftige Ursache voraus.

So angestellt wird uns die Betrachtung der Schönheit der Pflanzenwelt zum Gefühle der Vollkommenheit des Schöpfers leiten; denn, wie der Apostel (Röm. 1, 20) sagt, Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.

Sind wir denn aber verpflichtet, die Schönheit der Pflanzen auf solche Weise zu betrachten, daß wir uns des Schöpfers Weisheit und Güte dabey lebhaft erinnern? —

Laßt uns zuerst die Stimme des heiligen Buchs hören, das dem Christen leuchten soll als ein Licht auf seinem Wege.

Jesus, unser Herr und Meister, als er die Seinen über die Sorge für ihren Unterhalt beruhigen wollte, forderte sie auf, die Lilie, das Gras auf dem Felde zu betrachten, wie herrlich Gott dasselbe geschmückt habe, und daraus zu erkennen, daß der Gott, der das vergängliche Gras so köstlich gekleidet, das Meisterstück seiner irdischen Schöpfung und sein Ebenbild, den Menschen nicht verlassen noch versäumen werde. Paulus aber straft der Heiden Abgötterey, und erklärt sie wegen ihrer Unwissenheit über Gott für strafbar, weil Gottes unsichtbares Wesen an seinen Werken erkannt werden könne und solle. Er fordert also die religiöse Betrachtung der irdischen Schöpfung als eine Pflicht von uns, deren Unterlassung den Menschen strafbar mache vor Gott. Auch fordern uns die

heiligen Schriftsteller, die so oft den Preis des Schöpfers aus seinen Werken zum Gegenstande ihrer heiligen Loblieder machen, zu gleicher Andacht und Lobpreisung auf.

Wäre aber auch dieses nicht, so liegt schon in dem Daseyn des Schönen in der Natur selbst eine dringende Aufforderung, Augen und Herz zu ihm betrachtend hinzuwenden. Denn als einen herrlichen Spiegel seiner Macht, Weisheit und Güte hat Gott die Schöpfung aufgestellt, hat er auch den Teppich den Pflanzen über die Oberfläche der Erde ausgebreitet. Nicht sparsam sind sie aufgestellt diese Denkmäler seiner Schöpferkraft, sondern in reichster Fülle umgeben sie uns; keinen Schritt können wir thun auf unsern Fluren ohne daß uns nicht tausend liebliche Gebilde der Pflanzenwelt zurufen: siehe mich! siehe das Werk deines Schöpfers, und lobe ihn! — Sollen wir aber diesen stillen Ruf, der durch den reizenden Anblick von Millionen Pflanzen an uns ergeht, nicht hören? Ist es nicht ein Ruf des Schöpfers selbst, ihn aus seinen Werken zu erkennen? Hat er uns nicht dadurch sein, sterblichen Augen sonst unsichtbares, Wesen offenbaren, und seine Weisheit und Güte für unsre Blicke sichtbar machen wollen? — Was wollten wir, wenn wir seiner mitten unter seinen herrlichen Werken vergäßen, ihm einst antworten, wenn er uns fragte: hast du sie nicht geschaut die Lilie auf dem Felde, die Saat mit dem Wogenmeere ihrer Aehren, den Baum mit der Pracht seiner Blüthen und Früchte? Mußtest du nicht darin deines himmlischen Vaters Daseyn und Vollkommenheit erkennen? — Hierauf würden wir

um ſo weniger zu antworten wiſſen, um ſo weniger Entſchuldigung haben, da uns Gott auch das Vermögen gegeben hat, das Schöne in ſeiner Schönheit zu empfinden, und daraus den Schöpfer zu erkennen. Denn darin liegt ja wahrhaftig auch eine Verpflichtung für uns, dieſes Vermögens, das wir vor andern Geſchöpfen voraus haben, uns durch einen würdigen Gebrauch werth zu zeigen, und Gott in der Natur zu ſuchen und zu ſehen. Nur das vernunftloſe Thier mag gedankenlos durch die Herrlichkeit der Natur hindurchgehen, mag weiden auf grünender Aue, ſich baden in die duftende Blüthe, und ſie rauben die köſtliche Frucht, ohne daß das Geſetz des Schönen ſeinem Innern dabey kund wird, ohne daß es fühlt, wie reizend der Herr den Garten der Erde erſchaffen hat, ohne daß es den ewigen Geiſt, den Urquell und Bildner alles Schönen ahnet und erkennt. Denn es iſt ein Thier; ihm mangelt die Vernunft; es kann den Schöpfer nimmer finden, es kann nimmer die Offenbarung ſeiner Herrlichkeit faſſen. — Doch dieß kannſt du, o Menſch! und weil du es kannſt, ſo ſollſt du es auch; und thuſt du es nicht, biſt du gedankenlos, gefühllos bey deines Schöpfers Wundern, ſo biſt du undankbar, ſo thuſt du deines Gottes Willen nicht, ſo ſetzeſt du dich, deiner vernünftigen Würde vergeſſend, dem vernunftloſen Thiere gleich.

Doch — ſo ſey es nicht! Es erkenne der Menſch den göttlichen Meiſter in den erhabenen Werken ſeiner Weisheit!

Und ſolche Erkenntniß wird auch nicht ohne wohlthätige Wirkung auf das menſchliche

Gemüth bleiben. „Es ist ein köstlich Ding, ruft der Psalmist aus (Ps. 92, 2.), dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen, du Höchster!“

Es ist offenbar, daß die religiöse Betrachtung des Schönen in der Pflanzenwelt unsern Glauben an des Schöpfers Daseyn, und unser Vertrauen auf seine waltende Macht und Weisheit belebt. Die Ehre Gottes verkündet nicht nur der Himmel mit den Glanzblumen seiner Sonnen und Sterne, sondern auch die Erde mit ihren Pflanzen und Gewächsen. So wie das Firmament eine Flammenschrift ist, die uns das Daseyn einer höchsten, alles ordnenden Macht und Weisheit beurkundet, so sind auch die Fluren der Erde ein Tempel Gottes, wo er seinen hehren Namen mit der heiligen Schrift der vergänglichen Blumen segnend eingezeichnet hat, jedem sinnigen Beschauer lesbar und verständlich. Der Schönheit Wesen ist Gesetz und Ordnung, und Harmonie, durch welche das Mannigfaltige zu einer wohlgefälligen und nützlichen Einheit verbunden wird. Doch Ordnung und Gesetz kann nicht vom Zufall kommen; der Zufall hat noch nie einen Pallast, geschweige eine Welt gebaut, und noch weniger könnte er beyde auf absichtsvolle Weise ausschmücken. Drum ist es wahr, das Wort des frommen Sängers:

„mich, — ruft der Baum in seiner Pracht,
mich, — ruft die Saat, — hat Gott gemacht;
Gebt unserm Gott die Ehre.

Doch nicht nur der weise Schöpfer thut sich uns kund auf der Erde Fluren, sondern auch der liebende Vater, der wollte, daß wir nicht nur leben, sondern

auch glücklich leben, und uns mit Freude sättigen sollten. Nicht unbezeugt läßt Gott uns seine Liebe: Er gibt vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten, und erfüllet unser Herz mit Speise und Freuden. Für die Lebendigen, für uns hat er den Erdboden so herrlich geschmückt; für uns läßt er das Gold der Aehre und der Traube reifen; für uns bedeckt sich der Fruchtbaum mit der Last seiner süßen Früchte. Schmecken und sehen sollen wir, wie freundlich der Herr ist. — O so zweifle nie an dieser väterlichen Liebe deines Gottes; so gehe, wenn dein Glaube, dein Vertrauen wankt, hinaus auf die Flur und siehe die Lilie, siehe das Gras auf dem Felde, und erkenne in seinen Werken den Gott der Macht und Liebe, und hoffe auf ihn, der dir verhieß: „ich will dich nicht verlassen!“ Seine Liebe kann nicht erkalten, seine Verheißung nicht trügen; sein Arm ist stets bereit, mit Macht zu erretten und mit Freuden wohlzuthun, und seiner Fürsorge, die auch den geringsten Grashalm wunderbar bildet und kleidet, ist kein Mensch zu niedrig, daß er ihm nicht helfen, kein Gram zu verborgen, daß er ihn nicht lindern sollte.

Erkennen wir aber in der Pracht der Pflanzen den liebevollen himmlischen Geber, so muß dieser Gedanke auch alle Gaben heiligen, die wir aus seiner Hand empfangen. — Es ist des Herrn Geschenk! — Dieser Gedanke begleite jeden Genuß, den uns das schöne Reich der Pflanzen darbiethet, und lehre uns, die Gaben Gottes mit freudigem Danke gegen den Geber und nach seinem Willen genießen. Denn nicht umsonst lehrt Jesus uns bethen: unser

täglich Brod gibt uns heute! Zwar kommt das Gute von oben her auch ohne unser Gebeth; aber wir sollen darum bitten, damit wir es als Gottes Gabe erkennen, es mit Danksagung und nach des heiligen Gebers Willen genießen, uns mit Freude, aber auch mit Mäßigung sättigen, und von unserm Ueberflusse auch bedürftigen Brüdern willig mittheilen.

Die Schönheit der Pflanzenwelt ist uns aber auch eine kräftige Aufforderung, daß auch wir den göttlichen Gesetzen des Schönen huldigen, und uns mit dem Reize geistiger Schönheit schmücken. Gott hat sich uns in der Pflanzenwelt verkündiget als einen Gott der Ordnung und der Vollkommenheit; darum laßt uns, was er erschaffen hat, ehren, die Denkmäler seiner Weisheit im Reiche der Pflanzen heilig halten, und den Muthwillen und Unverstand verabscheuen, der Gottes herrliche Werke abscheulich verstümmelt oder zerstöret.

Gott hat das Reich der vergänglichen Pflanzen mit Schönheit reichlich angethan; so laßt uns bedenken, daß der Mensch das herrlichste Werk der Schöpfung ist, und daß es für ihn eine unvergängliche Schönheit des Geistes gibt, deren Blüthe die Zeit nicht abstreift, sondern die hinüber wächset aus den Gefilden der Erde in die Ewigkeit, und deren ihre vollkommenen Früchte und Renten gibt.

Alles Schöne und Gute beruht auf seinem Gesetze und seiner Ordnung; so werde es uns klar, daß auch das Geistig-Schöne seine heilige Ordnung hat, die in dem Gesetze des Wahren und Guten besteht, und daß der Mensch sich bilde zum Menschlich-Schö-

Am Reformationsfeste.

Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.
(Röm. 8, 9.)

Jesus hatte bey Stiftung der Gemeinde Gottes offenbar die Absicht, daß die Christen sich zu einer Familie verbinden sollten, in welcher alle Glieder sich mit gleicher Liebe umfassen, und sich an dieser Liebe und in dem Glauben an Jesum als ihren von Gott gesendeten Lehrer, Erlöser und Herrn erkennen sollten. Und diese Vereinigung sollte nach Jesu Willen nicht blos eine innere, geistige, sondern auch eine äußere und gesellschaftliche Vereinigung seyn; die Christen sollten eine Kirche bilden, weil ohne sie die Erhaltung des Christenthums nicht denkbar war. Ein äußerliches Regiment in dieser Kirche stiftete er aber nicht, die Gestalt, in welcher die Kirche erscheinen sollte, ordnete er nicht näher, sondern schrieb als äußere Kennzeichen ihrer Mitglieder nur die heiligen Sacramente vor, die Taufe und das Abendmahl.

Im Laufe der Zeit aber zerfiel die eine christliche Kirche in mehrere große Gesellschaften, und dieß geschah hauptsächlich durch Schuld der römischen Bischöffe, oder der Päpste. Denn als diese sich allmählig anmaaßten, die Statthalter Christi und die Oberherrn der christlichen Kirche zu seyn, so wußten sie

dieſe Anmaßung zwar in den chriſtlichen Abendländern durchzuſetzen, aber die Chriſten der Morgenländer konnten und wollten ſich dieſem neu aufgebrachten Joche nicht unterwerfen, und die Kirche des Morgenlandes, oder, wie ſie auch heißt, die griechiſche, trennte ſich von der Kirche des Abendlandes, oder der lateiniſchen, und noch bis auf den heutigen Tag ſtehen beide Kirchen einander gegenüber.

Gleiche Urſache erzeugte aber ſpäterhin auch eine neue große Trennung in der Kirche des Abendlandes. Die Biſchöffe zu Rom hatten nicht nur die Kirche mit einer Menge ihnen vortheilhafter Irrthümer und Mißbräuche erfüllt, ſondern ſie übten auch in ihr eine tyranniſche Gewalt aus, durch welche ſie allen, die das Beſſere erkannten und ins Leben rufen wollten, einen ſchmählichen Untergang bereiteten, und der Erhaltung ihrer Herrſchaft und ihrer errungenen irdiſchen Vortheile alles ſchonungslos aufopferten. Vergebens kämpften Deutſchlands Kaiſer und edle Fürſten, vergebens viele einzelne fromme Männer, die Mißbräuche in der Kirche abzuſtellen. Weder die Reichstage, noch die Kirchenverſammlungen, die man hielt, konnten dem Uebel ſteuern, ſondern mit unüberwindlicher Standhaftigkeit ſetzten ſich die Päpſte jedem Verſuche der Verbeſſerung entgegen. Da kündigte ihnen endlich vor dreihundert Jahren faſt die Hälfte des Abendlandes den Gehorſam auf, und die beſſer erleuchteten Chriſten thaten ſich zu einer neuen Geſellſchaft zuſammen, welche die evangeliſche Kirche heißt, weil ſie in dem gemeinſchaftlichen Grundſatze übereinkam, daß nur das Evangelium, das iſt die in der heiligen

Schrift enthaltene göttliche Lehre den Glauben und das Leben der Christen bestimmen könne, und daß Jesus keinen äußerlichen, sichtbaren Oberherrn seiner Kirche bestellt habe, sondern sie selbst durch sein Wort und seinen Geist regiere.

Lange, harte und höchst blutige Kämpfe sicherten endlich der evangelischen Kirche ihr Daseyn und ihre Freyheit, und unsre Väter legten den höchsten Werth darauf, in Sachen des Glaubens und Gewissens frey zu seyn, das heißt, blos gebunden an die Aussprüche der göttlichen in der heiligen Schrift enthaltenen Lehren und Vorschriften, nicht aber an Gebothe und Satzungen der Menschen. In unsern Tagen aber ist die Zahl derer nicht so gering, welche den hohen Werth dieser Freyheit des Gewissens verkennen, gegen den Unterschied der christlichen Kirchen gleichgültig sind, und die Meinung aussprechen, daß wenig oder nichts darauf ankomme, zu welcher christlichen Kirche man sich halte.

Dieser Wahn, — ein Erzeugniß der Unwissenheit, oder des Leichtsinns, oder des Unglaubens — könnte allen Freunden der Wahrheit schon an sich nicht gleichgültig seyn, aber er darf dieses um so weniger zu einer Zeit, wo der Geist der Verunglimpfung der evangelischen Kirche so laut geworden ist, wo man sich geflissentlich bestrebt, nicht nur den Werth dieser Kirche herabzusetzen, sondern sie selbst als gefährlich für die Ruhe der Staaten und die Sicherheit der Thronen zu verschreyen; zu einer Zeit, wo die Verführung zum Abfall von der evangelischen Kirche so offenbar, so weitgreifend, und nicht ohne Erfolg betrieben wird;

zu einer Zeit endlich, wo man einen Orden wieder ins Leben gerufen hat, deſſen Zweck ganz eigentlich die Auflöſung der evangeliſchen Kirche iſt, und der nach ſeinem eigenen Eingeſtändniß jedes Mittel durch den Zweck geheiligt glaubt. In einer ſolchen Zeit iſt jener Wahn, als ob es gleichgültig ſey, welcher Kirche man angehöre, doppelt gefährlich, weil er der Schlauheit, die zum Abfalle von der erkannten Wahrheit führen will, zur mächtigen Stütze dient. Wir wollen ihn daher näher beleuchten, und hören,

Womit man die Meinung zu rechtfertigen ſuche, daß es gleichgültig ſey, zu welcher der chriſtlichen Kirchen man ſich halte.

Einer der gewöhnlichſten aber auch unbeſtimmteſten Gründe, die man für jene Meinung anführt, iſt 1) dieſer: man könne ja in jeder chriſtlichen Kirche ſelig werden.

Mit dieſem Satze iſt in der chriſtlichen Kirche vieler Mißbrauch getrieben worden, und es iſt daher wichtig, daß wir uns ſeinen Sinn ganz deutlich zu machen ſuchen. — Er hat aber einen falſchen und einen wahren Sinn, den wir wohl unterſcheiden müſſen.

In falſchem Sinne nahm man ihn, wenn man, um den Leichtſinn zu beſchönigen, mit welchem man nicht ſelten blos um äußerlicher Vortheile willen von einer Kirche zur andern übertrat, damit ſo viel ſagen wollte: jede der chriſtlichen Kirche habe die von Gott geordneten Gnadenmittel, durch welche der Chriſt die Vergebung ſeiner Sünde, und was daraus von

ſelbſt folge, den Anſpruch auf die ewige Seligkeit erlangen könne. Für ſolche Mittel hielt man die heiligen Sacramente, Taufe und Abendmahl, den Beichtſtuhl, den Glauben an Chriſtum als den Verſöhner der Menſchen, wozu in der römiſchen Kirche noch viele andre Dinge gerechnet werden, als die letzte Oelung, die Meſſe, der Ablaß, das Kloſterleben, die Selbſtbüßungen und ähnliche äußerliche Werke. Da nun der evangeliſche Chriſt in der römiſchen und in andern Kirchen Taufe, Abendmahl und Beichtſtuhl fand, ſo glaubte er, ſeiner Seligkeit in beyden Kirchen gleich gewiß zu ſeyn. Aber ſolche Mittel der Seligkeit kann keine chriſtliche Kirche beſitzen, aus dem einfachen Grunde, weil es dergleichen nicht gibt. Denn die Gnadenmittel ſind nicht etwa die wirkende Urſache der Seligkeit, ſondern ſie ſind die Mittel, den neuen Menſchen hervorzubringen, der Gott wohl gefällt, und den er um Jeſu willen ſelig machen will. Denn das Chriſtenthum iſt nicht etwa eine Anſtalt, die Menſchen über ihre Sünden und Laſter zu beruhigen, ihnen die Schuld eines ſündigen Lebens durch irgend einen religiöſen Gebrauch abzunehmen, und dadurch die Verkehrten und Leichtſinnigen in ihrem böſen Weſen zu ſtärken und zu beruhigen; ſondern es iſt eine Anſtalt, die Menſchen wahrhaft zu beſſern, und ſie dadurch der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit empfänglich zu machen, wobey der Troſt des Chriſtenthums ſich nur darauf erſtreckt, daß Gott dem Gebeſſerten ſeine frühern Fehler um Jeſu willen vergeben wolle. „Thut Buße!“ war daher der erſte Zuruf, mit dem ein Johannes, mit dem Jeſus ſelbſt

zur Seligkeit des Reiches Gottes einlud. Und als ein Schriftgelehrter den Herrn fragte: „was muß ich thun, daß ich selig werde?“ so antwortete Jesus nicht: du mußt diesen oder jenen religiösen Gebrauch verrichten, mußt fasten, ehelos leben, nach Jerusalem wallfahrten, durch die Priester für deine Seele opfern lassen, — sondern er antwortete: halte die Gebothe! Und Paulus schreibt an die Christen zu Rom: „wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein, und nur die, welche der Geist Gottes treibet, sind Gottes Kinder.“ Wer sich also nicht regieren lässet vom heiligen Geist, und nicht ein neuer, gänzlich gebesserter Mensch wird, für den ist Christus kein Heiland, sondern, wie der Apostel sagt, der Zorn Gottes bleibet über ihm; er bleibt der Strafe unterworfen. Wer daher wähnt, irgend eine christliche Kirche habe äußerliche Mittel, durch welche sie den Sünder von seiner Schuld befreyen, und ihm die ewige Seligkeit zusichern könne; der irrt gröblich. Solche Mittel gibt es nicht, und je mehr eine Kirche sich rühmt, solche Mittel zu besitzen, desto weiter verführt sie ihre Mitglieder von dem wahren und einzigen Wege des Lebens.

Es gibt aber auch noch einen andern Sinn jenes Satzes, daß man in jeder christlichen Kirche selig werden könne, in welchem auch die frömmsten Lehrer unsrer Kirche ihn behauptet haben, und in welchem auch wir ihn für völlig wahr annehmen. Er soll dann nämlich so viel sagen: daß kein Christ deßwegen von Gott verdammt werde, weil er dieser oder jener christlichen Religionsparthey angehöre; oder mit andern Worten: daß es nicht etwa nur die Christen einer

Kirche ſeyen, die Gott in die Seligkeit aufnehmen wolle, und daß er alle andere ſchon deßwegen, weil ſie nicht zu dieſer Kirche gehörten, verdamme, ſie möchten gut oder ſchlecht gelebt haben. Als nämlich die Chriſten im Ablaufe der Zeit in ihren Meinungen über Glaubenslehren und kirchliche Einrichtungen in Streit geriethen; ſo ſtellte man die unchriſtliche Behauptung auf, daß alle die von den hergebrachten und von der Mehrzahl der Chriſten gebilligten Glaubenslehren und Gebräuchen abwichen, nicht ſelig werden könnten, ſondern nothwendig verdammt werden müßten. Dieſe Meinung hat beſonders die römiſche Kirche feſtgehalten, und erklärt noch bis auf dieſen Tag alle für geweiht der Verdammniß, die nicht zu ihr gehören. Davon weiß nun freilich die göttliche Lehre nichts. „Wer glaubet und getauft wird, ſagt Jeſus, der wird ſelig;“ nicht aber ſagt er, nur in dieſer oder jener Kirche könne man ſelig werden. Und damit wir nicht etwa meinen ſollten, das glauben heiße etwa nur: das Glaubensbekenntniß haben, ſo ſagt er an einem andern Orte, daß nicht die, welche Herr, Herr, zu ihm ſagen, das iſt, ſich äußerlich zur chriſtlichen Kirche bekennen, ſondern die, welche den Willen des Vaters im Himmel thun würden, ins Himmelreich kommen ſollten. „Wer mich liebt, — ruft er aus, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bey ihm machen.“ — Wenn nun dieſen Ausſprüchen Jeſu gemäß fromme Lehrer des Evangeliums gegen jenes ſtolze und unchriſtliche Verdammungsurtheil behaupteten, man könne in jeder chriſtlichen Kirche ſelig

werden; so hieß dieses nicht mehr als: Gott verdamme keinen nur deßwegen, weil er zu dieser oder jener Kirche gehöre; denn Gott strafe an dem Menschen nicht den Irrthum des Verstandes, sondern den bösen und sündigen Willen. Vielmehr, wer Christi Geist habe, der sey sein; und wen der Geist Gottes treibe, der sey ein Kind Gottes. — Und in diesem Sinne nehmen auch wir jenen Satz, daß man in jeder christlichen Kirche selig werden könne, von Herzen an, und verdammen keinen blos deßwegen, weil er nicht zu unserer Kirche gehört und in Sachen des Glaubens irrt.

Die Seligkeit ist daher an sich von der Gemeinschaft mit dieser oder jener Kirche gar nicht abhängig, sondern von dem Eifer, mit dem wir den Willen Gottes vollbringen und uns vom Geiste Gottes leiten lassen. Daß es aber darum nicht gleichgültig sey, welcher christlichen Kirche man angehöre, liegt am Tage. Denn um in jeder Kirche gleich leicht selig werden zu können, müßte es gleich leicht seyn, in jeder Kirche ein guter Christ, ein Mensch nach Gott geschaffen zu werden. Und dieses führt uns nun zu dem zweyten Grunde, aus dem man die Gleichgültigkeit gegen den Unterschied der christlichen Kirchen hat zu rechtfertigen gesucht, indem man sagte

2) man könne in jeder christlichen Kirche ein guter Christ seyn. — Viele mögen wohl nicht recht wissen, was das heiße, ein guter Christ seyn. Sie denken vielleicht dieses schon zu seyn, wenn sie sich vor den bürgerlichen Gesetzen nicht strafbar machen, hier und da einer Versuchung widerstehen,

und im Ganzen so leben, daß man sie keiner groben Vergehungen bezüchtigen kann. Das ist nun freylich leicht; so leicht, daß es nicht nur der Christ, sondern auch der Heide vermag. Ein guter Christ seyn, besagt mehr; es heißt: die sittliche Vollkommenheit sich zu eigen machen, in welcher uns Jesus ein Muster ist; das Wohlgefallen am Bösen gänzlich tilgen, die Pflicht höher achten als alles, auch die kleinen Flecken des Charakters ablegen, und den kindlichen Gehorsam und das Vertrauen gegen Gott, und das aufrichtige Wohlwollen gegen alle Menschen, selbst die Feinde zu zeigen, wodurch uns Jesus so höchst verehrungswürdig ist. Denn wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Kann man denn aber diese christliche Vollkommenheit in jeder Kirche erreichen? — Daß dieß möglich sey, und daß in jeder christlichen Kirche immer einzelne Jesu ähnlich werden, wird niemand läugnen wollen. Möglich ist es in jeder, auch in einer verderbten Kirche, ein guter Christ zu werden. — Aber was folgt daraus? — Doch nicht dieses, daß es auch für jeden, und in jeder Kirche gleich leicht sey, ein guter Christ zu werden, und daß es also gleichgültig sey, zu welcher Kirche man sich bekenne, oder die Seinigen führe? — Wenn man gern zugibt, daß es in jedem, auch ungesunden Lande möglich sey, gesund zu bleiben und ein hohes Alter zu erreichen, und daß dieses immer mehrern ihrer Bewohner gelingt, folgt daraus, daß jedes Land gleich heilsam sey für die Gesundheit, und daß es also für jeden gleich sey, ob er in einem gesunden oder ungesunden Lande wohne? —

Es ist wohl klar, daß es hier nicht darauf ankomme, was einzelne Christen unter besondern Umständen in einer Kirche werden können, sondern darauf, ob eine Kirche ihrer Beschaffenheit nach eben so geschickt sey als die andere, ihre Mitglieder zu guten Christen zu bilden, und ob also ein und derselbe Mensch in jeder Kirche mit gleicher Leichtigkeit zum Ziele der christlichen Vollkommenheit geführt werden könne.

Dieß ist aber nicht der Fall, und kann es nicht seyn, da die innere Beschaffenheit der Kirchen sehr verschieden ist.

Um ein guter Christ zu werden ist ja wohl vor allem nöthig, die Lehre Jesu richtig zu kennen, und zu wissen, wie ein guter Christ nach Jesu Willen beschaffen seyn solle. Man muß also die heilige Schrift haben, und sie nicht nur haben, sondern sie auch frey gebrauchen und lesen dürfen, und ihr Inhalt muß der Jugend in den Schulen und den Erwachsenen in der Kirche fleißig erklärt werden. In einer Kirche wo dieses geschieht, und mit Fleiß geschieht, wie in der evangelischen, wird es daher keinem an einer fruchtbaren Anweisung fehlen, ein guter Christ zu werden. In einer Kirche aber, wo dieses nicht geschieht, wo man die heilige Schrift vor den Christen verbirgt, ihr Lesen verbiethet, wo die Jugend darin nicht unterrichtet wird, der öffentliche Gottesdienst nicht in Lehre und Erbauung, sondern hauptsächlich in Ceremonien besteht, da wird es auch an einer fruchtbaren Anweisung zum wahren Christenthume fehlen, und die meisten werden sich schon dann für gute Christen halten, wenn

ſie den Prieſtern folgen und die kirchlichen Gebräuche beobachten.

Um ein guter Chriſt zu werden iſt ferner erforderlich, daß man nur den Weg zur chriſtlichen Vollkommenheit betritt, den Jeſus uns vorgezeichnet hat, und die chriſtliche Vollkommenheit nur darein ſetzt, worein ſie Jeſus geſetzt hat, nämlich Gott von ganzem Herzen und Gemüthe, und den Nächſten gleich als ſich ſelbſt zu lieben, und dieſe Liebe durch Vertrauen und Gehorſam gegen Gott, und durch treue Erfüllung aller menſchlichen Pflichten gegen den Nächſten und uns ſelbſt an den Tag zu legen. Wo nun eine chriſtliche Kirche alſo lehrt, und ihre Vorſtellung von chriſtlicher Vollkommenheit einzig aus Jeſu Lehre und Beyſpiel und den Ermahnungen der Apoſtel ſchöpft, da iſt auch der rechte Weg zur chriſtlichen Vollkommenheit geöffnet, und jeder einzelne Chriſt wird ihn finden und betreten können. Wo aber eine Kirche den Gebothen Jeſu noch Menſchenſatzungen von ſelbſterwählter Vollkommenheit an die Seite ſetzt, und auf dieſe von Jeſu und den Apoſteln nicht vorgeſchriebenen Dinge ſelbſt einen höhern Werth legt, als auf die thätige Tugend; wo ſie dem Beyſpiele Jeſu Chriſti und der Apoſtel noch die Beyſpiele andrer unvollkommener zum Theile ſchwärmeriſcher Menſchen zur Seite ſetzt, und die für die Welt nutzloſe Werkheiligkeit ſelbſt für eine höhere Tugend achtet, als das dem Wohle des Nächſten geweihte Leben Jeſu; wo die chriſtliche Vollkommenheit in ein des Menſchen und ſeiner Beſtimmung nicht angemeſſenes Leben geſetzt wird, als in das Zurückziehen von des Lebens Pflichten und Geſchäften,

obgleich Jesus das thätigste Leben führte, in die Ehelosigkeit, obgleich Jesus die Ehe für eine göttliche Ordnung erklärte, in das Verrichten bestimmter Gebethe und die Beobachtung religiöser Gebräuche, obgleich Jesus wollte, man sollte Gott im Geiste und in der Wahrheit anbethen, in dem Gehorsam gegen die Aussprüche und Entscheidungen der Priester, obgleich selbst ein Paulus an die Christen zu Korinth schreibt: er wolle nicht „Herr ihres Glaubens", sondern nur „Gehülfe ihrer Freude" seyn; — wo dieses statt findet: da ist es gewiß im Ganzen schwerer ein wirklich guter Christ zu werden, die zahlreichen Abwege, auf die man hingewiesen wird, zu vermeiden, und statt der bequemen Aftertugend der Werke, die wahre Tugend zu finden, welche die Reinigung von allem Bösen, selbst von dem Wohlgefallen am Unerlaubten fordert.

Um ein guter Christ zu werden, ist endlich auch erforderlich, daß man wisse und fest überzeugt sey, nichts könne den Mangel christlicher Tugend ersetzen, ohne sie könne niemand Gott wohlgefällig und des ewigen Reiches Christi theilhaft werden. Denn, wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. — Wo man aber in einer Kirche zahlreiche Mittel zu haben glaubt, den Sünder straflos zu machen vor Gott; wo man durch äußerliche Werke, welche die Seele nicht bessern, Gnade zu erlangen wähnt; wo man dem Worte der Priesterschaft die Zauberkraft beylegt, den Himmel dem Sünder öffnen oder verschließen zu können: da ist es gewiß schwer, dem Leichtsinn im Sündigen zu steuern, und die nachtheiligen Einwirkungen solcher fal-

ſcher Beruhigungsmittel auf die Schwächung des Tugendeifers zu verhindern.

Es iſt alſo ungegründet, daß jeder, und jeder gleich leicht und ſicher in jeder Kirche ein guter Chriſt werden könne, und wir haben daher allen Grund zu behaupten, daß es durchaus nicht gleichgültig ſey, zu welcher chriſtlichen Kirche man ſich halte.

Hieraus ergibt ſich auch, was von dem dritten Entſchuldigungsgrunde zu halten ſey, nämlich

3) daß der Unterſchied der Kirchen ja bloſe Glaubenslehren betreffe, die ohnehin unbegreiflich wären, und auf das chriſtliche Leben keinen Einfluß hätten. — Dieſes iſt theils die Sprache der wirklichen Unwiſſenheit, welche den Unterſchied der chriſtlichen Kirchen nicht kennt, theils und hauptſächlich die Sprache des Unglaubens, der überhaupt nicht aus Ueberzeugung Chriſt iſt, ſondern den ganzen chriſtlichen Glauben verwirft, und ſich daher kein Bedenken daraus macht, von einer Kirche zur andern überzugehen, wenn er ſeinen Vortheil dabey findet.

Wäre es aber ſo, wie der Unglaube ſagt; beträfe wirklich der ganze Unterſchied der Kirchen nur unbegreifliche und ohnehin unglaubliche Lehren, wo die eine Kirche mehr, die andere weniger behaupte: ſo würde doch immer noch die Kirche den Vorzug verdienen, welche ſolcher Lehren weniger hätte, alſo freyer wäre von Aberglauben als die andere. Denn daß Irrthümer in der Religion, mögen ſie auch unbegreifliche Dinge betreffen, aufs chriſtliche Leben und die öffentliche Wohlfahrt keinen Einfluß hätten, iſt ein Irrthum,

den die Geschichte der Glaubensirrungen in der christlichen Kirche auf das entschiedenste widerlegt. *) Indessen der ganze Grund beruht auf Unwahrheit.

Wahr ist es zwar, daß einige Lehrunterschiede der christlichen Kirchen unbegreifliche Lehren betreffen, über welche die heil. Schrift nichts entscheidet, und wo man es daher jedem Christen frey lassen sollte, sich nach seinem Gewissen darüber zu verständigen, ohne ihn zu verketzern; wahr ist es auch, daß einige Lehrunterschiede von solcher Beschaffenheit sind, daß sie nur einen geringen Einfluß aufs christliche Leben haben: aber wahr, und sonnenklar ist es auch, daß dieses nur von dem geringsten Theile der Lehrunterschiede gilt, und daß der Unterschied der Kirchen das Wesentliche des Christenthums betrifft, und auf das christliche Leben und die öffentliche Wohlfahrt der Völker einen entscheidenden Einfluß hat.

Denn wenn die eine Kirche den Glauben und das Leben der Christen blos abhängig macht von den Aussprüchen Jesu und der Apostel, und dem Wahren und Guten, wie es in des Menschen Vernunft und im Gewissen ihm von Gott geoffenbart ist; die andere aber die Aussprüche ihres Oberpriesters und der Kirchenlehrer jenen einzigen Quellen der göttlichen Wahrheit nicht nur an die Seite setzt, sondern selbst noch höher hält, und diesen menschlichen Aussprüchen nicht nur die Vernunft und das Gewissen der Christen unterwirft, sondern auch nach ihnen die geschriebene Offenbarung Gottes, die heil. Schrift erklärt: so ist dieses schon ein

*) Vergl. den 12ten Vortrag am 2ten Pfingsttage.

Unterſchied, der tief in das Weſen der Religion und in die natürlichen Gewiſſensrechte des Menſchen eingreift. Aber wenn ſie nun noch dazu dieſe Ausſprüche ihrer Kirchenlehrer für unfehlbar und unverbeſſerlich hält, wenn ſie daher nach ihren eigenen Grundſätzen alle Irrthümer und Mißbräuche, die von den Kirchenlehrern ausgegangen oder doch gebilligt worden ſind, als unveränderliche Wahrheit betrachtet, und feſthält; wenn ſie das Recht zu haben glaubt, jede Abweichung von dieſen Ausſprüchen ihrer Lehrer als Verbrechen ſtrafen zu dürfen und wirklich ſtraft: ſo wird ſie das größte Hinderniß der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes nicht nur in der Erkenntniß der Religion, ſondern auch der Wiſſenſchaften überhaupt ſeyn, und einen Glaubenszwang ausüben, der die bürgerliche Wohlfahrt erſchüttert und das Gewiſſen tief verletzt. — Wenn ferner die eine Kirche dem leichtſinnigen Sünder eine Menge Erſatzmittel der Tugend darreicht, durch welche er die Seligkeit, die nur dem Frommen verheißen iſt, erlangen könne, wenn ſie ihm den Himmel für Gaben und Leiſtungen zu öffnen verheißt, die andere Kirche aber nur allein dem wahrhaft Gebeſſerten die Gnade Gottes verſichert; wenn die eine Kirche die chriſtliche Vollkommenheit in das Zurückziehen von des Lebens Geſchäften, Arbeiten und Mühen, in die Auflöſung natürlicher vom Schöpfer geordneter Verhältniſſe, und die Verachtung der irdiſchen Dinge ſetzt, und die Tugend dadurch zu einer leidenden, blos auf die Perſon eines jeden ſich beziehenden, und des Einfluſſes auf Andere ermangelnden Andachtsübung macht, die andere Kirche aber des Chriſten Vollkommenheit darin

ſucht, daß er im Innern rein von jeder böſen Luſt, nach Gottes Ebenbilde, der allen Leben und Wohlthat gibt, und nach Jeſu Beyſpiel, deſſen ganzes Leben dem Heile der Menſchen geweiht war, thätig iſt für ſeiner Brüder Wohlfahrt: ſo kann man doch wahrhaftig nicht ſagen, daß ſolche Unterſchiede unbegreifliche, oder für das Leben der Chriſten unwirkſame Lehren beträfen.

Dazu kommt, daß der Unterſchied der Kirchen nicht allein in ihren Lehren und Gebräuchen, ſondern auch in ihrer äußerlichen Verfaſſung und Einrichtung beruhet, und daß ſie dadurch einen entſchiedenen Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt der Staaten und das häusliche Glück chriſtlicher Familien ausübt. Wenn nun eine Kirche eine ſolche Verfaſſung hat, daß die Religionslehrer, welche der Kirche dienen ſollen, ſie beherrſchen, daß die Prieſter ſich an Gottes und Chriſti Statt ſetzen, die Gewiſſen beherrſchen ſtatt ſie zu leiten, daß ſie vorſchreiben dürfen, was die Chriſten für wahr oder falſch halten, was ſie als gottgefällig thun oder laſſen müßten; wenn ſie jeden, der ihnen nicht gehorcht, ſtrafen, und in Gefängniß und Banden, vielleicht ſelbſt auf den Scheiterhaufen bringen können; wenn ſie im Staate einen unabhängigen, dem Regenten nicht unterworfenen Stand bilden, ja, als Prieſter Gottes ihre Macht über die Macht der Obrigkeiten und Herrſcher ſetzen: ſo iſt wohl eine ſolche Verfaſſung der Ruhe der Staaten ohne Widerrede gefährlich, und macht die Religion zu etwas politiſchem, zu einem geiſtlich-weltlichen Reiche mit äußerlichen

Geberden, welches ſtiften zu wollen Jeſus weit entfernt war.

Hieraus iſt ja wohl ſonnenklar, daß der Unterſchied der chriſtlichen Kirchen nicht, wie der Unglaube oder die Unwiſſenheit wähnt, blos unbegreifliche und für das Leben unwirkſame Lehren betreffe, und daß es ſelbſt dem Ungläubigen nicht gleichgültig ſeyn könne, zu welcher Kirche er ſich halte, oder die Seinigen und ſeine Mitbürger ſich bekennen. Er grade, der für ſeine Zweifel die Freyheit der Gewiſſen in Anſpruch nimmt, muß es fühlen, welch ein Unterſchied ſey, ob eine Kirche den Unglauben nur mit den ſanften Waffen des lehrenden Wortes und der Beweiſe bekämpft, oder ob ſie ihn als ein Verbrechen ſtraft.

Wer alſo nicht gradezu gleichgültig iſt gegen alle Wahrheit, gegen alle Tugend und gegen alle Wohlfahrt, der wird nicht ſagen können, daß es gleichgültig ſey, zu welcher chriſtlichen Kirche man ſich halte.

Leicht würden ſich daran ſehr wichtige Betrachtungen knüpfen laſſen, die aber eben deßwegen, weil ſie ſich von ſelbſt daraus ergeben, dem eigenen Nachdenken eines jeden überlaſſen bleiben mögen. Deutlich wird uns hieraus geworden ſeyn, welche Vorzüge wir unſrer evangeliſchen Kirche beylegen können ohne Verdacht der Anmaßung und Selbſtliebe. Denn wenn wir auch nicht in Abrede ſtellen wollen, daß ſie noch nicht die vollkommene iſt, ſondern noch an manchen Gebrechen und Mängeln leidet; ſo würden wir uns doch an der Wahrheit verſündigen, wenn wir ihre entſchiedenen und großen Vorzüge verkennen wollten. Als Menſchen, als Chriſten, als Staatsbürger

haben wir daher die höchste Verpflichtung an ihr treu und feſt zu halten.

Ja, — es iſt um die Wahrheit eine große und heilige Sache! — Sie iſt von Gott, — und auf ihr beruht alle menſchliche Wohlfahrt. Darum ſoll ſie der Menſch heilig halten, ſie nicht mit Irrthum vermiſchen, ſie nicht aus Leichtſinn oder Eigennutz mit der Unwahrheit vertauſchen, und die Erkenntniß der Wahrheit immer für einen unſchätzbaren Gewinn halten. Denn wäre ſie Gott gleichgültig, ſo hätte er die Menſchen in der alten Finſterniß des Aberglaubens und der Abgötterey gelaſſen, und nicht durch den Mund der Propheten von Alters her zu uns geredet, und zuletzt durch den Sohn.

Nein, — Gott! du biſt der Wahrheit Quell, und wir verehren dich würdig, wenn wir die Wahrheit ſuchen und ehren und mit treuem Sinne an ihr feſthalten. Um ſie bitten wir ja, wenn wir zu dir flehen: „dein Reich komme! dein Wille geſchehe!“ Dieſes Gebeth, — erhöre es Allherrſcher! — Mache es wahr in aller Welt, und leite uns durch deinen heiligen Geiſt gnädig in alle Wahrheit! — Amen.

Am Bußtage,

1812.

„So deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so hau ihn ab, und wirf ihn von dir! — So dich dein Auge ärgert, so reiß es aus, und wirf es von dir!“ (Matth. 18, v. 8. 9.)

Das hängt nicht ab von des Menschen Willkühr, in welchen äußerlichen Verhältnissen er leben soll. Temperament, Stand, Erziehung sind ein Werk unsrer Geburt; den bürgerlichen Beruf, den wir wählen, bestimmen meistens Aeltern oder verständige Freunde; welche Menschen uns auf unserm Lebenswege begegnen, welche Vorgesetzte oder Untergebene, welche Nachbarn und Mitbürger wir erhalten, welchen Gang die bürgerlichen Angelegenheiten unsers Volks nehmen, und wie unser Schicksal in das allgemeine Leben verflochten werden soll, das ist das Werk der Vorsehung, an dem wir selten etwas zu ändern vermögen. Aber wie wir unser Temperament beherrschen, wie wir uns, entlassen aus der Hand der Erziehung, weiter bilden, wie wir uns in unserm Stande nehmen, unsern Beruf betreiben, uns in den äußerlichen Verhältnissen verhalten wollen; — das ist lediglich unser Werk, das Werk unsrer Grundsätze, Entschließungen, unsrer Aufmerksamkeit und sittlichen Freyheit.

Es ist erhebend, Menschen zu sehen, die ihre äußerlichen Verhältnisse beherrschen, und sich in der Kraft ihrer sittlichen Freyheit über ihnen erhalten. Sie sind Zeugen, daß der Mensch Gottes Bild an sich trägt, und größer ist als die Welt und derselben vergängliche Verhältnisse.

Es ist niederschlagend, so viele zu sehen, die Sclaven dieser Verhältnisse sind, und von ihnen so beherrscht werden, daß sie nur das sind, was die Umstände aus ihnen machen. Diese unwürdigen Schwächlinge sind Knechte ihrer Gewohnheiten, Bedürfnisse, Vergnügungen; immer so schlecht als ihr Umgang, und befleckt mit allen Untugenden, Fehlern und Lastern, die in ihrem Stande und Verhältnissen gefunden zu werden pflegen.

Herzangreifend aber ist es, zu sehen, wie gut geartete und sittlich erzogene Menschen durch die nachtheiligen Verhältnisse, in welche sie kommen, allmählig verdorben werden, weil sie nie die Entschlossenheit besitzen, sich von diesen Verhältnissen loszureißen oder sich über dieselben zu erheben. Ihnen ruft der Herr zu: „so deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab, und wirf ihn von dir! So dein Auge dich ärgert, so reiß es aus, und wirf es von dir!“ d. i.

du mußt die Entschlossenheit zeigen, dich dem zu entreißen, was dich von der Bahn der Tugend zu verlocken droht.

du mußt dich von dem, was dir gefährlich wird, losſagen, selbst wenn es an sich unschuldig und dir werth und theuer wäre, wie das Auge oder die Hand.

Iſt es ein Freund, deſſen Umgang dir verderblich wird, iſt es eine Geſellſchaft, wo du zu übertriebenem Aufwande verleitet, zu gefährlichen Vergnügungen gereizt, von leichtſinnigen Grundſätzen angeſteckt, in bedenkliche Verbindungen verflochten wirſt; ſo reiße dich beherzt und entſchloſſen los, weil du noch Kraft haſt zum Widerſtande. Sind es Geſchäfte, die dir übertragen werden und in denen ein Fallſtrick zur Sünde für dich liegt, erregen ſie deinen Ehrgeiz und deine Habſucht, leiten ſie dich ab vom Wege der Wahrhaftigkeit; ſo fliehe ſie und wirf ſie entſchloſſen von dir; und iſt dir dieß nicht erlaubt, ſo ergreife wenigſtens Maßregeln um dich gegen deine eigene Schwäche zu ſichern, und führe dieſelben mit unüberwindlicher Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit aus. Sind es Gewohnheiten, die anfangen dich despotiſch zu beherrſchen und dich hindern an Erfüllung deiner Pflichten; ſo faſſe einen ſchnellen Entſchluß und lege ſie ab. Sind es Vergnügungen, die dir gefährlich werden, dich weichlich und arbeitsſcheu machen, und dich zu Unordnungen hinreißen; ſo entziehe dich ihnen ſchlechterdings, ſo zerreiße mit entſchloſſener Hand das Netz, mit dem ſie dich umſtricken, ſo verſage ſie dir ſtandhaft, mögen ſie auch an ſich noch ſo erlaubt und ſchuldlos ſeyn; das meint dein Herr und Meiſter, wenn er die Hand, den Fuß, das Auge nennt, den du abhauen, das du ausreißen ſollſt. Er gebiethet dir damit, auch an ſich erlaubte Verhältniſſe zu fliehen, und an ſich ſchuldloſe Neigungen zu dämpfen, ſobald ſie anfangen, dir gefährlich zu werden.

Mein Rath ist aber nicht, daß du nur unvollkommene Versuche, dich den sittlichen Gefahren zu entziehen, machen, daß du dich nur halb von der Gefahr entfernen, daß du warten und zögern sollst; sondern entschlossen, schnell und ganz sollst du dich losreißen von dem, was dir verderblich wird; abhauen sollst du Hand und Fuß, ausreißen das Auge das dich ärgert, und dasselbe von dir werfen. Folge diesem Rathe; denn ohne einen so kraftvollen muthigen Entschluß wird es dir nicht gelingen. Zögerst du, fliehst du nur halb; so hast du nichts gethan; so wird der Kampf immer schwerer, die Kraft immer schwächer, die Macht der Verführung immer größer, die Flucht immer unmöglicher. Dieses betrog viele, die geschmeichelt von den Reizen der Sünde, ihr nur noch einige Zeit zu dienen und ihr Süßes zu genießen vermeinten, und sich dabey vermaßen, sie würden ja doch immer ihrer Herr bleiben, sich nicht zu weit führen lassen, sondern zu rechter Zeit umzukehren wissen. Sie bedachten nicht, daß man nicht zwey Herren zugleich dienen kann, ohne den einen allmählig zu verläugnen, und sie wurden des Irrthums erst inne, wenn sie das Paradies der Unschuld schon verloren hatten, und es zu spät war, zu entfliehen. Nichts ist thörichter als die Unentschlossenheit, welche eine einmal nothwendige Maßregel immer weiter verschiebt. Du, der du es wohl fühlst, daß deine Gewohnheiten, Neigungen, Verbindungen und Gesellschaften dich immer tiefer hineinziehen in das Reich der Sünden und Thorheiten, wirst du in Jahren stärker seyn, dich loszureißen, als du es heute bist?

Werden nicht die Banden, mit denen du gefeſſelt biſt, immer feſter, wird nicht deine Kraft und dein Selbſtvertrauen immer ſchwächer werden, je öfter du vergeblichen Verſuchen und wandelbaren Vorſätzen erliegſt? — Heute fühlſt du die Nothwendigkeit, dich den Nezzen der Verführung zu entreißen; heute könnteſt du den Entſchluß dazu faſſen und ausführen; warum willſt du warten bis zu andrer Zeit, wo dein Muth vielleicht geſchwächt, deine Entſchloſſenheit erſchüttert iſt? — Ein Sprüchwort alter Zeit ſagt: wenn Gott den Menſchen grüßt, ſo ſoll man ihm danken. Und jene heiligen Augenblicke, wo wir fühlen, daß wir uns von Gott entfernten, wo wir uns ſehnen, wieder zu ihm umzukehren, ſie ſind wahrlich ein Gruß Gottes an unſern Geiſt, durch den uns der himmliſche Vater zuruft: gib mir mein Sohn dein Herz!

Solchem Gruße muß man danken, das Herz wenden zu Gott, und abthun, was uns von ihm getrennt hat. Aber ein ſchneller und muthiger Entſchluß muß gefaßt, ohne Zögern, und mit Beharrlichkeit muß er ausgeführt werden. Mag er auch ein Opfer koſten, mag es auch wehe thun, liebgewordene Neigungen zu bekämpfen, von Freunden, zu denen uns Gewohnheit hinzieht, zu ſcheiden, Verhältniſſen, die uns Vortheile darbothen, zu entſagen, Gewohnheiten, die uns ſchon beherrſchen, abzulegen: es iſt ja doch kein andrer Rath! Willſt du dich retten in das Reich der Freyheit und des Friedens, ſo mußt du abſtreifen, was dich zu des Laſters Tiefen herabzieht und

dich zu des Unrechts Sclaven macht, ſollten es auch goldene Feſſeln oder Roſenketten ſeyn.

Solchen Muth, ſolche Entſchloſſenheit fordert der von dir, deſſen Wort zu hören, deſſen Beyſpiele zu folgen du gelobt haſt, der Meiſter, der dir zuruft: ärgert dich dein Auge, ſo reiß es aus, und wirf es von dir! Er gebiethet dir, das nicht zu fürchten, was den Leib verderben kann, wenn du nur die Seele retteſt für das Reich Gottes; keinen Gewinn und Vortheil zu lockend, keine Luſt und Freude zu ſüß, kein Verhältniß zu vortheilhaft zu achten, um es nicht aufzuopfern, wenn es dir zum Fallſtrick würde. Denn was hälfe es dir, wenn du die ganze Welt, die du in wenigen Jahren, vielleicht in einigen Monden verläßt, gewönneſt, und nähmeſt Schaden an deiner Seele?

Und ſiehe ihn ſelbſt, der dich alſo ermahnt! — Sein Beyſpiel leuchtet dir ermunternd voran. Wohl hätte er können Freude haben, wenn er ein Freund und Genoſſe der Phariſäer und Schriftgelehrten hätte ſeyn wollen, wohl würde es ihm weder an Ehre und Macht, noch an einem weichen und üppigen Leben gefehlt haben, wenn er den Menſchen mehr gehorcht hätte als ſeiner Pflicht. Kein Phariſäer hätte ihn dann verläumdet, kein Schriftgelehrter angeklagt, kein Pilatus gegeißelt und gekreuziget. Aber er achtete der Schande nicht und war Gott gehorſam, — gehorſam bis zum Kreuze; er wollte lieber nicht haben, wo er ſein Haupt hinlegte, er wollte lieber ſterben, als ſich zum Werkzeuge der verblendeten Leiter ſeines Volks mißbrauchen laſſen.

So gehe denn hin und thue deßgleichen!

Ein schöner und kostbarer Preis steht für den muthigen Kämpfer zu erringen. „Es ist dir besser, daß du lahm oder als ein Krüpel oder einäugig zum Leben eingehest, als daß du zwey Hände oder Augen habest, und werdest in das hölliſche Feuer geworfen.“ Dein Entschluß, dein Kampf gilt weder einem vorübergehenden Verhältnisse noch einem vergänglichen Gute. Er betrifft den freyen Gehorsam gegen die heiligen uns in Vernunft und Gewissen geschriebenen Gesetze, der uns zu Menschen macht, nnd uns Ehre gibt vor allen Geschöpfen Gottes; er betrifft den Frieden deiner Seele mit Gott, gegründet auf Gehorsam und Vertrauen, ein Friede, der dich in diesem und dem zukünftigen Leben allein beglücken kann. Denn der höchste Preis unsrer vergänglichen irdischen Tage ist doch kein andrer als das Bewußtseyn, des Schöpfers Gesetzen gehorcht zu haben; und die reichste Quelle alles Trostes und Glücks ist doch das Gefühl, der Liebe Gottes würdig, und mit ihm in Gesinnung und That vereinigt zu seyn. — Das Laster gibt zwar auch manche Befriedigung, aber keinen Frieden der Seele; Vortheile aber keine Glückseligkeit; Genüsse des Augenblicks aber keine trostvollen Erinnerungen an die Vergangenheit, und keine — gar keine Hoffnungen auf die Zukunft. Der Sünde Preis ist süß für den Augenblick, für Stunden und Tage; der Preis der Tugend ist das Glück eines ganzen Lebens und einer Ewigkeit. Darum ist er des muthigen Entschlusses ihn zu erringen, darum der Opfer, die er kostet, werth. Wage es nur, ihm nachzustreben, und bald wird er dir kostbarer seyn als alle Güter der Erde.

Nun ſo prüfe dein Herz, und ſiehe ob du im Stande der Beſſerung oder der Verſchlimmerung biſt, und, wenn du das Letztere findeſt, was dich darein geführt hat und dich darin erhält und fortleitet. Ueberlaſſe dich nicht jener gefährlichen und unwürdigen Gedankenloſigkeit, wo man nie fragt was man ſeyn ſoll, und was man iſt. Wer ſehen will, muß die Augen öffnen; wer wiſſen will, wie es mit ihm ſtehe, der muß ſich ſelbſt betrachten, und ſein Leben vergleichen mit der Aufgabe ſeines Lebens. Darum ſiehe deinen Stand an nach den heiligen Gebothen der Pflicht, ob du ſie erfüllеſt, oder nicht; ob du ihnen ſtandhaft gehorchſt, oder nur zu manchen Zeiten; ob du das, was du ſeyn ſollſt und könnteſt, ganz biſt, oder nur halb; ob du im Laufe der Zeit beſſer oder ſchlechter geworden biſt, Fehler abgelegt oder angenommen haſt; ob dir die Tugend leichter oder ſchwerer wird, ob die Ehrfurcht vor Gott in deiner Bruſt gewachſen oder gefallen iſt; ob redliche Menſchen ſich dir achtungsvoll nähern, oder ſich immer mehr von dir zurückziehen. Dadurch wird es dir klar werden, was dich verſchlimmert, was die Hand, der Fuß, das Auge iſt, das du von dir abthun mußt. Und haſt du das erkannt, ſo rufe alle Kraft des beſſern Willens in dir auf, und erhebe dich muthig zu einem feſten Entſchluſſe.

Stärke dazu wird dir das Gebeth verleihen. Nicht jenes Geplärre der Lippen, wobey das Herz kalt bleibt; ſondern die Andacht im ſtillen Kämmerlein, die Richtung unſrer Seele auf den Einen, Unvergleichbaren, den Urquell alles Geſetzes, aller Ordnung und Seligkeit. In ſolcher Erhebung des Her-

gens zu Gott liegt eine geheimnißvolle wunderbare Kraft, das Gemüth zu heiligen, die dem Verkehrten ein Mährchen und eine Thorheit dünkt, die aber der beſſere Menſch mit freudigem Entzücken am eigenen Herzen empfindet. Wir ſollen bethen in allem Anliegen; — ein größeres Anliegen mag aber nicht gedacht werden, als unſrer Seelen Heiligung.

Stärke dazu wirſt du auch finden in der Verſammlung der Gläubigen, die öffentlich den Höchſten verehren, und in ihren heiligen Uebungen, deren letzter Zweck iſt, den Frieden der Seele zu ſichern, und den Menſchen in Glaube, Liebe und Hoffnung zu verbinden mit ſeinem Schöpfer. Auch dieſes iſt denen ein Gedicht, welche ſich aus Kaltſinn von der Verſammlung der Gläubigen freywillig ausſchließen. Sie erweckt das Wort Gottes nicht zu dem muthigen Entſchluſſe eines Gotte geweihten Lebens, denn ſie hören es nicht. Für ſie iſt des Herrn Wort keine Kraft Gottes ſelig zu machen alle die daran glauben; denn ſie ſagen ſich von ihm los. Ihrem Herzen iſt die heiligende und erhebende Kraft der Gottesdienſte unbekannt; denn ſie verſuchen ſie nicht. Darum aber bleiben ſie auch fern vom Reiche Gottes und von ſeiner Gerechtigkeit; darum ſind ſie in der Gewalt der Umſtände und der äußerlichen Verhältniſſe; darum ſind ſie dem wankenden Rohre gleich, das der Wind hin und her beugt. Sie ſind ſo gut oder ſo ſchlimm als es die Umſtände mit ſich bringen. Ihre Rechtſchaffenheit iſt ein Kind des Zufalls, preisgegeben dem Einfluſſe Andrer und der Verhältniſſe. Die herrliche Freyheit der Kinder Gottes kennen ſie nicht; jene Freyheit, die weder

Gabe noch Gunſt, weder Furcht noch Schrecken, weder Hohes noch Tiefes, weder Leben noch Tod in dem freudigen Gehorſam gegen die Geſetze des Wahren und Guten wankend machen können.

Dieſe Freyheit aber iſt des Menſchen höchſte Würde; ſie ſeines Lebens reinſter Schmuck; ſie ſeiner Glückſeligkeit unverſiegbarſte Quelle. Doch wird ſie nur errungen von der Entſchloſſenheit, welche die Feſſeln des Böſen muthig zerreißt, von der Beharrlichkeit, welche Ohr und Herz der lockenden Stimme der Verführung feſt verſchließt, und von der Treue, welche Liebe und Gehorſam gegen Gott im Herzen nährt und walten läſſet. Dann wird die reine Seele ein Tempel des Geiſtes Gottes und der Freyheit. Denn wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freyheit.

Am 1. Weihnachtsfeiertage,

1820.

Evang. Luk. Kap. 2, v. 7. „Und Maria gebahr ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“

Zurückgekehrt ist das heitere Fest der Weihnacht, oder der heiligen Nacht, in welcher der größte und wohlthätigste der Sterblichen, Jesus, geboren wurde. Erfreuet wird nach uralter Sitte an diesem Tage die Kinderwelt mit Geschenken der älterlichen Milde; denn sie preisen, die frohen Aeltern, den Vater im Himmel, daß der Erlöser, dessen treue Hand uns zu Gott leitet, als Kind eintrat in die menschliche Gesellschaft, und uns die trostvolle Versicherung gab, daß Gott uns alle wie seine Kinder liebe.

Als Kind trat aber der Erlöser in die Welt; so hülflos, so pflegebedürftig, wie jeder vom Weibe gebohrne; Maria, seine Mutter, wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe; er durchlief eben so, wie jeder Sterbliche die lange Bahn der jugendlichen Hülflosigkeit.

Wohl werden sich an diesem Feste viele Väter und Mütter des lieblichen Kreises ihrer Kinder erfreuen, die von ihrer Liebe gepflegt freudig und un-

schuldsvoll heraufwachsen, wie Blumen im Garten Gottes. — Aber fehlen wird es auch nicht an Vätern und besonders an Müttern, denen die lange Hülflosigkeit der Kinder und die großen Beschwerden, die sie bey ihrer mühevollen Auferziehung zu tragen haben, schwer aufs Herz fallen. Ich sehe im Geiste eine solche Mutter, wie sie am Krankenbette ihrer Kinder sitzt, trüben Gedanken dahingegeben. Sie zählt die Summe von Beschwerden und Lasten, die sie um dieser Kinder willen getragen, die Nächte, die sie schlaflos durchwacht, die schweren Sorgen, die sie seit dem Daseyn dieser kleinen Geschöpfe getragen hat. Wohl möchte sie auch manches anständige Vergnügen mit ihren kinderlosen Mitschwestern genießen, wenn sie nicht die Mutterpflicht an die Beschwerden des Hauses fesselte. Wohl könnte sie sich mit ihrem Gatten manche Bequemlichkeit und Freude des Lebens verschaffen, wenn nicht der Aufwand für der Kinder Erhaltung und Erziehung sie zwänge, auf eine Bequemlichkeit nach der andern Verzicht zu leisten. Das fällt ihr schwer aufs Herz, und fragend wendet sie den trauernden Blick zum Himmel und denkt: warum tritt doch der Mensch allein so hülflos ein ins Leben, daß es ein ganzes Jahr währet ehe sein Fuß schreiten lernt? warum muß er so lange in dem Zustande der Hülflosigkeit bleiben, daß er erst so spät sich selbst nähret und kleidet, so spät erst die Aeltern entbindet von der Last der Erziehung? — Ist nicht das Thier glücklicher, dessen Neugeborner bald nach der Geburt ein selbstständiges Leben beginnt, seine Glieder und Kräfte vollkommen gebrauchen kann, und seine Nahrung selbst, ohne

Beyhülfe der Aeltern findet? — Warum hat Gott dem Menſchen, den er doch ſchuf nach ſeinem Bilde,

warum hat er dem Menſchen eine ſo lange Kindheit aufgelegt?

Solche Klage wollen wir nicht verdammen, ſondern der Schwäche menſchlichen Herzen verzeihen, und darauf antworten, was das bewegte Herz mit dieſer Anordnung Gottes zufrieden machen kann. — Die Antwort aber iſt:

1) erkenne, daß durch dieſe Ordnung die Kinder ihre Aeltern ehren lernen.

Wohl verlebt das Thier eine nur kurze Kindheit; wohl legt es ſeinen Erzeugern nicht die Laſt einer langen und mühevollen Auferziehung auf; aber dafür iſt auch bey den Thieren, mit ſehr wenigen Ausnahmen, keine dauernde Liebe zwiſchen Erzeugten und Erzeugern zu finden, ſondern nach kurzer Friſt verjagt der ſtark gewordene Sohn den Vater, die gereifte Tochter die Mutter. Willſt du ein Gleiches erleben von deinen Kindern? — Was fühlte dein Herz, wenn es ſah, wie gefühlloſe Kinder ihren Aeltern überall merken ließen, daß ſie ihnen zu lange lebten, wie ſie dieſelben behandelten als eine verdrüßliche Laſt, und ihnen Gehorſam und freundliche Pflege verſagten? — Du wendeteſt deinen Blick mit Abſcheu von dem Anblick ſo gefühlloſer Kinder ab; — aber dieſe Abirrung von menſchlichen Empfindungen, dieſe empörende Rohheit, wie weit würde ſie nicht gehen, wie allgemein ſich verbreiten, wenn der Menſch als Erwachſener einträte ins Leben, und ſeine Abhängigkeit von den Aeltern in dem

Raume eines oder zweyer Jahre beendigt würde? Wie bald würde da das nur schwach angeregte Gefühl der Dankbarkeit erstickt, wie das Verdienst der älterlichen Pflege von der rohen schnell aufgeschossenen Kraft verkannt, wie von den Undankbaren nach dem Besitze des älterlichen Fleißes gelechzt werden?

Doch der weise Schöpfer begegnete solchen traurigen Verirrungen durch die geordnete lange Abhängigkeit des Kindes von seinen Aeltern. Eine lange Reihe von Jahren ist es ihnen aus Schwäche unterthänig, und empfängt nur aus ihrer Hand Nahrung, Kleidung und jede Wohlthat. So gewöhnt die Zeit den heraufwachsenden Menschen zu der Ehrerbietung und dem Gehorsam gegen seine Aeltern, den er bey gereifter Vernunft für seine Pflicht erkennt; so wird er fähig, die Opfer, welche ihm die Aeltern bringen, zu würdigen; so wird die Liebe zu seinen Erzeugern durch die lange Gewohnheit, Wohlthaten von ihnen zu empfangen, genährt und gestärkt; so bilden sich Kinder zu den treuesten Freunden der Aeltern, die ihnen auf ihrer fernern Lebensbahn, und besonders im Alter, hülfreich beystehen. — Doch jene Ordnung Gottes lehrt nicht nur die Kinder ihre Aeltern ehren, sondern

2) sie ist auch für die Ruhe und das Glück der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich.

Die Thiere leben in keiner durch Gesetz geordneten und durch Sitte veredelten Gesellschaft. Sie sind dazu unfähig; sie brauchen daher auch keine Erziehung und Bildung. Das Wesen der menschlichen Gesellschaft und alles bürgerlichen Glücks beruht aber

auf Gesetz und Sitte, und es ist Sache der Erziehung, den Menschen zu bilden, daß er sich beyden unterwirft und sie festhält. Zur Erziehung aber gehört Zeit. Nichts könnte daher für das Glück und die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft verderblicher seyn, als wenn die Menschen als Erwachsene in die menschliche Gesellschaft einträten oder doch bald nach ihrer Geburt volle Kraft und Selbstständigkeit erlangten? — Ohne Erfahrung und Vorsicht, ohne Gewöhnung zum Gehorsam, ohne Selbstbeherrschung, ohne Gefühl für den Werth von Gesetzen und Rechten, Sitten und Herkommen, würden diese erwachsenen kraftvollen Kinder ein Raub ihrer Begierden werden, und durch Unverstand, Eigenwillen und Leidenschaft die Ordnung der menschlichen Gesellschaft zertrümmern. Doch was sie zurichtet für das bürgerliche Leben, zu dem sie bestimmt sind, das ist das Familienleben. Darum muß der Mensch als Kind und Jüngling lange im Hause der Aeltern verweilen. Jede achtungsvolle Familie ist ein Staat im Kleinen. Die höchste Obrigkeit, gleichsam der Herr und Fürst des Hauses ist der Vater, der das Ganze in Ordnung erhält und beschützt. Der vernünftige Wille beyder Aeltern und des Hauses gesammte Wohlfahrt bilden das Gesetz, dem das ganze Haus unterworfen ist. Das Kind unter dem Einflusse dieses Gesetzes aufwachsend, lernt seinen Willen und seine Wünsche Andern unterwerfen, und gesetzliche Ordnung als nothwendig und wohlthätig ehren. Ungehorsam und Widerspenstigkeit finden ihre Strafe, und diese milden älterlichen Züchtigungen bewahren das unerfahrne Kind, daß es nicht hernach in die strengen

und traurigen Strafen der bürgerlichen Welt verfällt. — Im häuslichen Kreiſe arbeitet Eines für das Andere; jedes Mitglied hat ſein beſtimmtes, dem Ganzen unentbehrliches Geſchäft zu verrichten, und alle müſſen ſich mit Geduld und Nachſicht behandeln. Daran lernt das Kind ſich der Eintheilung der Geſchäfte des bürgerlichen Lebens unterwerfen, ſeine Abhängigkeit von andern begreifen, jeden Stand nach ſeinem Verhältniſſe zum allgemeinen Beſten achten, und den Werth und die Nothwendigkeit gegenſeitiger Nachſicht und Gefälligkeit erkennen. — Im Familienkreiſe ſind das die ſchönſten Tage, wo Liebe und Eintracht zwiſchen allen Gliedern herrſchen; die unangenehmſten aber, wo ſich Zwietracht und Haß offenbaren. So lernt das Kind an den Unannehmlichkeiten des häuslichen Unfriedens die ſchrecklichen Wirkungen des Zwieſpalts und der ungezügelten Leidenſchaften erkennen, und begreift, „daß es fein und lieblich ſey, wenn Brüder einträchtig bey einander wohnen.“ — Das Haus der Aeltern iſt für das Kind ein Spiegel der Welt, der bürgerlichen Sitten, der Gewohnheiten und Lebensart ſeines Volks. Das Kind lernt hier den Menſchen nach ſeinen guten und ſchwachen Seiten kennen, ohne ſein Lebensglück als Lehrgeld zahlen zu müſſen. Es lernt in dem älterlichen Hauſe die Sprache und mit ihr die Gedanken und Begriffe ſeines Volks; es macht die Sitten deſſelben allmählig zu den ſeinigen, und ſchließt ſich dann deſto williger und fügſamer an die Sitten und den Geiſt der großen bürgerlichen Geſellſchaft an.

Wolltest du noch murren gegen Gottes weise Ordnung, welche den Aeltern eine lange und mühsame Erziehung der Kinder zur Pflicht macht? —

Doch diese Ordnung ist auch gütig, denn alles Weise ist auch gut. Sie befördert

3) die sittliche Vollkommenheit der Aeltern und erhöht das Verdienst ihres Lebens. Du mußt ja wohl bekennen, nicht der habe am besten gelebt, der viel genossen, aber nichts Edles vollbracht habe, sondern der, welcher sich bildete zur Weisheit und Tugend, seine Kräfte in nützlicher Thätigkeit übte, und seinem Leben einen moralischen Gehalt gab durch treue Erfüllung seiner Pflichten. Je größer der Wirkungskreis ist, in den dich Gott versetzt, je mannigfaltiger die Verhältnisse sind, in denen du lebst; desto weiter und gesegneter ist dein Uebungsplatz für eine pflichtmäßige Thätigkeit. Der gesegnetste ist dein Haus, ist die Welt deiner Kinder. Sie legt dir Pflichten auf, die dir in andern Verhältnissen gar nicht oder kaum möglich wären. — Es ist wohl schön und erfreuend, dem Leidenden ein Tröster, dem Kranken ein Arzt, dem in Lebensgefahr schwebenden ein Retter zu seyn. Wo aber blüht dir der Kranz dieses Verdienstes, der immer einen besondern Beruf, oder ausgezeichnete Kraft oder günstige Gelegenheit fordert? — dir blüht er in deinen Kindern, in der Sorgfalt und Treue, mit welcher du sie pflegst und wartest, daß sie aufblühen in lieblicher Schönheit und Gesundheit. — Noch schöner und erquickender ist es den Seelen ein Arzt zu seyn, und durch Lehre und Beyspiel zu unterrichten und zu bessern zum seligen Leben. Denn

„leuchten werden die Lehrer wie des Himmels Glanz, und die Viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ — Aber wo blüht dir der selige Kranz dieses Verdienstes, da du nicht berufen bist zu unterrichten? — Er blüht auch dir in der Welt deiner Kinder; ihre Seele ist der Tempel Gottes an der du Priesterin der Weisheit und Tugend bist; hier magst, hier kannst du lehren, ermahnen und erbauen durch Wort und Beyspiel. — Für andere Pflichten findest du wenigstens hier einen immer bereiteten, und unvermeidlichen Uebungsplatz. Du beherrschest deine Fehler, weil du dich scheuest vor deinen Kindern; du erlangst hier eine Geduld, du fühlst dich erweckt zu einer nützlichen Thätigkeit, zu einer Mäßigung und Häuslichkeit, welche dein ganzes Leben reinigt und verschönert, und lernst Entsagungen, welche dich vor manchen Thorheiten und Ausschweifungen bewahren.

Und wenn einst deines Lebens Richter nach dem Verdienste deines irdischen Daseyns fragt; kannst du nicht dann auf deine Kinder verweisen, die du zu guten Menschen erzogst, in deren Seelen du den Keim der Frömmigkeit und Tugend befruchtetest? Erwerben sich nicht Aeltern, welche der menschlichen Gesellschaft tugendhafte und nützliche Mitglieder erziehen, ein Verdienst, das zwar nicht in die Augen fällt, aber an innerm Werthe manches andere Verdienst, dessen Preis die Welt erfüllt, unendlich übertrifft; das zwar von der Welt oft nicht, aber immer von Gott erkannt und belohnt wird? Aber blühte deinem Leben dieser

Kranz des Verdienstes, wenn deine Kinder deiner Pflege und Leitung nicht bedürften? —

Und so groß auch immer die Beschwerden dieser langsamen Kindererziehung seyn mögen, so sind doch auch Kinder 4) die reichste Quelle edler Familienfreuden. Ihre Heiterkeit, ihre schuldlosen Scherze, die Beweise ihrer guten Eigenschaften, die kleinen Liebesdienste, durch welche sie die Aeltern erfreuen, der frohe Anblick ihrer geistigen und körperlichen Entwickelung; dieses alles mildert den Ernst des Familienlebens, gibt seiner Einförmigkeit Abwechslung, seiner Stille Lebendigkeit, versüßt Sorgen und Arbeiten, und schließt uns gleichsam einen Garten lieblicher Blüthen auf, die das Herz erfreuen. Besonders labend ist das jugendliche Leben dem, der dem Abend seines Lebens zueilt. Mit Innigkeit hangen Greis und Matrone an der Kinderwelt; mit Freuden weilen sie in der Mitte derselben, nehmen an ihren Spielen theil, und erheitern sich durch die Blüthe der Jugend den ernsten Abend ihres hinwelkenden Lebens.

Doch auch dir, die du in der Blüthe der Jahre stehst, öffnet sich in deinen Kindern eine Quelle der edelsten Freuden. Denn die schönste Freude ist ja doch die Freude an dem Menschen selbst, weil es nichts Höheres und Herrlicheres gibt auf Erden als ihn. Wenn sich der Gärtner eines Baumes freut, den er selbst pflanzte, zog und veredelte; wie sollten sich nicht Aeltern der Kinder freuen, denen sie das Daseyn gaben, die sie zogen, bildeten, veredelten? Würde aber dieses Glück seyn, was es ist, wenn es nicht Zeit, Geduld, Arbeit und Beschwerde kostete, wenn es nicht

für einen gewiſſen Preis erkauft würde? Was das Glück uns zuwirft, hat nicht den Werth deſſen, was wir mit Anſtrengung errangen. Die Sorgen und Nachtwachen, die Beſchwerden und Opfer, die du deiner Kinder wegen übernimmſt, ſie ſind es, die dich mit frohem Gefühle ſagen laſſen: ſiehe, nächſt Gott, ſind dieſe blühenden hoffnungsvollen Geſchöpfe mein Werk, die Frucht meiner Sorgen und Arbeiten. Ich habe ſie erzeugt und erzogen, ich ihren Leib zum fröhlichen Gedeihen gepflegt, ich der Tugenden Keim in ihren Seelen befruchtet.

Und dieſes Bewußtſeyn, ſollte es nicht alle Beſchwerden der Kindererziehung weit überwiegen und reichlich vergelten?

Langſam leitet Gott den Menſchen aus der Nacht des Nichtſeyns zum vollen Lichte des Lebens. Nicht plötzlich darf dieſes Licht den Neugebornen treffen; — er würde ſonſt erblinden. Darum ordnete der Schöpfer die lange Morgendämmerung der Kindheit. Liebevoll ſteht die Aelternliebe am Eingange des Lebens, um den neuen Ankömmlingen des Lebens Traum zu deuten, und ſich den Himmel zu verdienen, indem ſie Sterbliche für den Himmel bildet.

Wohl dem, der dieſer ſchönen Pflicht freudig und treu genügt!

Am 2. Weihnachtsfeiertage,

1822.

„Siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird.“ (Luk. Kap. 2, v. 10).

Die neue durch das Christenthum entstandene Zeit unterscheidet sich von der alten, vorchristlichen Zeit unter vielen andern auch dadurch, daß die alte Zeit sehr reich war an eigentlichen Volksfesten, oder an Festen, wo die große Masse der Nation irgend eine für sie wichtige Begebenheit, und allgemeine mit dem Wohle eines Landes oder Volkes verknüpfte Ereignisse festlich beging, die neuere Zeit aber daran sehr arm ist, indem zum Beyspiel in unsern Ländern kaum ein andrer, dem Volke oder Lande eigener festlicher Tag gefunden wird, als der Geburtstag eines guten Fürsten. Dennoch fehlt es uns auch nicht an Volksfesten, nur daß sie nicht, wie in der alten Welt, politischer, sondern religiöser Natur sind, und sich nicht auf die engen Grenzen eines Landes, sondern auf die Menschheit beziehen. Es ist das Christenthum, das in neuern Zeiten dem Volke seine festlichen Tage bereitet, und es bewährt sich als eine wahre Menschenreligion, indem es sich an keinen Stand und Rang, an keine bürgerlichen Verhältnisse, sondern an das rein-menschliche unsrer Natur anknüpft, und seine heiligen Feste ihrer Bedeu-

tung nach jedes menschliche Herz ergreifen und rühren oder erfreuen, also wahre Volksfeste sind.

Unter allen christlichen Festen hebt sich aber besonders das Fest der Geburt unsers Heilandes als ein frohes Volksfest heraus. Mit allgemeiner Theilnahme ist es stets in der Christenheit gefeiert worden, und wird noch gefeiert so weit als Christen wohnen; aber gefeiert nicht nur in Palläſten, sondern auch in den niedern Hütten, und in den Wohnungen jedes Standes. An diesem Tage bleibt nicht leicht irgend ein Christenherz von der Freude ganz unberührt; auch des Armen Hütte grüßt der frohe Lobgesang der Himmlischen, — auch in die Nacht des Kummervollen fällt ein tröstender Lichtstral.

Aber die Geburt des Herrn wird auch gleich als ein Fest aller Stände, und namentlich des Volks verkündiget. „Das Volk, sprach die Stimme des heiligen Propheten in grauer Vorzeit, — das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die, so da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle.“ „Siehe — rief der Engel den Hirten zu Bethlehem zu, — ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird.“

Alles, was wir in dem Evangelium des heutigen Festes (Luk. 2, v. 1 — 14) lesen, versetzt uns unter das Volk, und läßt uns

das Fest der Geburt des Herrn als ein Fest des Volks

betrachten. Denn es versetzt uns durch alles, was es erzählt, ganz in die häuslichen Kreise des Volks; es

erinnert uns lebhaft an die Verdienste, welche sich alle, auch die niedern Stände, um die menschliche Wohlfahrt erworben haben und erwerben können, und ist endlich ein rührender Beweis, von der unpartheiischen Vaterliebe, mit welcher Gott alle Menschen, auch die niedrigsten umfasset.

Alles, was uns die heiligen Schriftsteller von des Herrn Geburt erzählen, 1) versetzt uns ganz in die häuslichen Kreise des Volks.

Nicht das prachtvolle Jerusalem, des Landes reiche Hauptstadt, und eine der blühendsten Städte des Morgenlandes zu jener Zeit, ist der Schauplatz von des Herrn Geburt, sondern Bethlehem, ein unbekanntes Landstädtchen, fast vergessen unter den Städten des Landes, wäre es nicht durch die Geburt Jesu, und früher als Geburtsort des glücklichsten der Könige Israels, Davids, berühmt geworden. Nicht eine Königin im stolzen Pallaste des Herrschers, auch nicht eine Edle des Landes, auch nicht die Gattin eines Reichen, mit Glanz und Bequemlichkeit umgeben, ist die Mutter des Herrn, sondern Maria, in der Dunkelheit der Niedrigkeit lebend, das Weib Josephs, eines Bürgers zu Nazareth. Zwar stammte Maria aus Davids Geschlechte, aber längst war von diesem Geschlechte aller königliche Glanz gewichen, und seit Jahrhunderten hatten andere Regentengeschlechter ihren Sitz in der königlichen Burg zu Jerusalem aufgeschlagen. — Und den Neugebornen, — wir finden ihn nicht auf weichem Lager, in dem üppigen Wohnzimmer eines Reichen, nicht in dem Pallaste eines Großen des Landes, sondern in einer geringen Her-

berge, und in einer Krippe liegend. — Und die Geburt des Einzigen, des Erlösers der Welt, sie wurde nicht in dem königlichen Pallaste zu Jerusalem, nicht in den Häusern der Obersten im Volke, nicht in den volkbelebten Straßen der Hauptstadt verkündiget, sondern auf den Fluren Bethlehems, wo nur der Schäfer die Heerde weidete. Darum waren auch die Zeichen, an denen die Hirten den Neugebornen erkennen sollten, nicht Gold, Silber, köstliche Stoffe, eine zu Diensten bereit stehende Dienerschaar, und was sonst die Palläste köstliches verbergen, sondern dieß: daß sie das Kind finden würden in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend.

Sehet, wie die heilige Geschichte uns versetzt in die Kreise des bürgerlichen Lebens! Da ist nichts was dem Niedrigen und Armen fremd wäre, oder ihn zurückschreckte; denn die Engel, das einzige Erhabene und Hohe, was in das Gemälde der Schrift von des Herrn Geburt eintritt, können auch den Niedrigsten nicht zurück scheuchen, weil diese Engel auch s e i n e Engel sind, Freunde auch der niedrigsten Hütte, wenn nur Tugend und Unschuld ihre Bewohner schmückt. — So fühlt sich jeder aus dem Volke an diesem Feste in seinem Hause, und wird an seinen heimischen Heerd, in den Kreis seines häuslichen Lebens versetzt. Deshalb schließt sich auch sein Herz willig der Freude auf.

Soll uns aber wohl seyn bey dieser Erinnerung, soll das Fest der Geburt Jesu unser Herz ergreifen, so muß unser Haus der heiligen Familie, in deren Mitte Jesus geboren wurde, ähnlich seyn, und bey uns eben die Zufriedenheit in Gott, die Ordnung, Keuschheit

und Frömmigkeit walten, welche eine Maria, einen Joseph auszeichnete. Denn wo die Sittenlosigkeit einzieht in den häuslichen Kreis, wo statt sanfter Ermahnung die Stimme des Haders, statt des Segnens das Fluchen des Zorns, statt des Fleißes die Trägheit, statt der Ordnung die Nachlässigkeit, statt der Mäßigkeit die Ueppigkeit, statt der Redlichkeit der Betrug gefunden wird; wo die Gatten in Zwietracht leben, und durch Hader, Begierden und Ausschweifungen alle Würde des Hauses verscheuchen; wo die Kinder statt in der Furcht des Herrn erzogen zu werden, entweder in den Eitelkeiten der Welt und ihren feinern Lastern oder in der Verwilderung und Sittenlosigkeit aufwachsen; wo statt der Zufriedenheit mit seinem Stande und Berufe der Neid, die Begierde nach höhern Dingen herrscht, und die Ehrsucht die Gemüther peiniget, die Eitelkeit und Habsucht sie verblendet: — in solchen Familien, da findet die sanfte und reine Freude des heutigen Festes keinen Platz. Denn in ihnen herrscht entweder Murren oder Ausgelassenheit; jenes, wenn die Begierden ihr Ziel nicht erreichen; diese, wenn sie befriedigt werden. Doch Lustigkeit ist noch nicht Freude, und der laute Lerm der genießenden Begierde ist noch nicht Glückseligkeit. Der wahre Friede der Seele, der das Gefühl des Glücks auf dauernde Weise über alle Tage unsers Lebens verbreitet, und selbst im Unglück uns tröstend zur Seite steht, der wird nur errungen durch Ordnung, Mäßigkeit und Rechtschaffenheit, und was sonst löbliches im Leben gefunden werden mag. Soll also das heutige Fest auch in deinem häuslichen Kreise als ein Freudenfest

empfunden, soll der Engel des Friedens von deiner Schwelle nicht verscheucht werden, sondern sich niederlassen können an dem Heerde deines Hauses; so musst du in deinem Hause und Herzen das heilige Gesetz treu bewahren, das, als Gottes Stimme, die Regel deiner Gefühle, Bestrebungen und Handlungen seyn soll.

Ein Fest des Volks ist das Geburtsfest Jesu, denn es ist 2) auch eine lebhafte Erinnerung an die Verdienste, welche sich jeder Stand, auch die niedern, um die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts erworben haben, und erwerben können.

Oberflächlich besehen könnte es scheinen, als habe Gott nur wenigen Menschen den Beruf und die Mittel gegeben, die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zu erhalten und zu erweitern; nämlich den Herrschenden, den Fürsten, den Obrigkeiten, den Mächtigen und Reichen. Denn diese scheinen es ja zu seyn, von denen alle wohlthätigen Verbesserungen in der menschlichen Gesellschaft allein ausgehen sollen, da die Regierten, oder das Volk, nur gehorchen, nicht aber selbst einen Weg einschlagen sollen. Sonach könnte es scheinen, als ob der Weg, sich Verdienste um die Menschheit zu erwerben, von Gott selbst, der das Amt der Regierenden geordnet hat, dem Volke verschlossen worden sey, und als ob alles Bessere auf Erden nur von oben nach unten, nicht aber von unten nach oben ausgehen müsse. Befragen wir aber die Erfahrung, so spricht sie anders, und zeigt, daß zwar Regenten und Obrigkeiten die nächste Pflicht und die größten Mittel in Händen haben, allgemeine Veränderungen zur Wohl-

fähet der Menschen zu bewirken, daß aber auf der andern Seite der schöne Weg des Verdienstes keinem Stande verschlossen und an kein Verhältniß gebunden ist. Und dieses offenbart uns mehr als alles die größte und wohlthätigste Veränderung, die jemals die Welt gesehen hat, das Christenthum. Es faßte seine erste Wurzel im Volke, und wurde von ihm gepflegt und den höhern Ständen als eine göttliche Gabe dargebracht.

Des Christenthums Stifter, der Sohn des Höchsten, er wurde geboren im Volke und groß gezogen in dem bürgerlichen Hause Josephs. Ob er gleich der Welt Heiland seyn sollte, so versetzte ihn Gott doch nicht in den Pallast des Herodes oder in die Häuser der Großen seines Reichs. — Die zwölf heiligen Säulen der christlichen Kirche, die Apostel, sie waren gewählt nicht aus den Reichen, den Mächtigen, den Nächsten des Königes Herodes, sondern aus dem Volke. Und das gute Land, in welchem, um mit dem Gleichnisse Jesu zu reden, der Saame der göttlichen Lehre zuerst Wurzel faßte und Früchte trug, es waren nicht Herodes und seine Diener, nicht die mächtigen Phariseer, nicht die reichen Sadducäer, nicht die stolzen Priester, sondern es war das Volk. — Und als sich das Christenthum über Judäa's enge Grenzen hinaus verbreitet, und von den Aposteln zu den Völkern des römischen Weltreichs gebracht wurde, so faßte es auch hier hauptsächlich zuerst im Volke feste Wurzel. Nicht die römischen Kaiser, nicht ihre Statthalter und Landpfleger waren es, die es aufnahmen; sie verfolgten es vielmehr mit allen Mitteln ihrer Macht: sondern das

Volk war es, das der Stimme Gottes zuerst Ohr und Herz öffnete, und nur erst als fast die Hälfte der römischen Welt von dem Christenthum erleuchtet war, zu Anfange des vierten Jahrhunderts drang es auch zu dem kaiserlichen Throne, nur erst von dieser Zeit an fügten der Kaiser Constantin und dessen Nachfolger den Schutz der höchsten Obrigkeit dem guten Werke hinzu. — Und blicken wir endlich auf die segensreiche Erneuerung des wahren Christenthums im 16ten Jahrhundert, oder auf die Reformation, waren nicht ein Luther und Melanchthon, ein Zwingli und Calvin und andere fromme Männer, durch die Gottes Hand wirkte, Männer aus dem Volke, fromme Zöglinge des häuslichen Lebens? —

So viel großes und gutes daher auch die höhern Stände in der menschlichen Gesellschaft geleistet, so viel auch sie sich Verdienste namentlich um die Verbreitung des Christenthums und die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts erworben haben; so klar ist es doch, daß der Kranz solcher hoher Verdienste jedem Stande blüht, auch dem niedern.

Das heutige Fest feiert also eine Anstalt, die im Volke entstand, fromme Männer und Wohlthäter der Menschheit, die aus seiner Mitte entsproßten, und die Pflanzung eines segensreichen Baums, der im niedrigen Erdboden wurzelte, aber mit seinen grünenden Zweigen endlich auch die erhabenen Throne umschloß und beschirmte. Es erweckt dadurch in jedem, welches Standes er auch sey, das erhebende Gefühl, daß die göttliche Vorsehung keinem den Weg zum Verdienste verschlossen hat, wenn er nur den Weg der Gottes-

furcht und des Fleißes betritt, und ſich nicht ſelbſt durch Trägheit und Laſter erniedriget.

Welche Aufforderung aber an alle, die nicht durch Stand und Macht erhaben ſind, ſich ſelbſt dadurch zu ehren, daß ſie ſich mit Kenntniß, Redlichkeit und Frömmigkeit ſchmücken! — O, wenn es euch erfreulich iſt, das Feſt des Herrn als ein Volksfeſt zu feiern, ſo vergeßt auch nicht, daß es die Frommen und Redlichen im Volke waren, die Gott würdigte, Gutes zu vollbringen, und hütet euch deſto mehr, eure menſchliche Ehre durch Sünde und Untugend zu beflekken, je weniger ihr dieſe Blöſe mit dem Schimmer äußerer Größe zu verbergen vermöget. Vergeßt nicht, daß der Menſch nur durch Unwiſſenheit, Unverſtand, Laſter und niedrige Begierden wahrhaft niedrig, vor Gott und Menſchen verächtlich und der Welt unnütz wird, daß aber Weisheit, Kenntniß, Tugend und Gerechtigkeit jedem, auch dem niedrigſten Ehre geben vor Gott und Menſchen. Bewahrt daher den Schmuck der Frömmigkeit, wenn ihr auch ſonſt keinen Schmuck habt; der Stand der Kinder Gottes ſey euer köſtlicher Ehrenſtand, wenn ihr auch ſonſt in keinem hohen Stande lebt; der Gehorſam gegen Gottes Willen ſey euer ehrenvolles Amt, wenn ihr auch ſonſt kein Amt verwaltet.

Welche Aufforderung aber auch für alle, beſonders an die, in deren Händen Gewalt und Einfluß iſt, ſich der Erleuchtung und Bildung des Volks zu Weisheit und Tugend treulich anzunehmen! — O, ferne ſey von allen, die Gott höher geſtellt hat als das Volk, der thörichte Stolz, der da wähnt, vor Gott gelte

das Ansehn der Person, und er gebe nur denen Weisheit und Gnade, denen er Macht und Ehre gegeben habe; ferne der unchristliche Wahn, als ob ein aufgeklärter Verstand und ein edler Wille dem Volke schädlich, und daß sein Glück und die Ruhe der Staaten nur blühen könne, wenn es in tiefer Finsterniß der Unwissenheit dahin wandle. Dieser Wahn und jener Stolz erscheinen uns als unchristlich an einem Feste, das uns erinnert, wo Jesus geboren wurde, woher die Apostel stammten, und wo das Christenthum zuerst wurzelte; sie erschienen uns als streitend mit Gottes Weisheit und Güte, der Jesu Geburt als eine Freude, die allem Volke widerfahren sollte, verkündigen ließ, und durch sie feierlich erklärte, daß er wolle, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. — Fern sey aber auch vom Volke jene traurige Trägheit und jener niedrige Sinn, welcher die Anstalten für die Bildung des Verstandes und Herzens so unverantwortlich vernachlässiget, die Jugend aus nichtigen Vorwänden von den Schulen zurückhält, sie in Unwissenheit und Rohheit aufwachsen lässet, und den Tag des Herrn entweder der sinnlichen Lust, oder der arbeitenden Habsucht weiht, den Geist aber ersterben lässet aus Mangel an Licht und Nahrung. — Wenn das Fest des Herrn ein Fest des Volks ist, so komme auch das Volk zum Herrn, und öffne seine Seele dem Lichte, das ihm Gott gesendet hat. Und wenn Gott auch die im Volke gebornen würdiget, ihnen Weisheit und Gnade zu geben, und durch sie Gutes zu schaffen auf Erden, so pflege auch jeder im Volke die Keime des Guten mit

Treue und Sorgfalt, die Gott vielleicht auch in die Glieder ſeines Hauſes niedergelegt hat.

Endlich erſcheint uns das Feſt der Geburt Jeſu als ein Volksfeſt, weil es 3) ein rührender Beweis iſt von der Liebe, mit welcher Gott alle Menſchen, auch die niedrigſten, ohne Unterſchied der äußern Verhältniſſe umfaſſet.

Im äußerlichen Zuſtande der Menſchen hat Gott nach ſeiner Weisheit große Unterſchiede unter den Menſchen feſtgeſtellt. Die einen herrſchen, die andern gehorchen; die einen ſtehen hoch, die andern niedrig; die einen leben in Glanze, die andern in Dunkelheit. Im Gefühle ſeiner Vorzüge wähnt der Beglücktere leicht, er ſey auch der Beſſere, der von Gott geehrte, ſey aus beſſerm Stoffe und nicht auch wie der geringſte aus Erde erbaut; der Unbeglückte aber wähnt, er ſey von Gott zurückgeſetzt, er ſey von Natur ſchlechter, und Tugend, Rechtſchaffenheit und gute Sitten würden von ihm weniger gefordert. So dachte die alte heidniſche Welt, und darum glaubte der glückliche Sieger ein Recht zu haben, die entehrenden Feſſeln der Sclaverey um den Beſiegten ſchlagen, und ſeinen Urſprung nicht von Menſchen ſondern von Göttern ableiten zu dürfen. So dachte auch beym jüdiſchen Volke der verblendete Haufe der Phariſäer, Sadducäer und Prieſter, die auf das Volk als eine ſchlechte Maſſe herabſahen, nach welcher Gott nicht frage. Darum ſchwang in der heidniſchen Welt die Gewalt ihre Geißel über den Sclaven, und die Tyranney des Glücks achtete den niedern Haufen nur gleich einer Heerde, er-

ſchaffen um ſie mit ihrem Schweiße und Blute zu ſättigen. Doch mit dem Chriſtenthum ging ein wohlthätiges Licht auf über die, ſo da wohnten in Finſterniß und ſaßen im Schatten des Todes. Laut that es den Willen des großen Gottes kund, daß er alle liebe, daß alle, hohe und niedre, von einem Blute abſtammen, daß alle Brüder eines Hauſes ſeyen. Denn für alle ſandte er ſeinen Sohn, und ließ ihn geboren werden in des Volkes dunkler Mitte. Die göttliche Wahrheit, ſie war beſtimmt, alle Stände zu erleuchten, und auch den Armen wurde das Evangelium geprediget. Die Erlöſung, die durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt, ſie iſt ein Heil, das allem Volke widerfahren ſoll. Die göttliche Liebe, ſie wacht nach Jeſu Wort über alle mit gleicher Liebe, und hat allen nur einen Himmel und eine Seligkeit bereitet. Der erſte Schmuck des Chriſten, die treue Bruderliebe, ſie ſoll nicht fragen nach Stand und Rang, nach Macht und Ehre. Die Gottesverehrung, die das Chriſtenthum ſtiftete, ſeine Altäre und Sacramente, ſeine Tempel und Schulen, ſie ſind allen gemein, weil ſie alle unter einander Brüder und alle Kinder Gottes ſeyn ſollen.

Durch Jeſum, ſein Wort und ſeine Kirche bekam daher die Welt eine neue und erfreulichere Geſtalt. Auch der Fürſt in ſeinem Purpur durfte ſich nun nicht ſchämen, den geringſten ſeiner Unterthanen Bruder zu nennen, da der Sohn Gottes aller Menſchen Bruder geworden war. Da ſchlang ſich das Band gemeinſamer Achtung und hülfreicher Liebe um alle Stände; da löſeten ſich die Feſſeln des armen Sclaven; da entfloh

die Tyranney der alten heidnischen Welt; das Christenthum raubte den Fürsten die widerwilligen Sclaven, aber es schenkte ihnen die Herzen und die Treue williger und gebesserter Unterthanen; es befreyte die Völker von willkührlichen Tyrannen, aber es gab ihnen treusorgende Väter, und Regierende und Regierte traten zusammen, wie sich im väterlichen Hause Vater und Kinder vereinen zu einer gottgefälligen Familie.

O, so gelobet ihr alle, die Gott mit Macht und Würde geschmückt und über andere erhoben hat, gelobet Gott an dem heutigen festlichen Tage, daß ihr im Geiste der Religion Jesu. und nach dem Willen und Vorbilde eures Schöpfers die brüderlich lieben wollt, die Gott liebt, die er begnadigt, für welche er auch den Sohn sandte, daß sie glücklich werden sollten. Seyd gerecht und mild; bedient euch der Vorzüge, durch welche euch Gott erhoben hat, um Glück und Zufriedenheit um euch her zu verbreiten, und die Quellen des Heils, die Gott allen Menschen in Jesu eröffnet hat, immer offen und reichlich strömend zu erhalten.

Ihr aber, die ihr in Dunkelheit und Niedrigkeit lebt, faßt an dem heutigen Feste ein festes Vertrauen zu Gott, der auch für euch in Jesu das Licht aufgehen ließ, das euch erfreuen und beseligen kann. Haltet euch nicht für zu gering, daß Gott die Blicke seiner Gnade nicht auch auf euch richte. Vor Gott ist nichts groß, aber auch nichts klein, was er erschaffen hat. Gott siehet, sagt die Schrift (Hiob. 34) nicht an die Person der Fürsten, und erkennet den Herrlichen nicht mehr denn den Armen; denn sie sind alle seiner Hände Werk. — Auch deine Sorgen also, auch deinen

Gram, auch deine Seufzer und Bitten vernimmt das Ohr des Höchſten, und ſeine Hülfe wird auch dir nahe ſeyn, wenn es ſeiner Weisheit gemäß iſt. Aber auch auf deine Wege, deine Anſchläge, deinen Gehorſam oder Ungehorſam ſieht das Auge Gottes; deine Niedrigkeit rechtfertigt vor ihm nicht ein unwürdiges Leben, ſondern ſo wie er auch dir zum Heil ſeinen Sohn ſandte, ſo fordert er auch von dir, daß du ſeiner Stimme treu gehorchen und dich rein erhalten ſollſt von dem Schmuze der Sünde.

So laſſet uns den Ewigen preiſen für ſein väterliches und weiſes Walten, durch das er uns heiliget und erfreuet, und für die Geburt Jeſu Chriſti, den er allen zum Helfer ſandte, daß wir alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen ſollen. Jeglicher Mund und jegliches Herz ſtimme freudig ein in den Lobgeſang: Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen!

Am 2. Weihnachtsfeiertage,

1821.

(In der Hofkirche gehalten.)

„Durch weise Weiber wird das Haus erbauet; eine Närrin aber zerbrichts mit ihrem Thun.“ (Sprüchwörter Kap. 14, v. 1.)

Das heutige Fest richtet unsre Andacht auf die Geburt dessen, der, im Dunkel der Niedrigkeit geboren, dem menschlichen Geschlechte zum Heiland gesendet war und durch sein göttliches Wort und sein erhabenes Beyspiel die wohlthätigste Umwandelung des Glaubens, der Gesetze, der Sitten bey so vielen Völkern der Erde hervorbrachte. Es richtet unsre Blicke aber auch zugleich auf die glückliche Mutter, welche der Welt einen solchen Sohn schenkte, auf Maria, deren Name zugleich mit dem Namen ihres Sohnes so weit als Christen wohnen — und sie wohnen über den ganzen Erdkreis — genannt wird, genannt als der gebenedeieten unter den Weibern, die auserseh̃en wurde von Gott, den Beglücker der Welt unter ihrem reinen Herzen zu tragen. Nie wird der Geburt des Herrn gedacht werden ohne nicht auch zugleich den Namen der Maria zu feiern. Aber sobald ihr erhabener Sohn Jesus auftrat im öffentlichen Leben, so trat sie zurück; sie blieb in dem engen Kreise ihres Hauses. Nur in

der Geschichte der Kindheit Jesu wird ihr Name genannt; dann schweigt die heilige Geschichte von ihr, und gedenkt ihrer nur noch bey einigen Gelegenheiten. An dem öffentlichen Leben und Wirken Jesu hatte sie keinen Antheil, bey dem großen Werke Jesu hatte sie kein Geschäft, sondern dieses wurde allein durch Personen des männlichen Geschlechts fortgeführt und vollendet.

Es fand also auch hier statt, was wir in der Erfahrung so oft bemerken; nämlich daß die öffentlichen Angelegenheiten in die Hand des männlichen Geschlechts gegeben sind, das weibliche Geschlecht aber auf das Haus und die Familie beschränkt ist. Das Weib nämlich wird durch seine natürliche Bestimmung von der Verwaltung öffentlicher Aemter ausgeschlossen, und ihr Beruf versagt ihr das Studium der Wissenschaften, das Erlernen der Künste, das Reisen durch ferne Länder, den Gebrauch der Waffen, und schränkt ihr Leben und ihre Thätigkeit auf den engen Kreis ihres Hauses ein.

Scheint aber nicht hierin der Schöpfer gegen das weibliche Geschlecht unbillig gewesen zu seyn, als er ihm einen so eingeschränkten Beruf anwies, und dasselbe von aller unmittelbaren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ausschloß? Scheint er ihm nicht die Möglichkeit, sich um das allgemeine Beste Verdienste zu erwerben, versagt, und dadurch dem männlichen Geschlechte einen unverdienten Vorzug gegeben zu haben? — So scheint es wohl manchen Personen des weiblichen Geschlechts, und nicht selten sind sie daher unzufrieden mit dem Berufe ihres Ge-

ſchlechts, nicht ſelten ergreift ſie die Neigung, ihrem urſprünglichen Berufe untreu zu werden und ſich die Geſchäfte der Männer anzueignen. Doch des Schöpfers Ordnung iſt immer weiſe und gut. Auch dem weiblichen Geſchlechte hat er eine Beſtimmung gegeben, durch die es ſich nicht nur die größten Verdienſte um das gemeine Weſen erwerben kann, ſondern in deren treuer Erfüllung es auch die ſüßeſten Lebensfreuden genießt. Dieß müſſe weibliche Seelen erfüllen mit Zufriedenheit mit dem ihnen von Gott zugetheilten Looſe, die Männer aber beſtimmen, die Würde des weiblichen Berufs anzuerkennen, und für deſſen treue Erfüllung dankbar zu ſeyn.

Die Mutter des Herrn finden wir im Evangelium des heutigen Textes (Luk. 2, v. 15 — 20) ganz in der Lage, welche die Vorſehung dem weiblichen Geſchlechte überhaupt vorgezeichnet hat; abhängig von ihrem Gatten, die Beſchwerden und Gefahren der Mutterpflicht tragend, und mit der Sorge für häusliche Angelegenheiten beſchäftigt. Sie ſtellt uns dadurch das Bild des weiblichen Berufs vor Augen, aber ſie zeigt uns auch

daß der Beruf des Weibes eben ſo reich an Verdienſt um das menſchliche Geſchlecht ſey, als der Beruf des Mannes.

Denn nach dieſem Beruf iſt das Weib die Mutter aller Lebendigen, die erſte Erzieherin der kommenden Geſchlechter, und die Stifterin und Bewahrerin des häuslichen Glücks.

Das Weib ist 1) die Mutter aller Lebendigen. Warum der Name der Maria noch nach achtzehn hundert Jahren in allen Theilen der Erde so hochgefeiert ist, davon ist die Haupturſache dieſe, daß ſie die glückliche Mutter des Welterlöſers wurde, und für die Erhaltung ſeines Lebens mit zarter Mutterliebe wachte. Nun konnte zwar der Vorzug, die Mutter des Weltheilandes zu ſeyn nur einer, der Maria, zu theil werden, weil Jeſus nur ein Mal geboren werden konnte; aber wenn die ſtete Erneuerung des menſchlichen Geſchlechts durch die Geburt überhaupt etwas großes und wunderbares iſt, wenn alle Menſchen aller Zeiten, die ſich durch Verdienſt und Tugend auszeichneten, wenn alle, die im jetzigen Augenblicke die Welt mit ihrem Verſtande erleuchten, durch ihre Tugenden beglücken, durch ihre Thätigkeit verbeſſern, vom Weibe geboren ſind; ſo iſt klar, daß es ein hoher Beruf iſt, den der Schöpfer dem weiblichen Geſchlechte anwies, die Mutter aller Lebendigen zu ſeyn, und alle, die auf Erden jemals erſcheinen ſollen, unter ihrem Herzen zu tragen und ſie ins Leben einzuführen.

Doch die Würde dieſes Berufs wird uns noch offenbarer, wenn wir uns daran erinnern, daß auch die Kraft, Geſundheit und die glückliche Entwickelung der zu gebährenden von der Mutter, wenn auch nicht ausſchließlich, doch hauptſächlich abhängt. Neun Monate trägt ſie ja das Kind unter ihrem Herzen und nährt es von ihrem Blute, und auch wenn es geboren iſt, reicht ſie ihm die erſte Nahrung aus ihrer Bruſt. Sie iſt der Baum, der die Frucht, die leben ſoll, trägt und nährt. Ein guter Baum aber wird gute

Zuchte bringen. Der Einfluß der Gebährenden auf die Gebornen iſt daher groß und entſcheidend; Geſundheit und Stärke, ja ſelbſt das Temperament der Gebornen ſind gleichſam die Anſtener fürs Leben, welche kräftige Mütter ihren Kindern mitgeben, wenn ſie dieſelben von ihrem Herzen und ihrer Bruſt trennen. Keine Nation, kein Zeitalter kann in Kraftloſigkeit und Entnervung verſinken, wenn nicht vorher das weibliche Geſchlecht ſich ſelbſt verzärtelt, und durch Wolluſt, Ueppigkeit, thörichte Moden, zerſtörende Vergnügungen und ſchwächende Leidenſchaften ſeine Kraft zerrüttet hat. Kein Volk, kein Zeitalter wird ſich aber auch zu höherer Kraft, Stärke und Tapferkeit dauernd erheben können, wenn nicht das weibliche Geſchlecht durch Keuſchheit, Mäßigkeit, ein naturgemäßes Leben und Treue in ſeinem häuslichen Berufe ſich gekräftiget und verwandelt hat.

Sehet hier, ihr Frauen, die Würde und das Verdienſt eures Geſchlechtes, und euern nicht zu berechnenden Einfluß auf das Wohl der Nationen und und Familien. Erkennt, was ihr der Menſchheit ſeyn ſollt, und achtet dieſen heiligen Beruf. Bildet euch durch reine Sitten, Mäßigkeit, Arbeitſamkeit, und durch Beherrſchung der gefährlichen Leidenſchaften zu geſunden und kräftigen Müttern eines glücklichen Geſchlechts. Bedenkt, daß es eine Verſündigung an der Menſchheit iſt, wenn ihr durch Wolluſt, Ueppigkeit, übermäßige Vergnügungen, Zorn und unbeherrſchte Leidenſchaften euch entnervet und euch jene widernatürliche Reizbarkeit zu eigen macht, welche die Schwäche bezeichnet, und ſich ſo leicht durch euch euern Kindern

und den kommenden Geſchlechtern mittheilt. Bedenkt, daß euer Beruf, die Mutter der Lebendigen zu ſeyn, euch mit Freuden lohnt, welche der Entſagung und Selbſtbeherrſchung wohl werth ſind. Denn wenn ihr mit Schmerzen Kinder gebäret, — Schmerzen, welche das männliche Geſchlecht nicht kennt, ſo werdet ihr auch durch eine Innigkeit der Liebe und des Entzückens über den neugebornen Säugling erfreuet, welche dem männlichen Geſchlechte nie zu theil werden kann, daher auch die Mutterliebe bey allen Völkern das Bild der höchſten und innigſten Liebe iſt. — Ihr aber, die ihr Männer ſeyd, erkennet den hohen Beruf der Frauen, die Mutter aller Lebendigen zu ſeyn; ehrt in ihnen dieſen Beruf; mißbraucht die größere Stärke, die euch die Natur verlieh, nicht zur Mißhandlung des ſchwächern Geſchlechts, ſondern erinnert euch, daß auch ihr vom Weibe geboren ſeyd; bezeigt den Frauen die Achtung, die Aufmerkſamkeit, Schonung, die Fürſorge für Erhaltung ihrer Geſundheit und die Erheiterung ihres Gemüths, welche euch jener große Beruf des Weibes zur heiligen Pflicht macht.

Nicht aber nur die Mutter aller Lebendigen iſt das Weib, ſondern auch 2) die Erzieherin der kommenden Geſchlechter.

Jeſus, ſo großes er auch vollführen ſollte, war doch bey ſeiner Geburt keinem andern Schutze übergeben, als dem einer liebenden Mutter. So finden wir ihn im heutigen Evangelium, und es galt von ihm, was von jedem neugebornen gilt:

„Der Mutterliebe zarte Sorgen,
bewachten ſeinen jungen Morgen.“

Die Erhaltung und Entwickelung eines so kostbaren Lebens verdanken wir also der Mutter des Herrn; aber gewiß auch ihr, obgleich die evangelische Geschichte von Jesu Jugend nur wenig erzählt, die erste Bildung des Charakters Jesu, und die erste Entwickelung der ihm von Gott gegebenen hohen Kräfte. Denn schon bey seiner Geburt war Maria auf die erhabene Bestimmung ihres Sohnes aufmerksam gemacht worden, und es heißt von ihr, sie habe alle ihr von diesem Kinde gesagten Worte in ihrem Herzen bewegt; und die Milde, welche Jesus überall zeigte, die Zartheit und Reinheit seiner Empfindungen, die hingebende Liebe zu allen Menschen, die edle Sanftmuth seines ganzen Benehmens, und das lebendige und schnelle Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne stellen zu sehr den Charakter des Weibes in seiner edelsten Gestalt dar, als daß wir nicht vermuthen müßten, diese liebenswürdigen Eigenschaften des Herrn seyen ein Erbtheil der ersten Erziehung einer trefflichen Mutter. — Wenn nun aber auch nicht jede Mutter Kinder von ausgezeichneten Fähigkeiten zu bilden hat, so ruht doch die erste Bildung und Erziehung der kommenden Geschlechter ganz in den Händen der Mütter. Sie sind es, die den neugebornen in ihre pflegenden Arme aufnehmen, und ihm aus liebender Brust die erste Nahrung reichen, und so die schwache Flamme des Lebens mit zärtlicher Sorgfalt erhalten und durch Mittheilung ihrer eigenen Kraft verstärken. Ist dieses nicht ein würdiger, verdienstlicher Beruf? Flößt nicht die Mutter mit dem Säugling an ihrer Brust selbst dem rohen Krieger Ehrfurcht ein? Ist es nicht aber auch

ein glücklicher und freundlicher Beruf? Wird ihn je eine gefühlvolle Mutter um die Schmerzen der Geburt missen wollen, oder den Mann beneiden, dem seine Bestimmung solche Pflege des geliebten Kindes versagt?

Doch das weibliche Geschlecht nährt den neugebornen nicht nur, sondern es wartet und trägt ihn, es lehrt ihn die ersten Schritte versuchen, und es entwikkelt den edlen Vorzug des Menschen, die Sprache, zuerst in dem Kinde, daher wir auch die einheimische Sprache nicht die Vatersprache, sondern die Muttersprache nennen. Die Mutter aber ist es, welche den aufwachsenden Menschen, weil sie ihn bis zu gewissen Jahren fast allein in der Pflege hat, und immer im Kreise der Kinder verweilt, während der Mann seinem Berufe dienen muß, — die Mutter ist es hauptsächlich, welche zuerst die erwachenden Fehler und Leidenschaften, aber auch zuerst die hervorbrechenden Fähigkeiten und guten Anlagen des Kindes bemerkt. In ihrer Hand ruht es daher mehr als in der Hand ihres Gatten, das Fehlerhafte im Kinde gleich im Keime zu ersticken, oder ihm eine heilsame Richtung zu geben, das Gute aber mit treuer Hand zu pflegen und zu bilden. Aus ihrem Munde empfängt das Kind die erste Kenntniß der Welt, hört die ersten Wahrheiten, oder vernimmt die ersten Vorurtheile und Irrthümer. Von ihr lernt es die ersten Begriffe von Recht und Unrecht; von ihr hauptsächlich muß es durch Wort und Beyspiel zur Milde, Sanftmuth, Liebe und Religiosität erweckt werden. Der Mutter ist das schöne Loos beschieden, die willigen Herzen der Kinder zur Hoch-

achtung gegen die Geſetze, zur Liebe zum Vaterlande zu begeiſtern, und ihnen das feinere Gefühl für ſittliche Ehre und ſchuldloſe Untadelhaftigkeit einzuflößen. Kein Vater, kein männlicher Lehrer vermag in den frühern Jahren der Kinder ſo viel zu auf ſie wirken, als das Wort einer edlen Mutter, oder der, welche Mutterſtelle vertritt. Denn feſter hängt das Kind an der Mutter, deren treue Pflege es jeden Augenblick empfindet, als an dem Vater; leichter geht ihr mildes ſanftes Wort zu Herzen als der ſtrenge Befehl des Vaters, und ein dunkles Gefühl von den Schmerzen und der Lebensgefahr, mit der ſie das Kind gebar, zieht dieſes vorzugsweiſe an der Mutter Herz mit Liebe und Vertrauen.

Welch ein weites Feld alſo für das weibliche Geſchlecht, ſich große ja unſchätzbare Verdienſte um die Menſchheit zu erwerben, da es ſein Beruf iſt, alle zarten Keime zukünftiger Tugenden und Verdienſte zu pflegen? O, in Wahrheit! — dieſes Verdienſt, obgleich verborgen und geräuſchlos, iſt doch von unendlicher Wichtigkeit, und wird nicht nur erkannt von dem, dem jede verborgene gute That offenbar iſt, ſondern auch von allen verſtändigen. Denn zahlreich ſind die großen und verdienten Männer des menſchlichen Geſchlechts, die es dankbar geſtanden, daß ſie die wohlthätige und tugendhafte Richtung ihres Lebens der mütterlichen Erziehung verdankten.

So erkennet denn, ihr Frauen, die Hoheit des Berufs, die erſten Bildnerinnen des heraufwachſenden Geſchlechts zu ſeyn, und bedenkt es, daß ihr durch deſſen treue Erfüllung einen hohen Lohn vor Gott und

die schönste Bürgerkrone vor Menschen verdienet. Und dazu bedürft ihr keiner Gelehrsamkeit, Wissenschaft, keines Muthes und keiner Körperkraft der Männer, sondern blos eines gebildeten Verstandes, eines reinen Herzens, der eurem Geschlecht eigenen Tugenden und eures vorleuchtenden frommen Beyspiels. Erkennet aber auch, wie unwürdig das Weib ist, das diesen Beruf nicht achtet, die Kinder, die sie erziehen soll, als eine beschwerliche Last betrachtet, sie durch Mangel an Pflege verderben läßt, statt ihrer Erziehung sich anzunehmen nur dem Vergnügen und der Zerstreuung lebt, oder sie wohl gar durch das böse Beyspiel von Zanksucht, Zorn, Unkeuschheit, Unreinlichkeit und andere Untugenden schon frühe verdirbt.

Ihr aber, die ihr dem männlichen Geschlechte angehört, ehret die Frauen als erste Erzieherinnen des Menschen! Verkennet nicht, was ihr selbst, was eure Kinder der weiblichen Erziehung verdanken; achtet die Frauen, die ihres hohen Berufs mit Treue warten; behandelt sie auf würdige und schonende Weise; setzt sie nicht durch Tadel oder Verachtung vor den Augen der Kinder herab, sondern seyd ihnen dafür durch Güte, durch Nachsicht, Liebe und Treue dankbar, und erkennt wie schimpflich es ist, wenn Männer, gleich den Wüstlingen und rohen Gemüthern, das weibliche Geschlecht ansehen, als sey es blos vom Schöpfer erschaffen, um den Bequemlichkeiten der Männer zu dienen, und ihre Begierden zu sättigen.

Endlich stellt sich der Beruf des Weibes nach dem Beyspiele der Maria in seiner Würde und Wohlthätigkeit auch dadurch da, daß es 3) die Stifterin

und Erhalterin des häuslichen Glücks und Wohlstandes ist.

Maria war, als sie Jesum gebahr, das vertrauete Weib Josephs; sie trat also auch ein in die häuslichen Verhältnisse, war Gattin und Hausfrau. Nun wissen wir zwar über ihr Verhalten in diesem Wirkungskreise nichts näheres, weil uns die Evangelisten nicht ihr Leben, sondern das Leben ihres Sohnes beschrieben haben; aber es läßt sich von der, welche von Gott gewürdigt wurde, die Mutter des Welterlösers zu werden, und welche die Holdselige, das ist die Hochbegnadigte genannt wurde, wohl erwarten, daß sie auch diesen Theil des weiblichen Berufs gewissenhaft werde erfüllt haben.

Wohl aber können wir mit Recht das weibliche Geschlecht als Schöpferin und Erhalterin des häuslichen Glücks und Wohlstandes betrachten. Dieß müssen wir schon darum, weil die Erziehung und Bildung der Jungfrauen zu Hausfrauen doch in Wahrheit nicht sowohl das Werk der Männer, als vielmehr das Geschäft der Frauen ist. Denn wer wäre wohl geschickter die Tochter zur Mutter und Hausfrau zu bilden, als die, welche die Pflichten dieses Standes übt und aus Erfahrung kennt? Die Mütter sind es daher hauptsächlich, aus deren Händen das männliche Geschlecht und die bürgerliche Gesellschaft überhaupt Jungfrauen erwarten muß, die einst als Gattinnen häusliches Glück zu gründen und zu bewahren wissen. Denn obgleich die Errichtung des Hauswesens selbst vom Manne abhängt; obgleich das Glück des Hausstandes auch wenig gedeiht, ja oft ganz zerrüttet wird, wenn

es an dem Fleiße, der Ordnung und andern Tugenden des Mannes fehlt: so ist es doch unverkennbar, daß die Hausfrau, die ihre Pflichten treu erfüllt, einen großen und vielleicht den größten Antheil hat an der Begründung eines glücklichen Hausstandes. Sie ist es, die den Mann durch keusche Reize fesselt, und durch ihre Anmuth und treue Liebe an sich und an das Haus bindet; sie ist die Mutter, und die erste Erzieherin seiner Kinder. Sie ist es, die durch innere Ordnung, Fleiß, Klugheit und Wirthlichkeit den Wohlstand des Hauses gründen und bewahren hilft, durch den Sinn für das Schöne und Schickliche, womit sie der Schöpfer ausgestattet hat, zu dem Rechten das Angenehme, zu dem Nützlichen das Schöne bringt, und dem ganzen Hause die wohlthätige innere Ordnung und Anmuth gibt, wodurch sich der Mann so glücklich fühlt in dem Schooße seiner Familie. In dem genauen Zusammenleben mit dem Gatten mildert sie durch die Güte und Barmherzigkeit des weiblichen Charakters die Strenge des männlichen, mäßigt das Kräftige desselben durch ihre sanftere Sitte, und wird, indem sie die eigentlichen Vorzüge des weiblichen Charakters mit denen des männlichen vermählt, nicht nur selbst vollkommener, sondern macht auch ihren Gatten vollkommener, und wirkt dadurch wohlthätig zur Ausbildung des menschlichen Charakters überhaupt. Damit aber erstreckt sich ihr Verdienst nicht nur über ihr Haus und ihren Gatten, sondern verbreitet sich durch diese auch zu der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Denn das, was wir bürgerliche Gesellschaft, gemeines Wesen nennen, besteht ja ganz aus einzelnen Fa-

milien. Je geordneter, tugendhafter, glücklicher dieſe sind, deſto glücklicher wird das ganze öffentliche Leben, das ganze gemeine Weſen ſeyn, deſto weniger wird es der bürgerlichen Geſellſchaft an tugendhaften Vorſtehern und fleißigen, ordnungsliebenden Verwaltern der öffentlichen Geſchäfte fehlen, die in der Regel nur in der Ordnung eines tugendhaften Hauſes erzogen und gebildet werden. — Dieſen wohlthätigen Einfluß weiblicher Tugenden auf den Hausſtand und das bürgerliche Leben bezeugt auch die Erfahrung, indem die Nationen, wo das weibliche Geſchlecht herabgewürdigt wurde, und die Frauen nichts waren als die Sclavinnen der Männer ſich nie aus dem Stande der Rohheit und Barbarey zu feinerer Geſittung und höherer menſchlicher Bildung erhoben haben.

Alſo einen ehrwürdigen, aber auch ſchönen und belohnenden Beruf hat der Schöpfer dem weiblichen Geſchlechte gegeben. Denn kann etwas achtbarer ſeyn, als eine Hausfrau, aus deren Händen ohne Unterlaß Segen und Friede kommt über Gatten und Kinder, und über das gemeine Weſen? Und ſollte es nicht in ſich höchſt belohnend ſeyn, einen ſolchen Beruf mit Treue zu erfüllen?

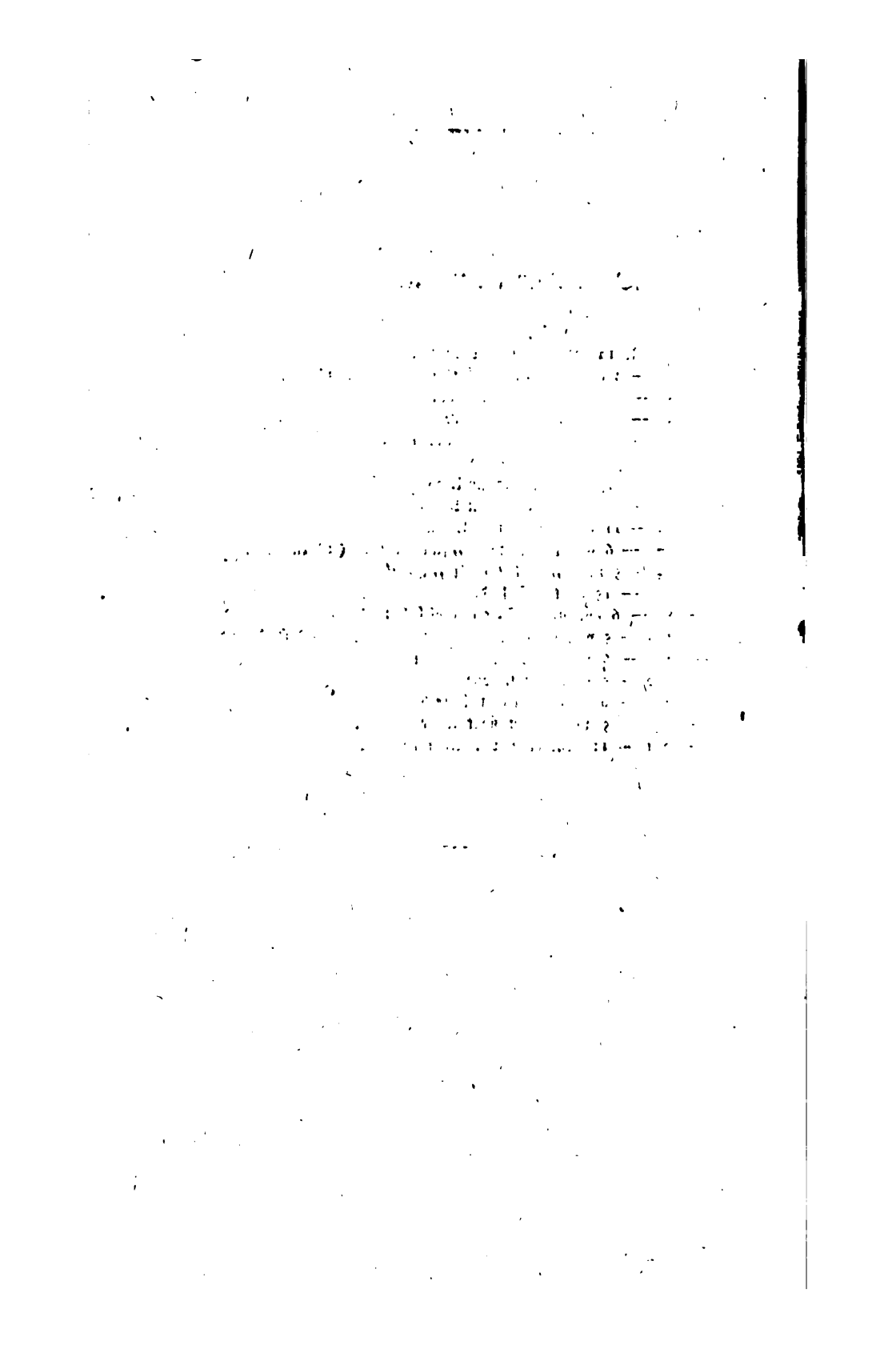
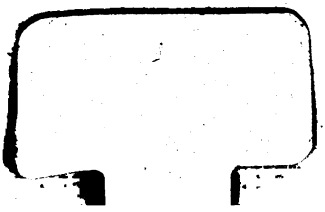
O ihr Frauen! ſo erkennt die Würde und das Glückſelige eures Berufs, und liebt und achtet den ſchönen Wirkungskreis, den euch der Schöpfer angewieſen hat. Wollet nichts anders ſeyn, als das, wozu euch der Schöpfer erſchaffen hat, was ihr ſo vortrefflich ſeyn könnt, wodurch ihr ſicher Liebe und Achtung erwerbt, wodurch ihr ſo glücklich macht und glücklich werdet, — Pflegerinnen des häuslichen Glücks,

die durch Anmuth, Sanftheit und unverletzte Treue den Gatten feſſeln und beglücken, und des Hauſes Wohlſtand und Frieden in ihren Händen tragen. Wollet nie auf einem andern Wege glücklich werden, als durch das Glück eures Hauſes! Denn das ſchöne Lebensglück, das ihr hier erringen könnt, es blühet euch nicht, wenn ihr den eigenen glücklichen Beruf verlaſſen, und Männer werden wollt, an Gelehrſamkeit, Geſchäft und Sitte, was ihr doch nicht vermöget; es blühet nicht dem buhleriſchen Weibe, die das Band der Liebe und Treue, durch das ſie den Gatten an ſich feſſeln ſoll, ſelbſt leichtſinnig zerreißt; auch nicht der Vergnügungsſüchtigen, der die Pflicht der Hausfrau eine Laſt iſt, und welche die ſchönſten Freuden thöricht verſchmäht, um da Lebensfreuden zu ſuchen, wo höchſtens nur Zerſtreuungen, nicht ſelten aber auch traurige Zerrüttungen des Lebensglücks gefunden werden.

Erkennt aber, ihr Männer, beſonders ihr, die ihr Gatten ſeyd, wie viel ihr, das Haus, das bürgerliche Leben den weiblichen Tugenden verdankt. Faßt nie den ſtolzen Wahn, als ſeyed ihr es allein, die das Haus und die menſchliche Geſellſchaft gleichſam auf ihren Schultern trügen, ſondern ſeyd dankbar gegen das Verdienſt der Frauen, die ihrem würdigen Berufe treu ſind! Sucht ihnen, die euch des Hauſes Freuden ſchaffen, auch gern ihr Leben zu verſchönern; ſeyd gegen ſie ſanft, gefällig, geduldig, und haltet ihnen das, worauf ein edles Weib den höchſten Werth ſetzt, die gelobte eheliche Treue.

So hat der Schöpfer alles weiſe eingerichtet, und jedem Geſchlechte ſein Verdienſt und ſeine beſondere

Bahn gegeben, um des Lebens Freuden zu gewinnen. Dem Manne das öffentliche Leben, das der Wissenschaft, der Kraft, des Muthes, der Entschlossenheit bedarf; dem Weibe das Haus, das durch ihre Anmuth gegründet, durch ihren Fleiß gebauet, durch ihre Tugend verbunden, durch ihre sanfte Sitte verschönert werden soll. — Des Weibes Zukunft sind ihre Kinder, — ihr Haus ist ihre Welt. Da ist das Feld, auf dem sie segnend wirkt für die, welche sie liebt, für das gemeine Wesen, für das menschliche Geschlecht; da verdient sie ihre Kronen bey Gott und Menschen.

Druckfehler im zweiten Bändchen.

S. 31 Z. 12 von unten statt mich l. euch
— 33 — 4 ist nach „Tugend“ das Komma zu streichen
— 35 — 8 statt Feinden l. Freunden
— 58 — 7 nach „Wohlergehen“ ist das Komma zu streichen
— — — 8 von unten statt drum l. darum
— 59 — 7 statt doch l. Doch
— — — 17 statt Verdienste l. Verdienst
— 68 — 17 statt zu zumessen l. zuzumessen
— 72 — 11 statt Allergings l. Allerdings
— — — 6 von unten nach „schauet“ ist (:) zu setzen
— 74 — 5 nach „Zeit“ fehlt „mit“
— — — 15 statt daß l. das
— 81 — 6 von unten statt ungleich l. zugleich
— 108 — 5 von unten nach „gewesen“ nicht (,) sondern (:)
— 110 — 6 von unten statt That l. that
— 132 — 5 statt lese l. lebe
— 141 — 6 statt lieblichen l. leiblichen
— 186 — 5 von unten statt jeder l. jener
— 201 — 11 fehlt die vor Aufforderung